# Die Folgen der Tugend und des Lasters,

oder

# moralische Grundsätze,

anwendbar gemacht aufs Herz durch Erzählungen.

---

Von
dem Hofrath von Eckartshausen.

Die folge ist, daſs sie verwelket.

---

München, bey Jos. Lentner 1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sey aufmerksam auf die Folgen deiner Handlungen, und du bist der Wahrheit näher gekommen. — —

Euch, ihr Wenige! die ihr es der Mühe werth haltet, manchmal über eure Handlungen nachzudencken, und durch die Folgen des Guten und des Bösen aufmerksam zu seyn; euch seyen diese Erzählungen geweiht!

Meine Absicht war euch nur einen Wink zu geben, damit ihr fühlen möchtet, daß keine Handlung im Menschenleben unbedeutend ist,

jede

hat ihre Folgen; das Gute bringt gute Folgen, das Böse böse; es kömmt auf die Zeit nicht an, in welcher die Folgen reif werden; bald geschieht es früher, bald später. Wer aufmerksam auf sein und andrer Leben ist, wird die Wahrheit dieser meiner Voraussetzungen finden. Auch die Geschichte kann meine Sätze rechtfertigen. Das Böse bringt Staaten in Untergang wie den einzelen Menschen; Revolutionen, die wir heut anstaunen, sind oft nur Folgen lang vorhergegangener Handlungen: man merke sich den Satz: daß das Gute die Folge des Wahren ist, und das Böse die Folge des Falschen. Die Gottheit hat alles so gerichtet, daß uns alles an sie erinnert. Die bösen Folgen des Falschen sollen uns Wahrheit erkennen lehren; uns über-

zeu-

zeugen, daß nur sie Gutes hervorbringt; und so soll der Mensch durch seine begangene Fehler sich verbessern und zur Weisheit zurückkehren. Er soll es; aber wenige werden aufmerksam durch ihre Fehltritte gemacht; auch nicht durch die Fehler anderer: Jahrtausende werden vielleicht noch vorübergehen müssen, bis der Mensch sein eigenes Wohl einsieht; bis er erkennen lernt, daß alles sinken muß, was nicht Wahrheit ist.

Die Geschichte zeigt uns eine Reihe der mächtigsten Staaten, wie sie aufkeimten; wie sie durch Annäherung der Wahrheit sich vervollkommten und durch Entfernung wieder sanken — nothwendig sinken mußten: allein auch diese grosse Auftritte im Menschenleben brin-

gen nur wenige Menschen zur Kenntniß der Wahrheit. Es kann auch nur stuffenweise geschehen, denn das Gute ist immer der kleinste Theil, das sich in Gährungen absöndert, und wem ist diese Welt ähnlicher, als einer gährenden Masse. — — Glücklich der, der sich über den Schlamm hebt; oder sich bemüht, über den Schlamm hervorzuragen! der Funke der Gottheit, der in ihm verborgen liegt, wird ihn näher zur grossen Menschenbestimmung führen.

# Innhalt.


Seite.

Einleitung. 1

Erhebung des Gefühls zum Schöpfer. 18

Von den Hauptlastern, woraus das Unglück der Menschheit entsteht. 24

## Erzählungen.

Folgen des Hochmuths und des Stolzes in Hybernien. 34

Ludwig, der Gebartete. 65

Lottchen, eine wahre Geschichte. 83

## Karakterschilderungen nach Originalien.

Mirmon. 129

Turpin. 131


Der

Seite.


| | |
|---|---|
| Eugenie Brandfort. | 182 |
| Der Sieg der Standhaftigkeit. | 195 |
| Der ehrliche Steffen. | 228 |
| Peter Farmer. | 264 |
| Die Folge des Hochmuths. | 278 |
| Alzahel, eine arabische Geschichte. | 291 |
| Azemir. | 316 |


Ein=

# Einleitung
## zu
## folgenden Erzählungen.

---

Ich schreibe nun ein Buch, und es soll den Titel führen: **Die Folgen der Tugend und die Folgen des Lasters.** Ich will den Menschen zeigen, warum die Tugend glücklich, warum das Laster unglücklich macht. Nicht theoretisch will ich beweisen, sondern beweisen durch Beyspiele, durch Erzählungen — mit einem Worte: ich will die Sache anschaulich machen.

Das Laster, meine Brüder! macht das Unglück der Menschen. Selig wäre dieser Aufenthalt hienieden, wenn es keine böse Menschen gäbe. Alle Philosophen seit Jahrhunderten sprachen von der Tugend. Menschen! riefen sie, seyd tugendhaft, wenn ihr glücklich seyn wollt: allein wenige waren ihrem Zuruf getreu, und

 viele

viele verstunden gar nicht, was sie sagten. Wenn ich die Welt fragen sollte; was ist denn Tugend? und was ist Laster? so würden mir wenig Menschen sagen können, was wirklich Tugend und Laster ist. Eine andere Frage, und noch wichtiger für die Menschheit wäre diese: warum macht denn die Tugend die Menschen glücklich? warum das Laster unglücklich? — Aber auch diese Frage werden mir wenig Menschen richtig beantworten.

Wir fodern nun von den Menschen, sie sollen tugendhaft seyn, und der größte Theil hat gar keinen Begrif von der Tugend; wir wollen, daß die Menschen die Tugend lieben sollen, und nur ein kleiner Theil der Menschen kennt die Beweggründe, die die Tugend liebenswürdig machen.

Der Wille der Menschen wird durch Erkenntniß regiert. Um das Gute zu wollen, muß man das Gute deutlich erkennen; darinn liegt der Grund der Herzensbesserung; darinn der Grund aller Menschenkultur. Statt uns aber zur Erkenntniß des Guten und Wahren zu führen, lockt uns alles zum Bösen und Falschen. Das Wahre führt zum Guten, das Falsche zum Bösen. Diese Grundsätze die Menschheit deutlicher kennen lehren, heißt **Menschenbildung.** Der Mensch bildet sich nur in so weit, als er dem

Wah=

Wahren und Guten näher kömmt, und wird schlimmer, je mehr er sich dem Falschen und Bösen nahet. **Menschen bilden** heißt also, sie das Wahre und Gute kennen lehren. Das **Wahre** ist der Gegenstand der **Erkenntniß**, oder des **Verstandes**; das **Gute** ist das Wahre in der **Ausübung**, der Gegenstand des **Willens**. Der Mensch muß **wollen**, und er **will nicht**, wenn er nicht deutlich erkennt: wie kann aber nun das geschehen? — durch die Kultur. Gott legt in den Menschen die Fähigkeit zu erkennen, und alles, was in der Natur ist, ist diesem heiligen Endzweck getreu. Die Folgen des Bösen, die Folgen des Guten sind das, was den Menschen aufmerksam macht, und ihn stuffenweise zur Erkenntniß des Wahren führt.

Gott ist die höchste Wahrheit und Güte; oder ein Wesen, das im höchsten Besitze der Kenntniße des Wahren und Guten ist, und dieses Bewußtseyn geniesset — — dieses Wesen ist Gott.

Der Besitz von Wahrheit und Güte zusammengenommen, oder der Wahrheit und ihrer Folge, ist **Weisheit**.

In Gott, als dem vollkommensten Wesen, das unendlich wahr und unendlich gütig ist, liegt

daher der ewige Wille, ihm ähnliche Wesen hervorzubringen, und zu ähnlicher Seligkeit zu bestimmen.

Dieser ewige Wille, der die Folge der höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten ist, wird Liebe genennt — göttliche Liebe.

Liebe ist die Folge der höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten. Sie entsteht aus dem Gefühle der höchsten Seligkeit der Gottheit, welche Seligkeit das Bewußtseyn der Macht ist, andere ihm ähnliche Wesen zu erschaffen, und sie zu ähnlicher Seligkeit zu bestimmen.

Dieser Trieb in seinem Ursprunge wird Schöpfung, im Fortgange Bestimmung, im Ende Vollendung, oder Seligkeit der Geschöpfe genennt.

Schöpfung, Bestimmung, Vollendung sind Folgen der göttlichen Liebe.

Alles, was immer ist, hat seine Gesetze, das heißt: nothwendige Verhältnisse, ohne welchen Verhältnissen die Sache die nicht seyn würde, die sie ist. Verändern sich die Verhältnisse, so verändert sich auch die Sache; hören die Verhältnisse auf, so hört auch die Sache auf.

Daß

Das Wesen, dessen nothwendige Verhältnisse nie einer Veränderung unterworfen waren, noch einer Veränderung unterworfen werden können, dieses Wesen wird ein **ewiges Wesen** genennt.

Die Attributen der Ewigkeit sind also **Unveränderlichkeit, immerwährendes Daseyn.**

Gott allein ist ewig, denn Unveränderlichkeit ist das Verhältniß der Gottheit: ohne diesem Verhältnisse würde Gott nicht Gott seyn.

Wäre sein Daseyn nicht von jeher gewesen, so wäre kein Schöpfer; folglich kein Geschöpf, denn das Veränderliche erhält seinen Ursprung aus dem Unveränderlichen, und das Zeitliche aus dem Ewigen.

Ein Geschöpf wird ein Wesen genennt, dessen nothwendige Verhältnisse einiger Veränderung unterworfen sind.

Schöpfung war die erste Veränderung; der Schöpfer oder Veränderer mußte nothwendig unveränderlich gewesen seyn, denn sonst wär er selbst Geschöpf gewesen.

Durch die Schöpfung entstund das **Zeitliche**, oder **Veränderliche**; denn Gott konnte keinen

Gott,

Gott, oder das Unveränderliche ein Veränderliches erschaffen.

Maß, Zeit, Raum sind Veränderungszustände körperlicher Dinge, und gründen sich auf die Beschränktheit unsrer Sinne, auf die Eindrücke, die nur stuffenweise erregt werden.

Wo allgemeine Uebersicht ist, und Unveränderlichkeit, dort ist weder Zeit, noch Maß, noch Raum.

Da Gott keine Sinne, wie das Geschöpf hat, so ist für ihn weder Vergangenes, noch Zukünftiges, sondern alles ist seinem Geiste Gegenwart.

Ich habe gesagt, daß Gott ein Wesen ist, das im höchsten Besitze des Wahren und Guten ist, folglich liegt ein ewiges Verhältniß in ihm, nach dem Wahren und Guten ewig zu handeln, welche Handlung wir göttliche Allmacht nennen.

Vermög dieser Allmacht, welche die Thätigkeit seiner Liebe ist, rief er die unendlichen Welten aus ihrem Nichts hervor; er erfüllte sie mit fühlenden Geschöpfen, mit Menschen, die er nach seinem Ebenbilde erschuf, und zur Seligkeit bestimmte.

Da es nun einen Schöpfer und Geschöpfe giebt, so muß es wieder ein nothwendiges Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe geben, und dieses Verhältniß oder Band, das den Schöpfer mit dem Geschöpfe, und das Geschöpf mit dem Schöpfer verbindet, ist Liebe.

Die Liebe ist dreyfach: Die Liebe des Schöpfers gegen das Geschöpf; die Liebe des Geschöpfes gegen den Schöpfer; und die Liebe des Geschöpfes zum Geschöpf.

Wie fähiger ein Wesen der Liebe ist, desto edler ist das Geschöpf. Der Engel unterscheidet sich vom Menschen nach den Graden seiner Liebe.

Die Liebe des Schöpfers gegen das Geschöpf besteht in der Bestimmung des Geschöpfs zu ähnlicher Seligkeit, das ist, in der Bestimmung zur Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten.

Die Liebe des Geschöpfs gegen den Schöpfer besteht in der Erkenntniß seiner Bestimmung zur Seligkeit, und in dem Willen der Erkenntniß des Wahren und Guten nachzukommen.

Wie mehr ein Mensch sich der Wahrheit und Güte nahet, je mehr liebt er Gott.

Die Liebe des Geschöpfs gegen sich selbst besteht in dem Bestreben das Wahre zu erkennen und das Gute auszuüben:

Und die Liebe des Geschöpfs gegen das Geschöpf, oder die Nächstenliebe entspringt aus der obigen Liebe gegen den Schöpfer und aus der wahren Liebe gegen sich selbst: daß ich nemlich meinen Mitmenschen wie mich selbst liebe, und daher der Gottheit durch die Liebe ähnlich werde.

Da Gott ganz Liebe ist, so konnte er keinen andern Endzweck bey der Schöpfung haben als das höchste Glück der Erschaffnen.

Der erschaffne Geist unterscheidet sich aber von dem ewigen Geiste, oder dem Geiste der Gottheit dadurch, daß er nur stuffenweis zur Erkenntniß kommt, da der ewige Geist durch einzelne Uebersicht im Besitze der Anschaulichkeit ist.

Anschaulichkeit will sagen die deutlichste Uebersicht der Dinge, ihrer Verhältnisse, Wirkungen und Folgen.

Da Gott ihm ähnliche Wesen zu ähnlicher Seligkeit bestimmte, so mußte er nothwendig

diese

diese Geschöpfe so erschaffen, daß sie fähig waren zur Erkenntniß des Wahren und Guten, ohne welchem keine Seligkeit ist, stuffenweis zugelangen; er mußte ihnen daher **Organe** geben, mittels welcher sie dieser Erkenntniß nach und nach fähig würden.

In einem Geschöpfe, das stuffenweis zu seiner Vollkommenheit schreitet, liegt daher auch als ein Verhältniß die **Nichtkenntniß**, oder das **Falsche**, und die Folge des Falschen, **das Böse.**

Da Gott Liebe ist, und den Menschen, das höchste Geschöpf der Erdorganisation, zur Fortschreitung höherer Vollkommenheit bestimmte, so mußte er nothwendig solche Verhältnisse aufstellen, wodurch sie durch eigne Selbstüberzeugung zur Erkenntniß des Wahren und Guten geleitet werden, folglich eine **Körperwelt** erschaffen.

Die Körperwelt unterscheidet sich von der Geisterwelt durch die Beschränktheit der Sinne der Erdorganisirten; denn da das Wahre in der Anschaulichkeit der nothwendigen Verhältnisse der Sachen mit ihrem ganzen Zusammenhange und Folgen besteht, so ist das Falsche ein Mangel dieser Anschaulichkeit, woraus das Böse als eine Folge entsteht.

In

In der Körperwelt ist also Wahres und Gutes; Falsches und Böses.

Gott, der im höchsten Besitze des Wahren und Guten ist, schließt seinen Eigenschaften nach alles Falsche und Böse nothwendig aus.

Der Mensch, seiner Natur nach, ist im Falschen und Bösen, weil er körperlich ist; aber die Fähigkeit, die die ewige Liebe in ihn legte, das Gute und Wahre zu erkennen, gab ihm auch eine Fähigkeit, das Gute und Wahre wählen zu können, und diese Fähigkeit wird **Freyheit** genennt.

Freyheit kann nur in der Körperwelt seyn, wo Wahres und Falsches ist; jenseits, wo Wahrheit und Güte ist, giebt es keine Freyheit.

Der Mensch mußte nothwendig nach den ewigen Verhältnissen in den Zustand der Freyheit gesetzt werden, weil er zur stuffenweisen Erkenntniß bestimmt ist; denn ohne dieser stuffenweisen Erkenntniß wär er nicht Geschöpf, sondern der Schöpfer selbst.

Des Menschen **Bestimmung** ist der Gottheit ähnliche Seligkeit; denn die Wirkung der Liebe ist der Trieb der Vereinigung.

Diese

Diese Seligkeit besteht in dem Bewußtseyn des Besitzes des Wahren und Guten, nemlich, in der Aehnlichwerdung der Gottheit.

Der Mensch hat also zween Wege, nemlich die **Annäherung** und die **Entfernung**.

Annäherung will sagen, daß der, der sich durch die Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten immer mehr der göttlichen Liebe ähnlich macht, sich immer mehr der Gottheit nahet.

Entfernung ist der Zustand, in welchen der Mensch durch das Falsche und Böse versetzt wird, wodurch er sich von Wahrheit und Güte, folglich von der Gottheit, entfernt.

Da die Annäherung der Weg zur Seligkeit ist, so muß nothwendig die Entfernung der Weg zur Unseligkeit seyn: und da Seligkeit und Unseligkeit in dem Bewußtseyn des seligen oder unseligen Gefühls besteht, so ist unwidersprechlich, daß der Weg des wahren Glücks nur in Aehnlichwerdung der Gottheit besteht.

Die Bemühung des Geschöpfs der Gottheit ähnlich zu werden, wird **geistliches Leben** genennt; das Aufhören dieses Bemühens **geistlicher Tod**.

Da dieses Bestreben nach Aehnlichwerdung zu Gott führt, der Wahrheit und Güte ist, und Wahrheit in der Anschaulichkeit besteht, so darf man sich des Ausdruckes bedienen, daß das Gute zum Licht führt.

Und da Unähnlichwerdung von Gott entfernt, folglich auch von Wahrheit und Güte, und uns also zum Falschen und Bösen leitet, so darf man sich des Ausdruckes, Finsterniß, bedienen.

Durch die Annäherung unterscheiden sich daher die Kinder des Lichts von den Kindern der Finsterniß, die von der Gottheit sich entfernen.

Ein Geschöpf, erschaffen nach dem Ebenbild Gottes, das will sagen, ihm ähnlich und bestimmt zu ähnlicher Seligkeit, dieses Geschöpf ist der Mensch. Er ist das höchste Geschöpf in der Erdorganisation; und das unterste Glied in der Kette höherer Wesen.

Der Mensch besteht aus Körper und Seele; er ist Thiermensch und Geistmensch: mit dem Körper hangt er an der Körperwelt; mit der Seele an der Geisterwelt; daher der Grund der doppelten Neigung, oder des Gesetzes des Fleisches, das mit dem Gesetze des Geistes streitet.

Der Mensch ist erschaffen zu höchster seinem Wesen angemessener Seligkeit; folglich zur höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten.

Gott ist ganz Liebe, und nur durch Liebe nähert sich das Geschöpf der Gottheit, und entfernt sich durch Nichtliebe.

Alles Gute ist die Folge der Liebe; alles Böse ist die Folge der Nichtliebe.

Wie mehr der Mensch in der Erkenntniß wächst; je mehr nimmt seine Liebe zu; wie mehr der Mensch von Irrthum geleitet wird, je mehr entfernt er sich von der Liebe.

Das Gesetz der Liebe ist Aehnlichwerdung, Aneinanderkettungstrieb, Einswerdung.

Alle Gesetze, die Gott gab, gründen sich auf Liebe. **Liebe Gott! Liebe den Nächsten! Liebe dich.**

Diese Gesetze sind nicht wie die Gesetze der Welt, die oft nur die Werke des Eigensinnes der Menschen sind: es sind nothwendige Verhältnisse, eingewebt in das Schöpfungssystem — ewig, wie die Gottheit selbst.

Jede Tugend besteht in der Liebe, und mißt sich nach den Graden der Liebe.

Jedes Laster besteht in Nichtliebe, und mißt sich nach den Graden der Nichtliebe.

Wie grösser die Liebe ist, je grösser ist die Tugend; wie grösser die Nichtliebe, je grösser ist das Laster.

Es fragt sich nun; was ist denn Tugend und Laster? und ich will es erklären.

Im Menschen liegt der Trieb zur Gesellschaft; eben durch diesen Trieb wird er edler als das Thier, denn seine Kräfte bekommen Zuwachs und thätiger wird seine Liebe.

Das Geschöpf unterscheidet sich von dem Geschöpfe durch die Fähigkeit seiner Liebe. Wie reiner, wie grösser die Liebe des Geschöpfes, desto edler ist das Geschöpf. Durch den Grad der Liebe unterscheidet sich der Engel vom Menschen, der Cherub vom Engel.

So lang der Mensch einzeln im Stand der Natur ist, so ist sein natürliches Gesetz seine Selbsterhaltung; nur Selbstliebe ist sein Verhältniß.

Höher ist der Beruf des Menschen. Er fühlt bald das Bedürfniß, und suchet seines Gleichen. Es entsteht die Gesellschaft, und so verändern sich die Verhältnisse. Wie im Stande der Natur zur Erhaltung des einzelnen Menschen seine Selbstliebe nothwendig ist, so erfodert das gesellschaftliche Leben die Liebe seines Mitbruders, die Nächstenliebe; so entsteht das erste Gesetz: **Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch deinem Nächsten nicht; und was du willst, daß man dir thue, das thue deinem Nächsten.**

Hieraus erklärt sich schon, wie edel die Bestimmung des Menschen ist. Die Wege der Aehnlichwerdung der Gottheit liegen in diesem heiligen Verhältnisse.

Menschen! wenn ihr von den Gesetzen der Gottheit redet, so stellet euch keine Gesetze vor, wie sie Menschen geben: die Gesetze der Gottheit sind nothwendige Verhältnisse zur Glückseligkeit des Menschen; ohne diesen Verhältnissen kann sie nicht erreicht werden.

Die Gesetze der Gottheit sind Gesetze der Liebe, und sie gebiethen nur die Liebe. Wenn ich nun im gesellschaftlichen Leben nach den nothwendigen Verhältnissen handle, so bin ich na-

türlich gut; und wenn ich eine Fertigkeit gut zu handeln erlange, so bin ich natürlich tugendhaft:

Führt mich aber meine Erkenntniß der Wahrheit näher, und ich handle nach den Verhältnissen nicht wegen meinem Selbstwohl, sondern wegen dem Wohle meines Nächsten, so wird meine Tugend edler, und man nennt sie philosophische Tugend.

Erkenne ich noch deutlicher Wahrheit und Güte, und übe mit Fertigkeit das Gute aus — üb' es darum aus, um der göttlichen Liebe ganz ähnlich zu werden, so ist diese Tugend die Tugend der Religion.

Laster ist daher die Fertigkeit diesen heiligen Verhältnissen entgegen zu handeln. Warum ist denn der größte Theil der Menschen mehr lasterhaft als tugendhaft? — Weil sie die Wahrheit und das Gute nicht erkennen; weil sie im Irrthum und im Bösen sind, denn das Böse ist die Folge des Falschen, wie das Gute die Folge des Wahren ist.

Warum erkennen aber so wenig Menschen das Wahre?

Weil Selbstliebe und Liebe zum Falschen sie verführt, und weil sie in Irrthum sind.

Wie geschieht nun dieses? — Theils durch die Beschränktheit unsrer Sinne; theils aus Mangel der Untersuchung, was wahrhaft gut ist, oder nicht; theils wegen dem allgemeinem Beyspiele des Irrthums; und theils, weil sich viele einbilden, es wäre unmöglich oder höchst beschwerlich dem Menschen, ein Leben der Liebe zu führen.

Wie kann man nun den Menschen von diesem Irrthume abführen?

Wenn man ihn die Tugend und ihre Folgen; das Laster und seine Folgen kennen lehrt; wenn man ihm zeigt, wie er zur Erkenntniß des Wahren, und zur Ausübung des Guten schreiten soll; wenn man ihn zur Anschaulichkeit führt, Vorurtheile entlarvt, und das Falsche entfernt, das ihn blendet.

Dies soll mein Bemühen in diesem Buche seyn. Alles, was ich erzähle, soll anschaulich und wahr seyn, und welche Wonne würde der Tag für mich haben, wenn einige meiner Brüder zu mir sprechen sollten:

Freund! wir sind der Wahrheit näher gekommen — näher dem Guten — näher der Harmonie des Ganzen, die Liebe ist.

## Erhebung des Gefühls zum Schöpfer.

Grosser Gott, ich bitte dich, gieb mir die Unschuld der Weisheit, denn ich erkenne, daß die Engel selbst nur in so viel vor Dir weise sind, als ihre Seele unschuldig und rein ist. Ich erkenne, daß ich mir nichts von dem Guten zuschreiben kann, das in mir ist, sondern daß ich alles Dir, meinem Herrn und Gott, zu danken habe. Mein Werk ist nur das Böse; das Gute, das in mir ist, ist Dein, Schöpfer und Erschaffer!

Ich bitte Dich, unendliches Licht der Wahrheit! führe mich auf den Wegen meiner Wanderschaft; von Dir allein will ich geführt werden, nicht durch meinem Eigendünkel, meinen Selbst-

stolz

stolz und meine Selbstliebe will ich mich führen lassen. Ich rufe zu Dir, Herr! führe mich. Alles will ich lieben, was Du mir zu erkennen giebst, das gut ist: an allem will ich mich ergötzen, was wahr ist, denn Du Herr bist Güte und Wahrheit, und ich weis und empfinde, daß das Gute lieben, es wollen und thun, Dich, mein Gott! lieben heißt; das Wahre lieben, es wollen und thun ist die Liebe des Nächsten — laß mich Dich, laß mich meinen Nächsten lieben.

Mit allem dem, was Du mir gabst, bin ich zufrieden, weil ich weis, daß ich soviel empfangen habe, als mir zuträglich ist, und weil Du mich gelehrt hast, daß denen, die wenig empfangen, auch wenig zuträglich ist. Ich als Dein Geschöpf weis nicht, was mir zuträglich ist, sondern Du allein weist es, o Herr! der für alle ewige Dinge Vorsehung thut. Der wahr auf Dich hoffet, sich an Dich kettet, der kann nicht verlohren seyn.

Herr! zu Dir flehe ich, denn Du bist mein Vater; zu wem soll ich flehen, als zu Dir? — Wer liebt mich so sehr als Du? — Wer streckt seine Arme im Elend gegen mich aus, als Du? — Du bist die ewige unwandelbare Liebe — immer bereit, das Flehn deiner Geschöpfe anzuhören, nie taub zu der Stimme Deiner Kinder.

Du bist nicht, wie die Menschen, die so gern dem Elende ihre Thüre verschließen, heut geben und morgen wieder rauben, oder unwillig den Brocken ansehen, den sie uns zu werfen; oder die uns bey ihren Thüren von ihren Dienern abspeisen lassen, nein, so bist Du nicht; vor Dir ist der König wie der Bettler, alle sind wir Deine Kinder.

Zu Dir rufe ich also, Vater! und wer zu Dir, Vater! ruft, den kannst Du nicht verstossen. Ich erinnere Dich Deines Versprechens. Ich bin ein schwacher Mensch, und wenn nun mein Kind zu mir käme, mich um Erbarmen flehte, ich würd' es nicht verstossen; und Du, dessen Liebe weit die Liebe aller Geschöpfe übertrift, Du solltest mich verlassen können? — O wer so denken könnte, der kennt Dich nicht. — Du bist die Liebe, und was vermag die Liebe nicht! —

Sieh, Herr! in dieser Erde, in die Du mich hingesetzt hast, ist soviel Elend. Betrachte mein Auge; in Thränen spiegelt sich die halbe Sonne, wenn sie untergeht, und die Morgenröthe hört meine Seufzer. Sieh das Herz, das Du mir gabst, wird von Gram gefoltert, und diese Arme, die Du mir, Schöpfer! gegeben hast, strecke ich gen Himmel, und flehe um Rettung.

Du, der Du alles übersiehst, der Du alles weißt, höre mich, und eile mir zu helfen. Du bist mein Vater; Du gabst mir Seele und Herz; laß die Seele des Kindes nicht die Beute des Grams, und dieses Herz nicht das Opfer der Trübsal seyn. Denke, daß ich ein sinnliches Geschöpf bin, das Organe hat und leidet — kannst Du deine Kinder leiden sehen? — Nein, Du bist Vater, Du hilfst und rettest.

Hab ich Deine Wege auch je verlassen, war ich Dir ungehorsam; soll ich nun vor Dir zittern? soll ich nun zweifeln, ob Du mich hören wirst? — Nein, Herr! ich zweifle nicht; Du hörst auch den, der Dich verließ, und froh streckst Du die Arme gegen den Verirrten aus.

Du bist nicht wie ein Mensch, der seine Launen hat, der zörnt und pocht, zankt und schmähet, oder der sich nur langsam durch Winseln bewegen läßt; Du bist Dir immer gleich — immer Liebe.

Das, was Du uns gebothen hast, ist nicht wie das Geboth der Könige der Erde; nur unser Selbstwohl ist der Gegenstand Deines Gesetzes: alles, was Du willst, das wir thun sollen, ist der Liebe willen. Herr! wenn ich meinen

nen Handlungen nachdenke, so finde ich vieles, worinn ich Deinen heiligen Gebothen entgegen handelte.

Ich entschuldige mich nicht; ich erkenne meinen Irrthum; aber Du, Herr! wirst mich entschuldigen, der Du die Schwachheit der Sterblichen kennst. Was kann ein Geschöpf, das aus Thon gemacht ist, und ein schwaches Moosrohr, das sich unter dem Sturm der Leidenschaften beugt? —

Ich erkenne, daß ich Deiner Liebe entgegen gehandelt habe, und mir ist auch leid — nicht leid, weil ich nun Deiner Hilfe bedarf, oder weil ich mich vor der Strafe fürchte, nein, Deinetwegen allein ist mir leid, weil ich Dich so spät erkennt habe; weil ich weis, wie sehr Du liebst, und wie wenig ich geliebt habe.

Könnten Martern Deine Gerechtigkeit besänftigen, so würde ich sie gern erdulden; könnten neue Höllen das Unrecht gut machen, das ich that, so verschließe mich in diese Höllen; nur raube mir den Gedanken Deiner Liebe nicht! — Aber Deine Strafen sind nicht Rache. Daß das Unrecht uns durch sich selbst zur Erkenntniß führe, das ist Dein Wille, das ist das Gesetz Deiner Liebe.

Herr!

Herr! ich erkenne nun; verschließe mir also die Arme nicht, in die ich wieder zurück komme. Meine Reue besteht nicht in kindischem Winseln oder in unruhigem Grame; sie besteht darinn, daß ich meinen Willen verbessere, und nicht mehr zurücktrette; daß ich meine Seele umändere, das sey meine Buße. Herr! mein Wille ist fest: aber ich vergesse nicht, daß das Fleisch schwach ist. Ich bin nicht stolz auf meine Kräfte; was sind die Kräfte eines schwachen Sterblichen? — Ich erkenne, daß ich aus Nichts kam; aber eben darum, weil ichs erkenne, so komm ich zu Dir und bitte Dich um Deinen Schutz. Leite mich durch die Wege dieser Wanderschaft, schicke mir Deine heilige Engel, und führe meine Seele durch heilige Einsprechungen. Mache mich zu einem Werkzeuge Deiner Liebe, und lasse mich soviel Gutes hienieden wirken, als nur möglich ist. Nie werde ich vergessen, daß alles, was geschieht, Dein Werk ist, und daß ich nur ein schwaches Werkzeug bin, das ohne Kraft ist, wenn die Hand Deiner Güte es verläßt.

Mit Stärke der Seele hoffe ich nun auf Dich, und wer glaubt, liebt und hoffet, wird nicht zu Schanden werden; Gott! mein Helfer! mein Erretter! Amen.

---

Von

# den Hauptlastern,

woraus das

## Unglück der Menschheit entsteht.

### Stolz. Ehrgeitz. Hochmuth.

Stolz, Ehrgeitz und Hochmuth gründen sich in einer unmäßigen Selbstliebe. Der Stolz ist eine übertriebne Einbildung von sich selbst, und seinen eignen Vorzügen vor andern, da man sich Vorzüge beylegt, die man nicht besitzt; oder in wirkliche Vorzüge einen grössern Werth legt, als sie haben.

Ehrgeitz ist das unmäßige Bestreben nach falscher Ehre bey Menschen um ihrer selbstwillen.

Hochmuth ist das Bestreben durch ein äusserliches Betragen Aufmerksamkeit zu erregen, und Vorzüge vor andern zu erhalten.

Man sieht, daß diese Laster das Band der Liebe abschneiden, den Menschen von dem Menschen trennen, da sie Geringschätzung und Erniedrigung der andern hervorbringen, und daher das Glück der Gesellschaft stören.

Mangel an Kenntniß seiner selbst ist die erste Ursache des Stolzes; wer sich, wer den Menschen kennt, der wird nicht stolz seyn.

Der Stolz verräth Dummheit und Nichtkenntniß, er ist eine lächerliche Leidenschaft. Der Stolz kann sich nur bessern, wenn er erkennt, daß es keine Grösse giebt als Seelengrösse; und wenn er sich überzeugt, daß der Mensch nichts von sich selbst, sondern alles durch die Gnade desjenigen macht, der die Menschen schuff.

## Grundsätze wider den Stolz.

1. Die Menschen sind alle gleich; alle Kinder der Gottheit; alle Brüder.

2. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf; sein zufälliges Glück ist das Werk der Zeit und der Umstände; das wahre Glück ist das Werk der Gottheit, der Bildung seiner Seele.

3. Der Mensch bleibt immer ein schwaches Geschöpf. Verstand, Schönheit, Stärke sind Zufälle – Geschenke der Gottheit, auf die er nie Ursache hat stolz zu seyn. Eine Nerve, die sich verrückt, macht den Weisesten zum Narren; eine Krankheit verunstaltet das schönste Gesicht, und entnervet den stärkesten Mann.

Mensch sey also nicht stolz, denn du schodest dir und dem Nächsten.

## Beweise.

Der Stolze. Ich bin mehr als du.

Ich. Wer weis das? Ich bin ein Mensch; welches Vorrecht hast du vor dem Menschen?

Der Stolze. Ich hab mehr Verstand.

Ich. Verstand? — Ich glaube du hast weniger; denn wenn du mehr Verstand hättest, so würdest du dich nicht über andere erheben wollen.

Der Stolze. Ich bin schön.

Ich. Ja! Die Blume ist auch schön; die Natur auch; das Pferd dort auch; — und doch bleibt die Blume Blume; die Natur Natur; das Pferd Pferd. Ist die Schönheit dein Werk, oder das

das Werk des Zufalles? — Ist es das Werk des Zufalles, warum sagst du: es sey dein Eigenthum? — Wenn der Zufall das wieder zurück ruft, was sein ist, denn bist du verlohren.

Der Stolze. Ich bin geschickt.

Ich. Weil du also geschickter bist als ein anderer, so hast du Vorzüge über andere, so hast du ein Recht stolz zu seyn? — Sieh! wenn du der erste Gelehrte bist, so wirst du mir doch keine Schuhe flicken können: also kann der Schuhflicker etwas, das du nicht kannst, und hat auch der Schuhflicker einen Vorzug vor dir. Wenn nun der Schuhflicker mit dir stolz wäre, wie du gegen ihn; — wär es nicht lächerlich?

Der Stolze. Ich bin reich.

Ich. So hat das Geld einen Werth und nicht du. Was dir die Menschen thun, thun sie nicht wegen deiner Person, sondern wegen deinem Gelde. Wenn du kein Geld mehr hast, bist du elender als das Elend selbst.

Der Stolze. Ich bin von Adel.

Ich. Was will das sagen? — Ein blindes Vorurtheil, eine Lüge ists, daß die Geburt adelt.

Ein

Ein Mensch wird gebohren wie der andere; wir kommen alle nackt zur Welt. Der Schustersohn erbt das Schurzfell seines Vaters; das Kind des Grafen das Diplom seiner Ahnen; dem wahren Werthe nach ist das Schurzfell und das Adels-Diplom eines wie das andere. Das Schurzfell macht keinen Schuster, und das Diplom nicht den Mann. — Der Stolze ist in jeder Rücksicht lächerlich.

## Anmerkung.

Dummheit und Irrthum nähren den Stolz; wenn die Menschen vernünftig wären, würde der Stolz bald verschwinden; aber so sind sie närrisch genug, bücken sich vor dem Kleide, ohne zu denken, wer der Mann ist, der es trägt. Seit Jahrhunderten hat der Schein immer mehr Eindruck gemacht als die Wahrheit.

Die meisten Menschen sind Kinder; sie laufen dem nach, was glänzt. Das Leuchtwürmchen ist immer mehr geachtet als eine andere Rauppe, die nicht glänzet, obwohl in sich selbst ein Wurm wie der andere ist. Der Stolze ist auch nicht mehr als ein Leuchtwurm.

## Vorurtheil des gemeinen Mannes.

Wenn der Bauer in die Stadt kömmt, und sieht dort die grossen Palläste, denn sperrt er das Maul auf, und bildet sich ein, die Menschen wären so groß wie die Häuser. Er zieht wie in der Kirche den Hut ab, und denkt: wenn die Herren nicht so groß wären, würden sie nich in so schönen Häusern wohnen; so denkt er. Aber du denkst unrichtig, guter Mann! Es kömmt ja nicht aufs Haus an; es kann der niedrigste Schelm in einem prächtigen Pallaste seyn. — Du bist irrig, guter Mann! Denke, wenn man dir unverhoft diesen grossen Pallast schenkte, würdest du ein anderer Mensch seyn, als zuvor? — Gewiß nicht. Der Unterschied wäre nur, daß du itzt einen Pallast bewohntest, wo du ehvor in einer Hütte warst. Und so ist es eben mit dem, der dort wohnt. Er ist Mensch, wie du; und wenn er nicht edler im Herzen ist als du — nun, so gehört er unter die Schnecken, denen die Natur ein Haus von Geburt her gab, und die in der Menschheit doch weiter nichts als Schnecken sind, und unter die kriechenden Thiere gehören.

Aber die grossen Tafeln! —

Nun

Nun ja, die grossen Tafeln! — Hat der Mensch einen grössern Werth, der zehnmal mehr ißt als ein anderer? Wornach messest du denn, guter Freund, das Verdienst deines Knechtes? — Nach der Arbeit, die er dir thut, oder nach den Speisen, die er verzehrt? — Du lachst; nun ja, ich lache auch. Wenn du den Werth deines Knechtes nach dem wahren Verdienste und dem Nutzen schätzest, den er dir leistet, so schätze auch den Grossen nach dem Nutzen, den er der Menschheit schaft, und nicht nach der Menge Speisen, die er verdaut. Um den Werth eines Menschen wahrhaft zu bestimmen, so berechne den Werth des Menschen auf die Art, die ich dir nun sagen will. Setze dich mit ihm in Gleichheit, und denke: was kann ich? was kann ich nicht?

| | |
|---|---|
| Er wohnt im Pallaste. | Das kannst du auch. |
| Er hält Tafeln. | Das kannst du auch, wenn du Geld hast. |
| Er hat Diener. | Die kannst du auch haben um Geld. |
| Er fährt in der Kutsche. | Das kannst du auch. |

Bist du nun ein anderer Mensch? gewiß nicht. Du bist ihm gleich: nur die Umstände fehlen dir.

dir. Du siehst also, daß dieses ein falscher Werth ist. Wenn du dir aber sagen kannst:

Der Mensch denkt richtiger als ich.

Er besitzt eine Fertigkeit im Guten, die ich nicht habe.

Er kennt Wahrheit.

Seinem Blicke ist alles anschaulich.

Hier ist wahrer Werth. Der geht dir vor; nicht durch Geburt und Glück, sondern durch die Bildung seiner Seele. Der ist der Gottheit ähnlicher geworden; aber er wird nicht stolz seyn.

Nun laßt uns auch den Charakter eines Stolzen betrachten.

## Der Stolze

bildet sich ein, daß er ein wirkliches Vorrecht vor andern Menschen habe. Er sucht keine eigne Verdienste, sondern seine Verdienste sind erborgt, wie sein Kleid, das er trägt. Er ist stolz auf sein Geld, auf seinen Adel, auf seine Ritterschlößer, auf seine Pferde, auf seine Diener. Er sieht den größten Theil der Menschen verächtlich an. Weil bey ihm Geld und Adel der Maßstab sind, nach

welchem er die Menschen mißt, so hat niemand einen Werth in seinen Augen, der nicht Geld hat, und von Adel ist. Die Dumheit der Menschen, die den Narren für was grosses ansehen, der im Grunde nichts ist, bläht seinen Hochmuth auf, wie der Wind den Ballon, mit dem der Knabe spielt. Er bildet sich ein, die halbe Welt wäre wegen seiner erschaffen. Die Menschen, mit welchen er Umgang sucht, sind Dummköpfe oder Schmeichler — Dummköpfe, die ihn immer bewundern — Schmeichler, die ihm immer recht geben. So bildet er sich endlich ein, daß, wie er Adel und Geld ererbt hat, habe er auch Künste und Wissenschaften geerbt. Er vernünftelt daher über alles, und giebt überall den Ton an. In der Satire ist er ein Meister; alles ist ein Gegenstand seiner satyrischen Züge: nur vergißt er sich selbst. Auch entscheidet er über alles; denn der Narr entscheidet, sagt die Weisheit, und die Vernunft erwäget. Sein Pferd und sein Diener, sein Hund und sein Bauer haben gleichen Werth, denn er kennt nichts als sich selbst. Wenn er in der Kutsche fährt, so bildet er sich ein, jedermans Augen seyen auf ihn gerichtet, und wenn ihm der Schneider ein neues Kleid bringt, so bildet er sich ein, seine Hoheit habe dadurch einen sonderlichen Zuwachs erhalten. Mit dem gemeinen Manne giebt er sich nicht ab.

Kömmt er unter mehrere Menschen, die er nicht für seines gleichen ansieht, so nimmt er seine Zuflucht zu einem Fläschgen Riechwasser. Es stinkt hier vom gemeinen Manne, sagt er, ich kann den Pöbelgeruch nicht ertragen. Er hat eine grosse Bibliothek, und liest nichts; er ladet Gelehrte zu Tische, damit er sagen kann, er sey ein Beschützer der Künste und Wissenschaften. Es ist keine hohe Stelle offen, zu welcher er sich nicht tauglich und berechtigt hält, denn sein Stolz macht ihn zu seiner Dummheit blind. Mit einem Worte: wenn es nicht angenommen wäre, die stolzen Narren (denn sie gehören unter die Klasse der Narren) in der Welt zu gedulden, so hätten sie den ersten Anspruch ins Narrenspital.

# Erzählungen.

## Folgen des Hochmuths und des Stolzes in Hybernien.

Lange kämpfte Hybernien wider den Stolz der Könige von England. Diese glückliche Gegend theilte sich in vier Reiche und mehrere Herrschaften. Die Menschen lebten lange und glücklich, bis Hochmuth und Stolz die Herzen derjenigen anfüllte, die die Väter ihrer Unterthanen hätten seyn sollen. Der Geist der Eintracht floh aus ihren Pallästen; der sanfte Schlaf deckte das Auge nicht mehr, denn sie träumten von der Krone und vom Königsthron. Die Bande der Freundschaft waren getrennt; Mißtrauen war in den Städten; es entstunden Faktionen; der Partheygeist zündete seine Fackel an, und verheerte den

Tempel

Tempel des Friedens; Menschen wurden gegen Menschen aufgebracht, man würgte und mordete, und warum? — Um die Krone eines Königreichs. So kurzsichtig sind die Menschen, wenn sie von Leidenschaften verblendet werden. Was ist eine Krone ohne Glück? Was ein Thron ohne Zufriedenheit? — Aber der leidenschaftliche Mensch sieht nichts; er ist verblendet, und der falsche Schein führt ihn ins Verderben. Er betrachtet nur die Aussenseite der Sache — ein Ideal, das nur in seiner Einbildung besteht und ohne Wirklichkeit ist. Ich kann König werden; so sagt der Stolze, und sein ganzes Herz füllt sich an mit dem Gedanke: ich kann König werden.

Gewiß ist es, daß jede Leidenschaft uns in eine Art von Wahnsinn versetzt, die manchmal bis in Raserei übergeht. Der Unglückliche, der im Narrenhause schmachtet, der sich einbildet ein König zu seyn, ist von demjenigen, den der Hochmuth antreibt ein König zu werden, nur darinn unterschieden, daß die Welt jenen einen Narren und diesen einen Ehrgeizigen nennt. Gebt beyden gleiche Macht, und sie werden gleiche Thorheiten begehen. Der Narr im Spital wird vielleicht zween oder drey zu Boden drücken, um sich in seiner Einbildung dahin zu schwingen, wo er sich hindenkt; der Ehrgeizige hingegen wird tausende seiner Unterthanen bluten lassen um das

zu erreichen, was er sich einbildet; und die Menschen sehen doch nicht ein, daß auch Ambition rasende Narrheit ist. Man lese die Geschichte nach, und schaudere zurück vor den schrecklichen Thaten, die die Narrheit des Ehrgeizes ausübte. Länder sind entvölkert, Gegenden verwüstet, Flüsse färben sich mit Blut, und Leichen häufen sich in Gefilden auf; und warum das? — Eines Menschen wegen, dem die Raserei den Kopf verwirte, der sich in seiner Einbildung einen Thron baute, und welchen zu ersteigen er Berge von Leichen aufthürmte, und nun tretten noch Schmeichler hinzu, und vergöttern die Narrheit, und verewigen den Rasenden in der Geschichte, um die Nachwelt gleiche Thorheiten zu lehren.

Die Menschheit wird nicht durch Könige glücklich, sondern durch Fürsten, die Väter ihres Volkes sind. Die Krone des Thrones, der Purpur sind Tändeleien, die das Auge der Vernunft nicht blenden. Die Handlungen allein haben einen Werth, die den Menschen zum Glücke führen, ihn menschlicher machen; dieses ist die Bestimmung der Könige; ihr Volk zu schützen ist ihre Pflicht, nicht zu erobern.

Stolz und Ehrgeiz vereinigten sich, um Hybernien ganz unglücklich zu machen. Das Volk wurde das Schlachtopfer der Raserei seiner Vorsteher, die Unterthanen büßten mit ihrem Blute die Thorheit ihrer eingebildeten Könige. Es giebt Menschen, die die Rasereien der Grossen mit einem besondern Namen bezeichnen, den der Pöbel anstaunt, weil er ihn nicht versteht, und dieser Name ist **Politik**. Wenn der Mensch mit Menschenvernunft frägt: warum thut man denn dieses oder jenes? es verträgt sich ja nicht mit der Menschheit rc. so antwortet man ihm: Die Politik erfodert es so. — Was ist denn die Politik? — Ein fürchterlicher Name, vor dessen Klange die Menschen zurück schaudern würden, wenn sie ihn wahrhaft kännten; — ein Gewebe von Kunstgriffen und Bevortheilungen des Stärkern gegen den Schwächern. Sie sollte Weisheit seyn, vereint mit Klugheit; aber das ist sie nicht mehr: der Machiavellist hat sie entstaltet, und ein Ungeheuer daraus gebildet, das die Menschheit entehrt.

Vergebens sucht die Welt die grossen Revolutionen in verborgenen Ursachen auf; vergebens vernünftelt die Politik; vergebens schreibt der Gelehrte; die Leidenschaften der Menschen determiniren den Verfall der Staaten: aus ihnen entsteht die Gährung, aus der Gährung die Krank-

heit

heit, aus der Krankheit der Tod. Die Lebensgeister des Staats, Tugend und Liebe verschwinden; das Laster nimmt über Hand, und endlich flieht die Seele ganz von dem todten Körper, der in Fäulniß übergeht. Seine pestilenzische Ausdünstungen scheuhen jedes edle Geschöpf von ihm; nur Motten und Würmer nähern sich, und beleben die todte Massa. So gieng es von jeher; so geht es noch. Dort, wo einst der edle Römer stund, voll Tugend, voll Stärke, da steht vielleicht nun ein feiger Bandit, aufgelegt, um Geld zu morden.

Hybernien war in vier Reiche getheilt. Das beträchtlichste davon war Lagenien. Der Monarch führte dort den Titel als Irlands König. Dublin war die Hauptstadt, wo er wohnte; die drey übrigen Theile Irlands waren Momonien, Ultonien und Connacien.

Nach den Königen war Orodice der erste Fürst von Medien. Er hatte eine einzige Tochter; sie war schön, und ihre Seele war gut. Ihr Rang, ihre Würde machte das Aug jedes Fürsten auf sie aufmerksam, und die Vornehmsten freiten um sie.

Demetrius, der König von Lagenien begehrte sie für seinen Sohn. Dem Fürsten von Medien

schmei=

schmeichelte dieser Antrag; er hatte geheime Entwürfe. Er konnte kaum seine Freude verbergen, und antwortete mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken dem fürstlichen Werber. Sydi, ein Günstling Orodicens, den der Fürst wie seine Seele liebte, ward gerufen, und sollte theilnehmen an der Freude dieses Antrages. Sydi! fieng der Fürst an, mein Vertrauter und mein Freund! nimm Theil an meinem Glücke, an dem Glücke meiner Tochter, und sage mir ungescheuht deine Meinung über diesen Antrag. Sydi erblaßte; Verwirrung trat auf seine Stirne; er stockte einige Zeit, denn erhollte er sich wieder, und fieng so zu seinem Fürsten an: Monarch! sagte er, wenn ich als ein Schmeichler reden wollte, so würde ich sagen, daß die Hand des Sohns des Demetrius Glück für eure Tochter wäre; wenn ich aber als Freund rede, so dächte ich, ihr solltet Ursanien nicht an den Sohn des Demetrius verheurathen. Er ist ehrgeizig, unersättlich und leidenschaftlich. Erwäget die Gefahr, sich mit diesem Mächtigen zu verbinden, der keine Tugend, keinen Glauben kennt, als seine Grösse. Seine Absicht ist nicht reine Liebe, sie ist Politik und seine Plane zielen dahin, euch ärmer zu machen, und euch eure Länder zu rauben. So sprach Sydi. Aber es giebt Stunden, in denen Fürsten ihre Freunde zu Rath ziehen, und doch

lieber

lieber Schmeichler anhören. Die Wahrheit wird an Höfen leicht zum Verbrechen, und die Politik auswärtiger Mächte arbeitet immer an dem Sturze derjenigen, die die wahren Freunde der Könige sind. Sie sehen lieber, wenn sie von Schmeichlern umrungen sind, denn sie stümpern aus Schmeichlern Werkzeuge ihrer Plane, und hiezu taugen Freunde der Fürsten nicht; sie lassen an ihrem Herze nicht stümpern. Orodice gieng tiefsinnig fort, und erklärte sich, daß er über die Sache nachdenken wollte.

Mittlerweile kam Prinz Egard, Demetrius Sohn. Der Vater empfieng ihn mit Güte, und betrachtete ihn als den Erben zweier Königreiche. Mit diesen Augen sah ihn Ursanie nicht. Die Liebe sieht manchmal richtiger als der Ehrgeiz. Welchen Werth hat aber auch ein Königreich für den Liebenden? — Das Herz hat nur allein dort einen Werth, wo es ums Herz zu thun ist: für Ursanie hatte Egard keinen Werth. Sie betrachtete ihn wie einen Königssohn, der gebohren war, Länder, aber nicht Herzen zu beherrschen.

Egard sah Ursanie; ihre reizende Gestalt machte den lebhaftesten Eindruck auf sein junges Herz. Er liebte, das will sagen: er glaubte zu lieben,

denn nichts betrügt sich leichter als das Herz der Liebenden. Man sieht eine schöne Blume, und wünscht sich im Besitze dieser Blume zu seyn. Kinder wollen alles haben, was ihnen schön dünkt, und nie sind wir mehr Kinder als in der Liebe.

Orodice war mißtrauisch gegen seinen Freund Sydi. — Es ist so, daß die Aufrichtigkeit Mißtrauen erweckt. Man wird oft an Höfen um Rath gefragt, und man verargt es dem Manne, wenn er als Freund spricht. So sind die Menschen. An Höfen gleichen des Fürsten Freunde den goldnen Bechern in einer Schatzkammer: sie haben innerlichen Werth; man kennt ihn, aber man braucht sie nicht.

Sydi lebte zu lange am Hofe, um nicht Orodicens Mißtrauen zu merken: er schwieg, aber tiefer Gram war in seiner Seele. Orodice benachrichtigte seine Tochter von seiner Absicht. Ursanie war verzweifelnd, als sie hörte, daß Egard ihr Gemahl werden sollte, und überließ sich ganz dem wüthenden Schmerze. Früh verlohr Ursanie ihre Mutter; jung war das Mädchen und ohne Erfahrung. Sie sah Sydi, einen Mann von Gefühl, und sie liebte ihn. Auch Sydi war für die Prinzeßin nicht gleichgültig, er liebte sie,

heftiger

heftiger als Ursanie es wußte, denn die Klugheit foderte von ihm seine Liebe zu verbergen. Ursanie schmeichelte sich nie, daß ihr Vater jemal diese Liebe billigen würde, und doch nährte sie dieses Gift in ihrem Busen. Sydi übersah die ganze Folgenreihe des Uebels, das diese Liebe verursachen könnte, und war doch zu schwach, seiner Leidenschaft zu widerstehen. Oft sagte er sich selbst: ich bin Mann, ich muß mehr Stärke der Seele haben als Ursanie. Es ist Pflicht, sie zurecht zu weisen, ihr zusagen, daß diese Liebe eine Schwärmerei ist, die die schlimmsten Folgen haben könnte. So entschlossen war er; allein ein Blick von Ursaniens Auge entwaffnete den Helden wieder, und jahrelange Entschlüsse zerstörte eine einzige Minute. So kann der Mensch wohl stark seyn in Stunden der Ruhe, wenn er einsam auf seinem Zimmer über sich nachdenkt; und schwach, wenn es Zeit zum Kampfe ist. Spottet nicht ihr, die ihr bleierne Herzen habt, die ihr nie die Liebe fühltet, spottet nicht. Wie edler der Charakter eines Menschen ist, wie gütiger sein Herz, desto schwächer kann er seyn, wenn er liebt. Ich verstehe aber hier nicht die niedrige Wohllust, denn Wohllust ist nicht Liebe. Der thierische Genuß ist nicht zu den edlen Empfindungen fühlbarer Seelen zu rechnen. Der, der nur zu genießen wünscht, liebt nicht; er achtet

tet nicht den Gegenstand, er denkt nur auf Befriedigung seiner thierischen Bedürfnisse; dieser Hang verdient den Namen „Liebe„ nicht. Wenn thierische Wohllust Liebe ist, so kann ich sagen, der Säufer hat seine Freude an vollen Bouteillen, der Fresser hat eine Liebe zu seinem Capaun, den er verzehrt. Es ist in der That auffallend, wenn man sich sagen kann: ich werde so geliebt, wie ein gebratner Kapaun; wirklich eine Liebe zum Fressen! — Das Gefühl wahrer Liebe ist ganz ein anders Gefühl. Wenig Menschen kennen es, und unglücklich der, der es kennt, wenn er keinen Gegenstand findet, der gleiches Gefühl hat; — und wie selten sind diese Gegenstände so wohl unter dem männlichen als weiblichen Geschlechte? — Ich liebe; — das will viel gesagt haben. Ich kannte noch wenig Menschen, die dieses heiligen Gefühles fähig waren. Das Gefühl wahrer Liebenden ist dem Engelsgefühle gleich; rein, wie die Liebe, die im Himmel ist. Sich gegenseitig anzusehen, sich zu sagen — ohne Worte zu sagen — du bist mein Wunsch; dein Wohl mein Gedanke; das ist Liebe — untadelhafte Liebe. Mädchen! sagt der wahrhaft Liebende, du bist ein Schatz, den die Gottheit mir anvertraut hat, durch gleiches Gefühl unsers Herzens, durch Sympathie unsrer Seelen. Nie will ich durch Lüsternheit die Reinheit deiner Unschuld

schuld entweihn. Könnte ich dein Freund seyn, und dich entehren? — Dich glücklich zu wissen ist der Gedanke meiner Seele. Ich leide, wenn du leidest, freue mich, wenn du dich freuest. Die Natur ist mir schöner an deiner Seite, die Sonne reiner, wonnevoller die Flur; der Schmerz versiegt, wenn du mit mir weinst; der Gesang der Nachtigallen klingt herrlicher in meinem Ohre; die Schöpfung wird mir liebenswürdiger, und zur Anbethung der Gottheit erhebt sich meine Seele. Dieses Gefühl ist Liebe. — — So liebten sich Sydi und Ursanie. O heiliges Gefühl! wie verkannt bist du in prachtvollen Städten, wo Menschen das Gefühl der Natur geschändet haben, hier wo ganz Sinnlichkeit ist! — Flieh, flieh, sanfterer Jüngling, und bringe nicht dein trugloses Herz zu sinnlichen Dirnen. Schöne Larven ohne Seelen, eitel und sinnlich, dies ists alles, was du hier findest. Sie schlafen ein bey der Sprache des Gefühls, und gähnen bey den Empfindungen der Seele. Tanz und Lärm ist ihre Freude, springen, lachen, scherzen ist ihr Gefühl, das ist ihre Empfindung. Was erwartest du von Seelen dieser Art? Täusche dich nicht selbst; unter hunderten ist nicht eine, die der wahren Liebe eines Mannes werth ist. — So dachte aber Ursanie nicht; sie war aber auch nicht so erzogen, wie die Mädchen unsrer Städte. Sie beurtheilte

nicht

nicht den Werth des Mannes nach der Breite seiner Schultern, oder nach der Rüstigkeit seines Körperbaues: sie kannte einen feinern Werth, den wirklich unsre Mädchen nicht kennen.

Ich gab mir viele Mühe die Denkart unsers heutigen Frauenzimmers genau kennen zu lernen; immer beurtheilte ich es noch zu gut. Ich dachte wohl, daß man sinnlich seyn könne; glaubte, daß man wenig Gefühl haben könne: aber so sinnlich, so ganz ohne Gefühl, so ganz materiell zu seyn, wie die meisten sind, das übersteigt alle Begriffe. Bedaurungswürdiger Jüngling! der du Seele und Empfindung besitzest, traue nicht jedem blendenden Gesichte; es giebt schöne Statüen, nur ewig Schade, daß sie keine Seelen haben. Wenn du lieben willst, so liebe ein Ideal; wenigstens wirst du nicht betrogen. Ich rede zu dir, guter Jüngling! zu den übrigen rede ich nicht, denn auch der größte Theil des Mannsgeschlechtes ist keiner edlen Gefühle empfänglich. Die mögen immer ihrer würdige Mädchen finden; es ist eins mehr betrogen als das andere. — Aber läßt mich meine Ursanie aufsuchen.

Sydi hatte eine Schwester, die sich Sara nannte. Sie ward von Ursanien geliebt; aber doch war sie nicht die Vertraute ihrer Liebe

mit

mit Sydi. Sara hörte die Nachricht von Ursaniens nahen Vermählung; sie eilte, ihr zu dieser Verbindung Glück zu wünschen, und fand das edle Mädchen in Thränen. Sara erschrack, als sie Ursanien in diesem Zustande sah. Prinzeßin! fieng sie an, überlaßt man sich so der Freude? Ihr Gesicht ist trübe, finstrer Gram deckt ihre Stirne, da Freude sich über ihre Wangen verbreiten sollte. Hat denn der glänzende Name einer Königin für Ursanien keinen Werth? — Der Name Egards Gemahlin zu werden — Egards, des Sohn des grossen Demetrius? — Ist er ein unbedeutender Name? — Und die Beherrscherin von ganz Irland zu seyn, hat das keinen Reitz für euch? —

Ursanie wandte ihren Blick auf ihre Freundin; schmachtend war ihr Auge, und der Schmerz malte sich lebhaft in jedem Zuge. Dein Erstaunen, Sara! ist gerecht, sagte Ursanie; aber mein Schmerz ist es nicht minder. Ich liebe und werde beständig lieben: aber Egard ist nicht der Gegenstand meiner Liebe. Ich will nicht rückhaltend gegen dich seyn, Sara! Da, nimm dieses Gemälde; bedaure deine Freundin, und schweige.

Sara öfnete eine goldne Kapse, die ihr Ursanie gegeben hatte, und beym ersten Anblick des Gemäldes erkannte Sara ihren Bruder. Sie war betroffen; ihr Auge blieb starr auf Ursaniens Auge geheftet; sie wollte Wahrheit im Blicke suchen, weil sie wußte, daß Blicke das Sprachorgan der Empfindungen sind. Ursaniens Herz fand sich durch das Geständniß, das sie ihrer Freundin machte, erleichtert; sie umarmte Sara, und weinte heftig an ihrem Busen. Wenn der Schmerz den höchsten Grad erreicht hat, so ist das Auge des Unglücklichen thränenlos. Es ist, als wäre jede Zähre versiegt, die zur Erhollung fließen könnte. Nur denn, wenn ein sanfteres Gefühl von Freundschaft oder Theilnehmung in die Seele übergeht, beugt sich der starre Schmerz; Thränen fließen, und beweisen, daß sie die Natur zur Linderung des Unglücks gab.

Ursanie erhob sich von ihrem Sitze, nahm Saras Hand und führte sie in ihr Kabinet. Da erzählte sie ihr den ganzen Hergang ihrer Liebe. Ich bin fest und unwandelbar in meinem Entschluße, sagte Ursanie. Ich liebe Sydi, und ziehe ihn allen Königen der Welt vor. Wünschte ich mir je eine Krone, so wär es darum, daß ich sie auf Sydis Haupt setzen könnte. O wie glücklich, Prinzeßin, erwiederte Sara, ist mein Bruder!

ich kenne ihre ganze Liebe; aber ich kenne auch das Unglück, das uns bevorsteht. O welche schwarze Wolken stehen schon über ihrem Haupte, Ursanie! —

**Ursanie.** Laß sie stehen, Sara! — Was hat ein Herz zubefürchten, das jeden Trost in der Liebe findet? Wenn Sydi mir getreu ist, so mag die Welt sich zertrümmern, und wir werden uns unter den Ruinen noch lieben.

So sprach noch Ursanie, als Sydi entzwischen kam, und ihre Rede unterbrach. Traurig war sein Blick, und düstere Melancholei verbreitete sich über sein ganzes Wesen. Sie sind ewig für mich verlohren, göttliche Ursanie! fieng er an. Der Fürst bestimmte schon den Tag ihrer Hochzeit; ich komme auf seinen Befehl, Ihnen die Nachricht davon zu bringen. In drey Tagen ist Egard ihr Gemahl. Ursanie ward blaß, und sank in die Arme ihrer Freundin Sara. Seufzer hoben ihren schönen Busen, und Thränen erstickten ihre Stimme. Sydi warf sich zu ihren Füssen, und beschwor sie, bey allem, was ihrem Herzen heilig war, ihren Schmerz zu mäßigen. — Nein, lieber Sydi! sprach Ursanie, nie werde ich meine Hand dem stolzen Sohne des Demetrius geben; Egard soll nie mein Gemahl seyn. Welche kann einen Egard lieben, die schon einen Sydi

kannte?

kannte? — Ich will meinen Vater aufsuchen, will mich zu seinen Füssen werfen, ihm meine ganze Liebe gestehen, ihn beschwören, und er wird nicht grausam seyn; er wird Erbarmen mit mir Unglücklichen haben. Sollte er mich von sich stossen, so will ich ihn und dieses Königreich fliehen, einen Winkel in der Welt suchen, und in einer Hütte mit Sydi glücklich seyn.

Noch lag Sydi zu Ursaniens Füssen, als Orodice von dem Prinzen Egard begleitet ins Zimmer trat. Schnell erhob sich Sydi, und die Prinzeßin trocknete die Thränen von ihren Wangen. Fasse dich, liebe Tochter! sagte Orodice; wichtige Ursachen bewegen mich die Ehre anzunehmen, die mir der grosse Demetrius anträgt. Hier ist Egard, sein Sohn; er reicht dir seine Hand; du wirst sie annehmen, weil dich dein Vater um diese Gefälligkeit bittet. Ursanie konnte nicht antworten; sie war bleich und zitternd. Tief beugte sie sich zur Erde, und ihre Verbeugung war Zeuge ihrer Unterwürfigkeit, und zugleich ihres Grames. Der Fürst, der an dem Gehorsam seiner Tochter gar nicht zweifelte, sah die Wirkung des Schmerzes für eine Wirkung der Eingezogenheit an. Er verließ seine Tochter wieder, und gab Sydi ein Zeichen ihm zu folgen.

Orodice umarmte den guten Sydi. O Freund! sprach er, wer ist nun wohl glücklicher, als ich? Ursanie wird Königin, und das Glück, das mir in meinen alten Tagen noch bevorsteht, ist ohne Grenzen. Du weißt, Sydi, daß der König von Momonien ein entkräfteter Greis ist; Demetrius ist unfähig die Bürde der Regierung ferner zu tragen; er selbst tritt seinem Sohne Egard die Krone ab, weil ich ihm Ursanie zum Weib gebe, und nun werde ich Lagenien und Connacien beherrschen. — Sydi hörte aufmersam zu, und die Leidenschaft, die in seinem Herzen wühlte, verhinderte jeden andern Eindruck auf seine Seele. Orodice glaubte, die Freude, die Sydi über die Nachricht fühlte, die er ihm gab, wäre die Ursache seiner sprachlosen Stille. Er verließ ihn, und schwärmte in den angenehmsten Gedanken der künftige Beherrscher von ganz Hybernien durch die Heurath seiner Tochter zu werden.

So betrügt sich der Mensch, und unterhält sich gern mit Chimären seiner Einbildungskraft; er sieht sein Glück in den Bildern seiner Ideen, die die Leidenschaft ihm vormalt, und da er dem Schatten eines Glückes nacheilt, vergißt er darüber die Stunde des wahren Glückes der Gegenwart zu genießen.

Binnen der Zeit war Egard bey Ursanien; er wandte alles an, ihr Herz gegen seine Liebe fühlbar zu machen. Ursanie begegnete ihm mit Achtung, aber ihr Auge verbarg ihm nicht, daß er nie Liebe von ihr erwarten könnte. So deutlich aber immer die Sprache ihres ganzen Wesens gegen Egard war, so wenig verstund sie der stolze Prinz. Er bildete sich ein, Ursaniens Betragen wäre die Folge ihrer Eingezogenheit, und der Kälte ihrer Worte legte er den Namen Schüchternheit bey. So gerne verblendet den Menschen die Eigenliebe, und wir malen die unvollkommenste Zeichnung zu einem herrlichen Bilde aus. Es giebt Menschen, die sich einbilden, daß es gar nicht möglich sey, daß man sie nicht lieben müsse, besonders wenn sie reich sind. Sie sind so thöricht, daß sie den Werth des Goldes auch auf ihre Rechnung schreiben.

Tage giengen vorüber, und Sydi konnte seine Ursanie nicht mehr sprechen. Ihr Vater machte dem Hofe ihre Heurath kund, und die Stunden wurden im Gepränge des Zeremoniels zugebracht, um Ursanien Glück zu wünschen. Herrlich ist das Menschengefühl, das ein Herz über des andern Glücke fühlt; herrlich ist der Ausdruck der Seele; wenn man sich saget: ich neher Theil an dem Wohle des andern: allein auch diese Tu-

gend ist mit vielen Gaben am Hofe zum Zeremoniel geworden. Da speißt man ohne zu hungern, trinkt ohne zu dürsten, wünscht Glück ohne Gefühl, und liebt ohne Herz. Da ist Wirklichkeit zur Zeremonie geworden. Ursanie wußte das alles; allein ihr Rang verurtheilte sie, Worte der Zunge zu hören, wovon das Herz keinen Antheil hat. Froh war Ursanie, wenn der Abend kam, der sie von der lästigen Gesellschaft der Höflinge und des zudringlichen Egards befreyte; mit Vergnügen eilte sie in die Arme der stillen Ruh, und fühlte das grosse Bedürfniß edler Seelen — das Bedürfniß der Einsamkeit. Da dachte sie über die Welt nach, und überlegte, was wahres Glück, wahre Grösse sey. Sie fühlte, daß zum Vergnügen des Herzens all das Blendwerk des Hofes nichts beytrage; sie sah ein, daß ein Königssohn ein Königreich, aber kein Glück geben könne. Indessen sie so tief ihren Gedanken nachhieng, trat ihr Vater auf ihr Zimmer. Er fand Ursanien in Thränen. Sie warf sich zu seinen Füssen. Ich bin unglücklich, sprach sie, ewig unglücklich, wenn Sie nicht Mitleid mit mir haben. Ich hasse den Mann, den Sie mir zum Gemahl bestimmen; ich lernte ihn nur zu gut diese Tage über kennen. In seiner Seele ist keine edle Empfindung; er ist nichts, als der Sohn eines Königs; und was ist ein Königssohn

für

für ein Herz, das einen Menschen sucht? — Was nützt es mir, wenn Sie mich zur Königin der ganzen Welt machen, und ich doch unglücklich bin? — Ist ein grösserer Kerker nicht auch ein Kerker? Lasten goldne Fesseln nicht wie eiserne? und wenn ich Gift aus einem goldnen, mit Diamanten besetzten, Pokal trinke, ist es wohl minder tödtend? — O erbarmen Sie sich ihrer Ursanie, Vater! denken Sie nicht, daß Sie König sind; es ist um das Wohl ihrer Tochter zu thun. Vergessen Sie den König um Ursaniens Vater zu seyn. Ich will gern einsam meine Tage verleben, die erste ihrer Dienerinen seyn, und alle meine Kräfte aufbieten, jeden Tag ihres Lebens Ihnen angenehm zu machen; aber rauben Sie sich selbst Ihre Tochter nicht. Es giebt Prinzessinen genug, die Königinen werden können, aber wenige werden Sie finden in Ihrer Ursanie, die ganz Orodices Tochter seyn möchte. Lassen Sie sich doch nicht durch die Königreiche blenden, die man Ihnen anbiethet; Sie erhalten sie ja nicht umsonst; Sie erkaufen sie durch das Unglück Ihrer Tochter. Wenn Demetrius sagte: Orodice! ich will dir mein Königreich abtretten; aber Ursanien mußt du mir zur Sklavin geben, Sie würden es nicht thun; und da Sie mich an Egard verheurathen, verkaufen Sie mich nicht auch?

— O

— O Vater! Hören Sie nur diesmal die Stimme der Natur und nicht des Ehrgeizes.

Orodice war gerührt; eine Thräne trat in sein Auge, und rollte langsam seine Wange herab. Ich kann nicht mehr zurück, Ursanie, sprach er. Ich versprach Egarden deine Hand; ich muß mein Wort halten.

**Ursanie.** Sie versprachen ihm meine Hand; aber er soll auch mein Herz haben, und dieses haben Sie ihm ja nicht versprechen können. Was nützt die Hand eines Mädchens, wenn es sie einem Manne reicht, den sie im Herzen verabscheut? — Hände kann man wohl mit Gewalt nehmen, aber Herzen nicht. Und Ihr Wort! — — um nicht wortbrüchig werden, verdrängen Sie die sanftesten Gefühle der Natur aus ihrem Herzen, und versprechen Ihre Tochter, wie man eine Sache verspricht, die man verschenken will.

**Orodice.** Ich fühle mein Unrecht; aber es giebt Umstände, wo es Pflicht wird, ungerecht zu seyn.

**Ursanie.** Wie das, mein Vater?

**Orodice.** Bedenke die Vereinigung zweier Königreiche.

Ur-

Ursanie. Welchen Werth hat ein Königreich für die Seele? — Sehet dort, mein Vater! dort stehen zehn Ameisenhügel; auch diese sind Königreiche; nicht in unsern Augen, sondern in den Augen der Ameisen. Auch sie wählen, so wie die Menschen; und da kömmt ein Kind, und zerstörrt ihnen ihre Plane: werden die Menschen wohl glücklicher, wenn Orodice der Beherrscher zweier Königreiche ist? — Nein, Vater! in eurem Hause ist niemand als Ihr und ich, zween Menschen, und Ihr, die Ihr euch das Glück dieser zween weder vorstellet, noch könnt, Ihr wollt Millionen von Menschen glücklich machen? — Entsagt diesem Gedanke; kein König kann Menschen glücklich machen, nur der Mensch selbst macht sich glücklich; — Glück liegt im Menschenherze, nicht in der Gewalt der Könige. Sie können Güter, Ehrentitel und Geld geben, aber Vergnügen, Ruhe, Gesundheit; mit einem Worte: alles, was das edelste im Menschenleben ist, das geben sie nicht, können es nicht geben; und doch fühlen sie nicht ihre Armuth. — —

Das Gefühl der Natur, Stolz und Ehrgeiz kämpften in dem Herzen des Fürsten von Medien. Der Gedanke, zwey Königreiche zu beherrschen überwog den Gedanke, daß er seine Tochter unglücklich machen würde. Es war beschlossen;

Ursanie mußte gehorchen. Ich werde gehorchen, sagte Ursanie, und sollt ich auch das Opfer eures Ehrgeizes seyn. Ich liebe euch zu sehr, mein Vater! um nicht alles zu thun, was euch gefällt.

Ursanie schickte ihre Freundin, und ließ Sydi zu sich rufen. Er kam. Sydi! fieng die Prinzeßin an, ich konnte das Herz meines Vaters nicht bewegen. Alle meine Worte gleiteten über sein Herz ab, das keine andere als die Stimme des Ehrgeizes mehr hörte. Ich bin entschlossen: — O Sydi! führe mich in ein Kloster; in einer einsamen Zelle will ich meine Tage verweinen, und weil ich nicht für dich seyn kann, Sydi! so will ich für niemanden mehr auf dieser Welt seyn.

Meine Prinzeßin! erwiederte Sydi! ihr sollt nicht das Opfer des Ehrgeizes werden. Wenn euer Vater der Vernunft kein Gehör giebt, so soll Zwang ihn seine Pflichten lehren. Ich bin der oberste Befehlshaber aller Truppen; ich will ausziehen gegen den König von Momonien, eure Freyheit schützen und sterben. Weil Sydi noch so sprach, kam Orodice athemlos zu Ursanien. Ich bin beleidigt, schrie er, abscheulich beleidigt. Der stolze Egard unterschrieb den Vertrag nicht, den ich ihm vorlegte; er begehrte,

daß

daß ich dir, Ursanie! mein ganzes Königreich zum Brautschatz geben sollte; der Eigennützige! — Er will also nur ein Königreich, will nicht dich, nicht deine Hand. Ich antwortete aber auch dem Buben, wie ers verdiente, und nun soll nur mein Gedanke seyn, diesen Schimpf zu rächen. — Krieg! Krieg! Ich will sein Land verheeren, seine Palläste zerstören; Blut soll in seinen Städten fließen, und wo sein Aug sich hinwendet, soll Elend und Verwüstung seyn. — So sprach der erzörnte Orodice. Der Zorn der Grossen ist den Wasserströmmen ähnlich, die aus ihren Grenzen tretten, und Länder weit umher verwüsten. Wie gefährlich für die Menschheit sind die Leidenschaften der Fürsten! — Krieg! Krieg! — und warum Krieg? weil dich Egard beleidigt hat? — Kurzsichtiger Orodice! weil du schwach genug warst, dich vom Ehrgeize verblenden zu lassen, so sollen deine Unterthanen deine Thorheiten bezahlen? — Tausende willst du unglücklich machen, um dich an Demetrius zu rächen? Ungeheuer eines Fürsten! — Du bist nur der erste Bürger im Staate, Orodice! du bist nicht berechtigt, das Blut deiner Unterthanen deiner Thorheit wegen zu verspritzen. Geh, leg deine Krone nieder; du bist zum Tirannen, aber nicht zum Fürsten geschaffen.

Sydi stund sprachlos vor Orodicen. Nur auf dich, sagte der zürnende Fürst, nur auf dich gründe ich noch mein Vertrauen. Räche mich, und Ursanie soll dein seyn. Da, nimm ihre Hand! — Wie wird Egard zürnen, wenn er weis, daß Sydi Ursaniens Gemahl ist. Nimm, und räche den beleidigten Orodice.

Gott im Himmel! welcher Wirrwar von Leidenschaften ist in den Herzen der Mächtigen! ohne Gränzen ehrgeizig soll alles das Opfer ihres Stolzes seyn: denn, beleidigt, fodern sie die ganze Natur auf zur Rache, verkaufen ihre eignen Kinder des Stolzes wegen, erschöpfen Länder und tödten Menschen um das Vergnügen zu haben, sich zu rächen. —— Das gefährlichste und schlimmste Thier ist der Mensch, der seine Leidenschaften nicht bezwingen kann, und zugleich Macht hat zu schaden.

Ursanie wußte nicht, was sie aus alledem, was vorgieng, machen sollte. Sie sah ihren Sydi an, und er warf sich zu ihren Füssen. Es ist so in der Welt, sagte er, Prinzeßin, daß manchmal die Edlen Vortheile aus den Leidenschaften der Unedlen ziehen; wäre dieses nicht, wie ganz grenzenlos elend müßte nicht die Welt seyn! — Wir wollen diesen günstigen Augenblick nicht versäumen.

men. Ursanie! ihre Hand ist mehr als die Eroberung einer Welt für ihren Sydi. Noch den nemlichen Abend ward Sydi auf Orodicens Befehl der Gemahl der Prinzeßin. Orodice ließ es öfentlich kund thun, und ertheilte hievon dem stolzen Demetrius Nachricht. Nun war alles in heftigster Gährung; von jeder Seite rüstete man sich zum Kriege, und traurig war der Unterthan, da er die Gewitterwolke sah, die Sturm und Hagel verkündigte.

Sydi mußte die Armee gegen Demetrius anführen; Ursanie wollte ihm folgen: aber Sydis Liebe und Klugheit ersuchte sie, ihre Wohnung auf einer Veste zu nehmen, wo sie vor den Anfällen des Feindes sicher wäre. Traurig war der Tag, an dem Sydi und Ursanie sich trennen mußten; sie liebten sich zärtlich und kannten höhere Freuden als die des Sieges, der Rache und der Eroberung. Aber es mußte seyn. Sydi erhielt Ursaniens Hand unter der Bedingniß, Orodicen zu rächen. Ich gab mein Wort, sagte er, es ist mir heilig; sollt ich unterliegen, so sterbe ich mit Freude bey dem Gedanke, daß Ursanie mein war. Der Klang der Trompete rief den Helden aus den Armen seiner Gattin, er verließ sie, und zog nun mit seinen Kämpfern gegen Demetrius aus. Sara, Ursaniens Freundin war

immer

immer an der Seite der Gemahlin Sydis. Sie verschwätzten die langweiligen Stunden, und sprachen von Freundschaft und Liebe; sie betheten um Sydis Erhaltung und um Friede. Einst sassen sie in der Laube des Schloßgarten und sahen dem Untergange der Sonne zu, der so majestätisch und prächtig war. Auf einer hohen Klippe stund die Veste; man sah eine unermeßliche Strecke vor sich liegen, Flüsse, Wälder, Seen und Haine verschönerten die Aussicht. Man kann sich denken, wie schön der Anblick eines heitern Sommerabends von dieser Höhe müsse gewesen seyn. Stilles Vergnügen, das man nur in der Betrachtung der Natur findet, war in Ursaniens Seele, und sanfte melancholische Schwermuth malte sich auf ihrem schönen Gesichte; man laß den Wunsch ihres Herzens an ihrer Stirne; dieser Wunsch war, daß Sydi ihre Freude mit ihr fühlen möchte. Die Sonne war bereits untergegangen, und es war schon Nacht. Da der Mond im Neulicht war, lag alles umher in Finsterniß. Nur Sterne funkelten und spiegelten sich dort und da im Bache und im See. Sara lag schon zu Bette, aber Ursanie konnte nicht schlafen. Sie trat ans Fenster, und sah nach der Gegend, wo sie glaubte, daß ihr Sydi wäre. Auf einmal hörte sie einen Lärm; es war, als hörte sie das Geklirre von Waffen. Das Geräusch kam näher; es waren

ren Feinde, die die Burg bestürmten. Es kam mit den Soldaten, die die Festung bewachten, zum Kampfe; Ursanie erschrack, Sara verließ ihr Lager. Arm in Arm geschlossen stunden sie da, als Demetrius mit seinen Soldaten eindrang, die Veste eroberte, und Ursanien und Sydis Schwester zu Kriegsgefangenen machte.

Mittlerweile, als dieses geschah, erwartete Sydi den Morgen. Alles war schon bereitet zur Schlacht. Schlaflos lag er auf seinem Lager, und berechnete ängstlich die Zeit. Morgen ist der entscheidende Tag, sagte er; morgen fällt Egard unter meinem Schwerte, oder Sydi wird nicht mehr seyn. Unglückliche Ursanie! ich liebe dich; aber was wirst du werden, wenn Sydi nicht mehr seyn soll? Ich kenne deine Denkart, trautes Mädchen! du hast ein Herz, geschaffen zur Liebe, und was ist der Liebende ohne dem Gegenstande seiner Liebe? — Welche glückliche Aussichten öfneten sich nicht meinen Wünschen? Wie glücklich würde ich nicht mit Ursanien seyn, wenn ihr Vater nicht ein König wäre? — — Der Morgen grauete, die Vögel erwachten allgemach vom Schlafe, als ein Bote die Nachricht ins Lager brachte, das Ursanie gefangen war. Sydi war ausser sich. Nun muß ich siegen oder sterben, sprach er. Kommt Freunde, und rächet

mich und euren König! — Nun war alles in Waffen. Das Heer des Demetrius wurde angefallen, und Stundenlang dauerte der schreckliche Kampf. Tausende fielen, aber man kämpfte noch immer; endlich kam die düstere Nacht, und brachte die Krieger voneinander. Demetrius wurde geschlagen, und flüchtete sich, verfolgt von Sydi. Es ward immer dunkler, und Sydi hielt es nicht mehr rathsam, den Feinden länger nachzusetzen. Er kehrte aufs Schlachtfeld zurück. Da sank er hin auf einen Haufen von Leichen, und der Schlaf schloß seine Augen in Gefilden, wo die Augen von tausenden auf ewig geschlossen waren.

Demetrius und Egard flüchteten sich und Ursanie wurde nach England gebracht, wo sie Heinrich II in Schutz nahm. Dieser Heinrich warf sich nun zum Mittler der kriegenden Mächte auf, und man fieng an, Friedenshandlungen abzuschließen. Als aber Heinrich die Lage der Sachen kannte, mischte sich auch sein Interesse darein; er hofte als ein Dritter Vortheile aus dieser Verwirrung zuziehen, und unter dem Namen Hilfsvölker schickte er einen seiner besten Generalen, Steinbock genannt, mit dreyßig tausend Mann nach Irland. Diesem Generale wurde Ursanie anvertraut. Demetrius und Egard fochten nun

unter

unter Englands Fahne, und der unglückliche Orodice unterlag. Dublin wurde erobert, und keine Grausamkeit ist zu erdenken, die Egard nicht ausübte. Das Volk empörte sich wider diesen Tiran, und rief selbst Heinrich von England zum König aus. Steinbock frohlockte hierüber, denn die Hilfe war Staatspolitik um Irland zu erobern. Sydi, der Heinrichs Plane einsah, war einem Rasenden gleich. Abscheuliche Politik! rief er auf, Räuberei von feinerer Art, um Länder zu rauben! Behandelt man so den Schwachen? — O ihr Ungeheuer, ohne Moralität und Sitte! — — Er zog sein Schwert, und kämpfte mit Steinbocks Kriegern, tödtete und würgte, bis er selbst verwundet dahin sank.

Halb todt wurde der tapfere Krieger in Steinbocks Zelt gebracht, wo er zum letztenmal seine Ursanie sah. Blutend war ihr Herz, heiß die Thräne, die auf die halbtodte Wange floß. Ich werde dich nicht überleben, Sydi, sagte sie; stirb getrost, ich folge dir. Auch starb Sydi wirklich in ihren Armen, und Ursanie mit ihm, indem sie sich ermordete, als Sydi seine Augen schloß.

Heinrich von England gab Medien dem unglücklichen Orodice zurück, brachte die übrigen Fürsten unter seine Botmäßigkeit, und vereinigte einige Jahre darauf Irland mit Englands Krone.

Trau-

Traurige Tage verlebte der unglückliche Orodice. Er las oft noch den Brief, den ihm Sydi in seiner letzten Lebensstunde schrieb, und überdachte die Wahrheit: **wie sehr Hochmuth und Ehrgeiz die Menschen unglücklich machen.**

Sydis letzter Brief an Orodicen war dieser:

## Mein König und Fürst!

Ich bin nah dem Tode; aber ich sterbe für euch, und das ist mein Trost. Immer war ich euch getreu; — o könnte ich nur mit meinem Tode eure Ruh und das Glück eurer Unterthanen erkaufen: aber dieses ist vergebens. O hättet ihr mir nur eher Gehör gegeben, eure Unterthanen würden noch glücklich seyn. Der Ehrgeiz ist eine gefährliche Leidenschaft für Fürsten, und jede Leidenschaft ist Fürsten gefährlich, denn auswärtige Mächte benützen sie, und ziehen Vortheile aus ihrer Schwachheit.

Ich habe euch oft erinnert, Orodice! daß England nur auf eine Gelegenheit lauerte, uns zu unterjochen. Dem Mächtigen ists nicht ums Recht zu thun, sondern nur um den Schein des Rechts. Lange schon arbeitete England an diesem Plane: man kannte den jungen Egard, wußte seinen Stolz, und suchte diese Leidenschaft in ihm zu erhöhen. Man kannte euren Charakter, und wußte, daß zween harte Steine, die sich reiben würden, Feuer geben müssen. Von einheimischen Zwistigkeiten ziehen immer ausländische Feinde Vortheile.

Ich bedaure euch mein König! ihr kanntet die Politik der auswärtigen Höfe zu wenig, und ihr selbst habt ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Plane auszuführen. Möchtet ihr doch itzt durch Erfahrung klüger werden, und einsehen, daß der Könige Pflicht ist, für ihre Unterthanen und nicht für ihre Leidenschaften zu leben. Ich sterbe; nur Ursanien verlasse ich hart; die übrige Welt hat keinen Reiz für mich. Ich bin froh ein Theater wieder zu verlassen, wo der Satan der Politik die Höfe zur Hölle macht. Lebt wohl, und denkt, Sydi war der treueste eurer Unterthanen.

Die Folgen des Hochmuths, des Stolzes und des Ehrgeizes können nirgends deutlicher als an Höfen beobachtet werden. Da ist der Kampfplatz dieser Leidenschaften; da werden Entwürfe gemacht und Entwürfe ausgeführt; da kann der Philosoph sehen, wie ganz elend die eingebildete Glückseligkeit der Grossen ist. Da regieren die Menschen gar selten, sondern die Leidenschaften, die nur zu oft die Hauptquellen sind, aus denen die Fehler und Gebrechen der Regierungen, und das Elend und das Unglück der Völker sich in ganzen Strömen ergießt.

Leidenschaftliche Staatsmänner geizen nach falschen Ruhm, und ziehen die Unterthanen ihres Herrn ins Verderben. Die Geschichte liefert uns die traurigsten Folgen der Leidenschaften der Grossen. Das Mittel, wodurch sich der Kardinal

nal Richelieu bey Ludwig XIII an seinem Posten erhielt, ungeachtet, daß er von ihm nicht geliebt wurde, war, daß er niemal die auswärtigen Kriege endigte, sondern den Staat immer in neue Händel und Unruhen verwickelte. Andere verwickeln dem Staat in auswärtige Kriege, oder versäumen die Wohlfahrt desselben blos ihres Eigennutzes wegen. Sie verkaufen sich an fremde Mächte, und bereden ihre Fürsten entweder Krieg zu führen, oder still zu sitzen, je nachdem es der auswärtige Staat, an den sie sich verkauft haben, verlangt. Andere führen Krieg, um desto mehr Gelegenheit zu finden, sich zu bereichern, weil im Kriege die Ausgaben des Staats, die durch ihre Hände gehen, nicht so leicht zu übersehen sind als im Friede. Der Kardinal Mazarin hatte diesen niederträchtigen Beweggrund bey allen auswärtigen Händeln, in welche er den Staat verwickelte.

Oft ist blos der Ehrgeiz eines Einzigen an dem Unglücke der Länder Schuld, der sich in Kopf setzt ein kleiner Souverain zu werden, und Fürstenthümer zu erlangen. So fieng Mazarin in Italien Unruhen an, um sich den Weg zu erleichtern, ein italiänisches Fürstenthum an seine Familie zu bringen, und die Großgünstling in Spanien, die Prinzeßin Ursini, wollte ihren Hof

in

in den Utrechter Friede nicht eher einwilligen lassen, bis man ihr eine Souveränetät in den spanischen Niederlanden versprochen hatte.

Der Herzog von Bukingham, der Liebling Karls I in England, der endlich (leider zum Unglück seines Königs viel zu spät) ermordet wurde, hatte sich eine närrische Liebe gegen die Königin von Frankreich in Kopf gesetzt, und weil man ihn, wie billig, dafür verachtete, so mußte eine englische Flotte gegen Frankreich ausgerüstet werden, die dieser thörichte Günstling anführte, um sich zu rächen, oder sich der Königin durch seine Schonung gefällig zu machen.

So machen die Leidenschaften aus dem Menschen, was sie wollen, und sind nie gefährlicher als in den Herzen der Mächtigen. Immer lassen sie traurige Folgen für das Ganze und für den Einzelen zurück; allein der leidenschaftliche Mensch sieht nicht, und wird nur durch Gelüste geleitet.

Ein trauriges Beyspiel des Stolzes und Ehrgeizes liefert uns selbst die bairische Geschichte an Ludwig dem Gebarteten. Bewährte Thathandlungen sollen meine Grundsätze bestättigen, und die Folgen, die das Laster immer nach sich zieht.

Ludwig der Gebartete von Ingolstadt war ein Fürst, der ausserordentlich viel auf Pracht hielt. Diese seine Prachtliebe wurde unheilbar, da er zu seiner Schwester Elisabeth an den französischen Hof eilte. Karl VI, der Gemahl der Schwester Ludwigs, litt wegen Schwachheit seines Körpers häufige Abwesenheiten seines Verstandes, und hierdurch wurde Ludwigen von seiner Schwester der größte Einfluß in die Staatsgeschäfte um so mehr eingeraumt, als er für grosse weitschichtige Dinge gemacht zu seyn schien: er war auch auf alle Gelegenheit aufmerksam, sich das Vertrauen und die Gewogenheit der französischen Nation zu erwerben.

Ludwig heurathete eine Prinzeßin von Frankreich, Anna von Bourbon, wodurch er die in der Niedernormandie gelegene Grafschaft Mortani erhielt. Die Königin seine Schwester überhäufte ihn mit Geschenken, und Ludwig gewöhnte sich an Pracht uud Herrlichkeit. Er hielt eine grosse Herrschaft für das einzige Glück, nachdem er trachten sollte. So führen uns unsre Leidenschaften irre. Mit ungeheuren Gesinnungen, die Ludwig hatte, eilte er nach seines Vaters Stephan II Tode nach Baiern zurück. Sein Hofstaat bestund aus einem grossen Gefolge Franzosen, vielen Grafen, Herrn und Rittern, und seine Hofhaltung

haltung in Ingolstadt fieng er mit königlicher Pracht an. Er hielt sich bey 600 Pferde an seinem Hofe, und da er in Frankreich ein Liebhaber von grossen Jagden geworden war, so verlohr er bald die Zuneigung seiner Unterthanen, denn er beschwerte sie mit einer unzähligen Menge von Jagdthieren und Jägern. Zu dieser Leidenschaft gesellte sich auch noch die Eroberungssucht, wobey er wider alle Klugheit meistentheils seine französischen Hofleute zu Rathe zog.

Da damals in Frankreich das Recht der Erstgeburt bereits eingeführt war; so suchte er in Baiern nach den nämlichen Grundsätzen zu handeln, und das erste, was er nach seiner Zurückkunft that, war, das er seinen Vettern, den Herzogen Ernst, und Wilhelm III von München und dem Heinrich von Landshut anlag, ihm ein gleiches Recht einzuräumen, und die Theilung von 1392 umzustossen. Bald darauf äusserte er seine Eifersucht wider Fridrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, der 1415 vom Kaiser Sigmund die Mark und das Kurfürstenthum Brandenburg um 400,000 Dukaten gekauft hatte, und er behauptete, aus einem, vielleicht diesmal weniger übertriebnen Grunde, daß ihm vor jenem das Einstandsrecht zustünde. Endlich fürchtete man von Seiten der Pfalz, Ludwig möchte

das

das von Karl IV unterdrückte Recht der baierschen Linie auf die Abwechslung der Kurwürde hervorsuchen. Die Folge davon war, daß der Herzog Heinrich zu Landshut, dann die Herzoge Ernst und Wilhelm II zu München, die Pfalzgrafen Ludwig und Johann, der Kurfürst Fridrich von Brandenburg, und andere, welche sich vorzüglich in Gefahr zu seyn glaubten, ein Bündniß unter sich errichteten, vermöge dessen sie sich auf den Fall, daß einer von ihnen vom Ludwig dem Gebarteten beunruhiget werden sollte, eine wechselweise Unterstützung versprachen. Hingegen suchte Ludwig, der Gebartete, dieses Bündniß dadurch zu entkräften, daß er es mit den niederbaierschen Edelleuten hielt, von denen eben damals der größte Theil wider den Herzog Heinrich von Landshut äusserst aufgebracht war. Auf diese Weise kam es jetzt nur darauf an, wer die erste Ursache zu einem öffentlichen Ausbruch darbieten würde, und diese ergab sich, wie leicht zu vermuthen war, bey der ersten Gelegenheit, auf der Kirchen- und Reichsversammlung zu Kostniz, oder Konstanz am Bodensee.

Da in dieser Versammlung solche Gegenstände vorkamen, welche die Gegenwart der vornehmsten Reichsfürsten nothwendig machten, so sind auch die sämmtlichen Herzoge von Baiern, nemlich

lich Ernst und Wilhelm III von München, Heinrich von Landshut, und Ludwig, der Gebartete, von Ingolstadt, darauf erschienen. Die zween letztern trafen zu Kostniz in einer Gesellschaft zusammen, und ungeachtet Sigmund, der Kaiser, und die ansehnlichsten Reichsfürsten, dabey gegenwärtig waren: so konnte sich doch Ludwig, der Gebartete, nicht enthalten, den Heinrich von Landshut öffentlich mit Vorwürfen zu beschimpfen. Dieser that weiter nichts, als daß er den Kaiser wegen dessen, was er eben gehört hatte, zum Zeugen nahm, und die Gesellschaft augenblicklich verließ; aber als Ludwig, der Gebartete, nach seinem Quartier zurück gieng, fiel ihn Heinrich auf der Strasse mit dem Degen an, und versetzte ihm eine Wunde, worüber derselbe zu Boden sank. Hierüber kamen alle Reichsfürsten in Bewegung, und im ersten Eifer sah der Handel für den Herzog Heinrich, zumal, da er in der Meynung, den Ludwig getödtet zu haben, unverzüglich nach Landshut ritt, sehr mißlich aus; allein der Kurfürst Fridrich I von Brandenburg, Schwager des Herzogs Heinrich, (Friedrich hatte nämlich des Heinrichs Schwester Elisabeth zur Ehe) machte dem Kaiser und den Reichsständen so dringende Vorstellungen, daß die Reichsacht, womit der Herzog Heinrich anfangs bedroht wurde, unterblieb. Nun kehrte sich Ludwig,

wig, der Gebartete, wider den Kurfürsten Friedrich I von Brandenburg; er maßte sich in dessen Burggrafthum Nürnberg verschiedner Dinge an; und da dies Friedrich nicht leiden wollte, kündigte er ihm gemäß der damaligen Verfassung, wo jeder Freygebohrne zum Privatkrieg berechtigt war, öffentlich die Fehde an. Er schlug sich hierauf mit diesem Kurfürsten, dann mit seinen Vettern, den Herzogen von München, und Landshut; dem Bischof von Eichstädt und den vielen andern, und mächtigen Bundsgenoßnen viele Jahre herum, richtete, wo er nur konnte, in den Ländereien seiner Gegner, zumal im Burggrafthum Nürnberg, schreckliche Verheerungen an, verlohr aber auch während dem manche Ländereien an seine Vettern, die Herzoge zu München und Landshut, und er würde zuletzt, da er von Verträgen durchaus nichts hören wollte, wahrscheinlich sich und viele andere zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht endlich der Kaiser Sigmund der Sache ernstlich sich angenommen, und mit Vorschub, Geheiß, und Bewilligung des Reichs, 1422 zu Nürnberg und Regensburg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande gebracht hätte.

Ludwig der Gebartete wurde durch diesen Frieden zwar ausser Stand zu schaden, aber keineswegs in die Lage, welche ihn hätte befriedigen

gen können, gesetzt; die Ortschaften, welche ihm während des Krieges von seinen Vettern abgenommen worden waren, blieben, ungeachtet der doppelten Friedsprüche, noch immer in der Gewalt dieser letztern, und er sah sich theils zu ihrer Wiedererhaltung, theils auch zu seiner eignen Sicherheit genöthigt, einen zu selben Zeiten zwar nicht ungewöhnlichen, aber noch immer besondern Schritt zu thun. Er bat den Kaiser, in ihrem gemeinschaftlichen Namen, die ingolstädtischen Ländereien durch einen besondern Verweser oder Friedensrichter verwalten zu lassen, ihn selbst aber an seinen kaiserlichen Hof unter seine Mundbürde, oder seine Beschirmung zu nehmen. Er befand sich auch wirklich noch an dem Hofe des Kaiser Sigmunds zu Preßburg, als 1425 jener Anfall und Streit wegen Straubing = Holland, geschehen ist. Die Versöhnung mit seinen Vettern war auch damals seiner Seits nichts weniger als hergestellt, wie dann der Herzog Wilhelm III von München, welcher während dieser letztern Erbstreitigkeit zu Kaiser Sigmund nach Preßburg greist ist, seinem Bruder, dem Herzog Ernst, nach München berichtet hat, daß Herzog Ludwig von Ingolstadt nichts mit ihm spreche, und sich überhaupt gegen ihn fremd und gröblich betrage. Auch hat dieser Erbfall dem Landfrieden ein Ende,

und

und Ludwig den Gebarteten entschlossen gemacht, der Regierung wieder persönlich sich anzunehmen.

Dem Ludwig zu Ingolstadt wurde der Friede und die stille Lebensart bald wieder unerträglich. Um sich zu zerstreuen suchte er daher sein ehmaliges Vergnügen, die Jagd, und zu gleicher Zeit die ehmaligen Streitigkeiten hervor, wozu ihm sein leidenschaftliches Nachspüren in der Hausgeschichte häufig Gelegenheit gab. Beydes weckte nicht nur seine alten, sondern eine Menge neuer Feinde wider ihn auf, und im Jahr 1433 vereinigten sich die Herzoge zu München und Landshut, die Grafen von Oettingen, die Reichsfreyen aus Schwaben, die Stadthalter von Brandenburg und Nürnberg, die Bischöfe von Eichstädt, Regensburg und Passau, hundert ritterliche Familien, und eine grosse Anzahl Manns- und Frauenabteyen, um bey der Kirchenversammlung zu Basel, bey welcher eben der Kaiser Sigmund angekommen war, wider Ludwig von Ingolstadt eine gemeinschaftliche Klage zuführen.

So viele und so ansehnliche Kläger mußten nothwendig Eindruck machen, und dem Ludwig wurde von dem Kaiser und dem Reich befohlen, sich binnen einem Monat zu vertheidigen. Der Markgraf von Baden erhielt den Auftrag, ihn

dazu

dazu vorzubereiten, und Ludwig kam wirklich zu einer Unterredung nach Lauingen, ohne jedoch den Vorstellungen des Markgrafen im geringsten ein Gehör zu geben. Er zog vielmehr wider seine Ankläger in den heftigsten Ausdrücken los, und weigerte sich durchaus, jemals zu einer Verantwortung zu erscheinen. Der Kaiser, welcher mittlerweile nach Ulm gekommen war, faßte den Entschluß, wider den Ludwig eine förmliche Reichsacht zu sprechen, wie dann zur nemlichen Zeit 1434 die Kirchenversammlung zu Basel über ihn den Kirchenbann sprach. Wie es auf das äußerste gekommen, und kein Rettungsmittel übrig war, wich Ludwig endlich der Nothwendigkeit. Er kam nach Ulm, und unterschrieb die Bedingnisse, die der Kaiser zur Aussöhnung ihm vorlegte. Er mußte auf eine überaus beträchtliche Summe Gelds, welche er dem Kaiser geliehen hatte, und, was ihm weit empfindlicher fiel, auf die Stadt Donauwörth, welche 1376 wieder an Baiern gekommen war, zum Nachtheil des Stammhauses, Verzicht thun.

Diese Widerwärtigkeit war für ihn indeß nur ein keiner Vorfall in Vergleich der folgenden, welche ihm bald darauf widerfahren ist. Er hatte mit seiner Gemahlin Anna von Bourbon einen Sohn Ludwig gezeugt, welcher in Frankreich ge-

bohren,

bohren, und wegen seiner unförmlichen Gestalt, der Höckerichte, genannt worden ist. Man sagt, der Vater habe diesen Sohn eben wegen seiner häßlichen Gestalt nie recht liebgewonnen; er habe ihn nur den Hocker genannt, und ihm sogar seinen unehlichen Sohn, Wieland von Freiberg, der von einer schönen Gestalt, und in allen Ritterspielen vortreflich geübt, und ausserdem voll guter Eigenschaften war, nicht undeutlich vorgezogen. Die Bemerkungen davon flößten Ludwig, dem Höckerichten, eine wütende Eifersucht, und einen heimlichen Groll ein, der seinem scharfsehenden Vater nicht lange verborgen blieb. Die Folge davon war, daß dieser seinen natürlichen Sohn, der ihm mit ganzem Herzen ergeben war, immer lieber hatte, und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Dies brachte Ludwig, den Höckerichten, vollends ausser aller Fassung. Er nahm jede Gunstbezeugung, welche Wieland von Freiberg erhielt, nicht nur für eine Beleidigung seiner eignen Person, sondern auch für ein bedenkliches Zeichen auf, und verfiel zuletzt auf den Argwohn, wozu ihm vielleicht die Kaltsinnigkeit seines Vaters Gelegenheit gegeben haben mag, als wäre dieser gesinnt, ihn zu Gunsten des Wielands von Freiberg von der Nachfolge zu entfernen.

Da dieser sein Vater bey herannahendem Alter viele und prächtige Stiftungen machte, und anbey den Ingolstädtern den Befehl ertheilte, daß sie seinem Nachfolger nicht eher, als bis dieser seine Stiftungen bestätigt haben würde, huldigen sollten: so machte Ludwig, der Höckerichte, die Auslegung, als gehe die Absicht seines Vaters einzig dahin, ihm alles zu entziehen. Er hatte sich schon vor einiger Zeit mit dem Sohn des Kurfürsten Friedrichs I von Brandenburg, dem Albert Achilles, sehr genau verbunden, und aus einer solchen Absicht 1438 dessen Schwester Margaretha, zum Verdruß seines Vaters Ludwigs, geheurathet. So hatte er auch den Herzog Heinrich zu Landshut, und den Herzog Albert III zu München (Sohn des Herzogs Ernst) um Freundschaft, nnd Beystand ersucht, und nunmehr machte er den Anfang, wider seinen Vater sich öffentlich aufzulehnen.

Er fühlte anfangs selbst das Abscheuungswürdige dieser Handlung, und führte in seiner öffentlichen und weitläufigen Klage, womit er sein Verfahren zu rechtfertigen suchte, den Kirchenbann des Konziliums zu Basel an, als wodurch er von den ehrfurchtsvollen Pflichten, welche man ausserdem gegen einen Vater beobachten müßte, gleichsam losgesprochen wäre. Alles Zureden,

womit

womit man ihn zu besänftigen suchte, war vergeblich; er bemächtigte sich mit Hilfe des Alberts von Brandenburg 1439 der Stadt und des Schlosses Friedberg, und zwey Jahre nachher der Hauptstadt Ingolstadt, und fast aller Hauptplätze, die Städte Lauingen und Neuburg ausgenommen, in welche letztere sich sein Vater Ludwig der Gebartete, eingeschlossen hatte. Je glücklicher er in seinen Unternehmungen war, desto zahlreicher wurde in kurzem sein Anhang, zumal, da fast der ganze Adel, welcher des bereits sehr alten Ludwigs wenig mehr achtete, auf die Seite seines Sohnes getretten war. Durch solche Ermunterungen angefeuert, rückte dieser endlich 1443 vollends vor Neuburg, das er nach einer hartnäckigen Belagerung von dreyen Monaten wirklich in seine Gewalt bekam. So bald der alte Herzog die Stadt in den Händen seiner Feinde sah, erklärte er sich, daß er lieber sterben, als die Schmach ein Gefangener seines Sohns zu seyn, ausstehen wollte; aber dieser fürchtete sich selbst vor der Schande, welche auf ihn durch eine solche Demüthigung seines Vaters nothwendig zurückfallen müßte. Er wollte sogar den Schein, denselben gefangen zu haben, vermeiden, und überließ ihn dem Albert von Brandenburg, der ihn mit allem dem Wohlstand, den sein Rang erfoderte, mit sich zu einer ritterlichen Haft nach

Anspach

Anspach geführt hat. Ludwid der Höckerichte genoß seinen traurigen Sieg nur eine kurze Zeit; denn 1445 nahm ihn unvermuthet der Tod weg.

Der alte Ludwig blieb in der Gewalt des Markgrafen Alberts beynahe drey Jahre, worauf der Herzog Heinrich von Landshut zwey und dreyßig tausend Gulden, welche der Markgraf als einen Ersatz der von ihm aufgewandten Kriegskosten zu fordern hatte, an denselben bezahlt, und dafür seinen Vetter Ludwig, in der Hofnung, daß ihn dieser entschädigen würde, im Jahr 1446 zu sich genommen hat.

Während dieses doppelten Verhafts gab der alte Ludwig unaufhörliche Proben seiner seltsam grossen Gemüthsart. Er blieb durchaus eines unerschütterten Sinns, und behielt seinen fürstlichen Stolz und Trotz gegen Jedermann, der ihm zu verstehen geben wollte, daß er nicht frey sey. Er war nicht zu bewegen, jemanden in Absicht auf seine Befreiung ein gutes Wort zu geben, und er gab denjenigen, welche ihn flehentlich baten, er möchte doch seiner Freyheit wegen des Geldes nicht achten, stets zur Antwort, es sey thöricht, ihn zu etwas verbinden zu wollen, das er, sobald er frey wäre, gewiß niemals halten würde. Man konne zwar den Körper gefangen

setzen,

setzen, aber man könne dem ungeachtet nicht hindern, daß ein Mann mit Kraft und Geist nach seiner Ueberzeugung frey denke und rede. Als ihm der Markgraf Albert von Brandenburg vorstellte, er wolle ihn gleich und gerne loslassen, wenn er ihm nur die Kosten ersetzen wollte, die er auf den Krieg, worinn er seinem Sohne, Ludwig dem Höckerichten, beygestanden war, verwendet hätte, gab er in einem heftigen Ton zur Antwort: „Nim ain schwerd in dein Hand, und stich das in mich, und sprich; ich wil gelt von euch haben, als oft wil ich sprechen, ich wil dir nichts geben, bis mir die seel ausgeet, wan du hast weder recht noch glimpf zu meinem leib und guett."

Der Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher gar nicht gezweifelt haben mag, daß sich Ludwig zur Erstattung dieser Kosten verstehen würde, machte die nemlichen Versuche, und kam in dieser Absicht öfters auf das Zimmer, worinn er ihn im Schloß zu Landshut gefangen hielt; aber Ludwig, der die blosse Zumuthung, daß er etwas ersetzen soll, verabscheute, und die Sache als einen Kauf und Verkauf seiner Person betrachtete, gab dem Herzog Heinrich jederzeit bey seinem Eintritt zu verstehen, was er zu hoffen

hätte.

hätte. Er stund niemals auf, wenn Heinrich zu ihm ins Zimmer tratt, er dankte ihm niemals auf seinen Gruß, und neigte sich nicht einmal, sondern gleich einem Löwen, der es nicht weiß, wenn man ihn gebunden hält, blieb er, in guten und schlimmen Tagen, immer unverändert, und in seiner Denkungsart aufrecht, und unbeugsam, weßwegen ihn auch Heinrich nach dem Schloß zu Burghausen versetzen ließ.

Bey allem diesem eignem, vesten, und rauhem Sinn war Ludwig im Umgange, wenn nur das Gespräch nicht auf seine Rechte bey Fehden, oder jezt auf seine Befreyung gelenkt ward, nichts weniger, als wild und widerwärtig; er war vielmehr so höflich, gesprächig und voll muntern Witzes, so daß auch der Markgraf von Baden, welcher den Auftrag hatte, ihn vor das Reichsgericht zu rufen, dem Kaiser das einnehmende, und herablassende Betragen des Ludwigs, so bald von andern Dingen die Rede war, nicht genug rühmen konnte. Auch wurde er von Jedermann hochgeschäzt, und selbst von seinen Feinden, die ihn haßten und fürchteten, wurde über ihn mit Achtung gesprochen. Er war jezt 1447 in seinem hohen Alter von ein und achtzig Jahren noch sehr bey Kräften, wie er sich denn zuweilen das Vergnügen machte, denjenigen, welche ihn in

seinem Arrest besuchten, Proben seiner Stärke zugeben, indem er sie mit einer Hand vest hielt, so daß sie sich nicht loswinden konnten.

Seine Landstände gaben sich um seine Befreyung alle erdenkliche Mühe; auch der König in Frankreich Karl VI, und das sämmtliche kurfürstliche Kollegium verwendeten sich für ihn bey dem Kaiser Friedrich III, und dieser ließ an den Herzog Heinrich nach Landshut ein nachdrückliches Schreiben, wodurch die Befreyung Ludwigs wahrscheinlich erfolgt wäre, ergehen; aber als dieses Schreiben ankam, war Ludwig dahin. Er starb 1447 im Kirchenbann, von allen Baiern, und deren Nachbarn bedaurt und beklagt. Er selbst bedauerte sich zuletzt, und sagte öfters, wobey er seine Hände ansah, und sich dann die Thränen aus den Augen wischte: „Wer mir dieses gesagt hiet in meinen jungen tagen, das ich also vil leiden solt, ich het nit glaubt, das mich all teutsch Fürsten darzu hietten bringen mugen.“

Lott-

# Lottchen,

## eine wahre Geschichte.

Lottchen war die Tochter eines Kaufmannes in N. Als ein Mädchen von zwölf Jahren gab man sie ins Kloster zur Erziehung.

Lottchens Charakter war sanft; ihre Seele war gefühlvoll, und das Herz dieses Mädchens hatte die Anlage, die so viele Menschen unglücklich macht. Ich hab es schon oft gesagt, und wiederholle es immer, ein empfindsames Herz ist ein trauriges Geschenke der Gottheit. Unschuldig vertändelte Lottchen die ersten Tage ihres Lebens, gleich einer jungen Lerche, die sorgenlos den frühen Tag begrüßt, und noch nicht die Klauen des Raubvogels kennt. Angenehm verschwanden ihre Frühlingstage; ihr Herz war jeder ihrer Gespielinen offen, wie die Rose dem Thautropfen des Morgens. Ohne Tücke, ohne Verstellung,

so wie die Unschuld ist, war das Mädchen, und lebte selige Tage inner den Mauern, worein man sie sperrte.

Ich weiß es eben nicht, ob ich durchaus Recht habe, aber mein Herz sagt mir immer, als wenn die Klostererziehung für die Mädchen nicht gut wäre. Der Mensch — zum gesellschaftlichen Leben geschaffen — soll von Menschen den Werth des gesellschaftlichen Lebens kennen lernen, die sich selbst der Gesellschaft entzogen, und unter himmelhohen Mauern versperrt haben? — — Da, bey schwärmerischen Mädchen, die den heiligen Trieb der Natur — den Trieb Mutter zu werden in ihrem Busen erstickt haben, wie können sie da die Pflichten der Gattin kennen lernen? — — Unbekannt mit den Gefahren des Lebens werden hier die Kinder von Irrthum zu Irrthum, von Vorurtheil zu Vorurtheil geführt: statt daß man sie die Leidenschaften vernünftig einschränken lehrte, will man sie in ihnen ganz unterdrücken; und diese der Natur ganz entgegen gesetzte Behandlung ist oft von den traurigsten Folgen. Die Leidenschaften gleichen dem Pulver, das für den nicht gefährlich ist, der seine Gewalt kennt, und damit umzugehen weiß. In freyer Luft ist es immer unschädlich, wenn es sich auch entzündet, aber wie enger es

eingeschlossen wird, je mehr wächst seine Gewalt, und um so fürchterlicher sind die Folgen seiner Entzündung. So geht es auch mit dem Herzen des Menschen. Das größte Bedürfniß eines empfindsamen Herzens, ist die Liebe: und wird wohl ein Mädchenherz zu dieser im Kloster vorbereitet?

Lottchen fühlte frühe dieses Bedürfniß. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Gegenstand zu haben, den sie liebte. Bald war es ein kleiner Vogel; bald ein Schmetterling, den sie haschte; bald eine Blume, der sie täglich am Busche wartete, und sie pflegte. Nun war Lottchen fünfzehn Jahre alt, und täglich fühlte sie mehr, daß das Kloster für sie ein Kerker war. Die Einförmigkeit der ausgemessenen Handlungen, das ewige Einerlei, das sie im Kloster sah, und fühlte, brachte den Zustand der Langenweile in ihrer Seele hervor. Ihr Herz empfand feuriger, und mehr Anschaulichkeit besaß ihr Geist, als der Geist ihrer Gespielinen. Sie liebte die Lektüre, und fühlte bald ihre ganze Wonne im Lesen. Obwohl man ihr kein anders weltliches Buch gestattete, als die Feenmärchen, so wirkten doch auch diese sehr heftig auf ihre Einbildung. Das gute Mädchen las die Geschichte des blauen Vogels, und nun war ihr einziger

ziger Wunsch, daß sie auch so geliebt werden möchte. O dachte sie, wie wollt' ich auch den wieder lieben, der mich liebte! — Diese Idee beschäftigte ganz das gute Lottchen; sie war traurig, liebte die Einsamkeit, und hieng in stiller Schwermuth ihren Gedanken nach.

Nun fügte sichs einst, daß sie von einer ihrer Muhmen zu Mittag gebetten wurde. Lottchen kam, und man speißte in dem Garten eines Freundes ihres Vaters, der ein Kaufmann war. Unter den Gästen befand sich ein junger Cavalier, der Lottchen unter andern auffiel. Er war schön, und sein Anstand gefiel ihr. O ja, dachte Lottchen schon bey dem ersten Anblicke, so war der Prinz in dem Feenmärchen des blauen Vogels! — o ja, gewiß war er so. Sie sah ihn manchmal bey Tische an, aber schüchtern wandte sie immer ihren Blick wieder von ihm, wenn ihr sein Auge begegnete. Die Mahlzeit war vorüber, und man gieng in Garten. Lottchen verließ bald die Gesellschaft, und suchte die Einsamkeit. Sie fühlte so was, das sie nicht sagen konnte. Bey einem wohllüstig aufblühendem Rosenstrauche ließ sich Lottchen auf einem Rasen nieder, pflückte eine der Rosen, und lange war ihr Auge unbeweglich auf diese Rose geheftet: wie erschrack aber Lottchen, als der

junge

junge Cavalier sie aus ihrer Schwärmerei weckte. Mademoiselle, sagte er, die Gesellschaft vermißt Sie; man sucht Sie überall; warum fliehen Sie uns? — Lottchen konnte kein Wort sprechen, und ihre Wange war roth wie Purpur. Die Rose entfiel ihr aus der Hand; der junge Graf bückte sich geschwind, die Blume von der Erde zu heben, und überreichte sie Lottchen. Mademoiselle! setzte er hinzu, o wie glücklich ist diese Rose, daß sie so ganz bey Ihnen ist! — Glauben Sie, erwiederte Lottchen hastig, daß ich ein Wesen glücklich machen könnte? Ob ich es glaube? — Ich bins nur zu gewiß, o Lottchen? Da küßte er ihre Hand, und eine Thräne entfiel seinem Auge. Lottchen sprach auch nichts mehr; sondern nahm die Blume von ihrem Busen, drückte dem Grafen sanft die Hand, und überreichte sie ihm.

Nun kam die übrige Gesellschaft, und die weitere Liebeserklärung wurde dadurch unterbrochen; auch die alte Muhme kam mit, die dem guten Lottchen immer zur Seite war. Es ward Abend, und Lottchen mußte ins Kloster zurück, und konnte diesen Abend mit dem Grafen kein Wort mehr sprechen.

Lott=

Lottchen kam auf ihr Zimmer, und der Pfeil der Liebe steckte schon tief in ihrem Busen. Des Grafen Bild schwebte immer vor ihren Augen; sie konnte die Nacht über nicht schlafen. Mehr als zehnmal trat sie ans Fenster; es war eine mondhelle Nacht, jede leise Bewegung des Laubes brachte sie auf den Gedanken: es wäre doch nicht unmöglich, daß ihr Geliebter kommen könnte; denn der blaue Vogel besuchte ja auch seine gefangene Prinzeßin: allein der Graf kam nicht, und Lottchen sehnte sich vergebens. Drey Wochen giengen vorüber, und Lottchen nahm sichtbar von Tag zu Tag ab. Man wußte nicht, was dem guten Mädchen fehlte; aber sie verlohr ihre Munterkeit, und weinte manchen Abend.

Eines Tages gieng sie vor dem Nachtessen einsam im langen Gartengange spazieren, und sang ein Lied. Da hörte sie eine Stimme: „Lottchen, du bist's; höre mich, oder ich sterbe.“ Es kam ein Stein in den Garten geflogen, an dem ein Billet mit einem rosenrothen Bande gebunden war. Lottchen eilte den Brief zu erhaschen, erbrach ihn, und las:

Seele meiner Seele!

Nur für dich leb ich mehr, seit dem ich dich kenne, o Geliebte! — Komm um mich ganz

glück=

glücklich zu machen. Ich bin der Graf, dem du die Rose gabst: ich weiß, es war ein Zeichen deiner Liebe. Ich will nur für dich leben. Komm bis Mitternacht an diese Mauer; ich will dich deinem Gefängnisse entreissen, und du wirst ewig mein seyn. Kommst du nicht, so bin ich des Todes. Zum Zeichen deiner Einwilligung wirf mir eine Rose über die Mauer.

Dein

ewig Getreuer.

Der gute Mann! sagte Lottchen; er würde ohne mich sterben; und sterben kann ich ihn nicht lassen. Da lief sie hin zu einem Rosenstrauche, pflückte eine Rose ab, und warf sie dem Grafen über die Mauer zu. Nun war niemand freudiger als dieses Kind. Die schönsten Bilder erwachten in ihrer Einbildung. Sie sah sich schon in den Armen ihres Geliebten, und träumte ein Glück ihrer schöpferischen Phantasie. Ungeduldig erwartete sie die Stunde der Mitternacht. Die Glocke schlug, und Lottchen ließ sich über das Fenster in den Garten hinab. Zitternd eilte sie dem Gange zu, und Bangigkeit erfüllte ihr Herz. Es war ihr, als hätte sie ein grosses Verbrechen begangen. Angstvoll warf sie noch den letzten Blick auf das klösterliche Gebäude zurück; ihr Herz pochte heftig, und ihre Sinne waren verwirrt.

wirrt. Schnell eilte sie wieder zurück, .... .. reute sie schon das Vorhaben ihrer Flucht: aber was war zu thun? Nun konnte sie nicht mehr in ihr Zimmer zurück. Eine Reihe von fürchterlichen Ideen stellte sich ihrer erhitzten Einbildungskraft vor; sie sah die erzörnten Nonnen vor sich, und glaubte schon ihre Vorwürfe zu hören: — da kam neue Kraft in jedes ihrer Glieder; sie flog, seufzte, und warf sich auf eine Rasenbank hin. Hier weinte sie, daß eine Thräne die andere schlug; sie rief ihren Geliebten, und er war da. Ein Kuß, und eine Umarmung tilgten allen Kummer, alle Sorge. Lottchen fühlte nun nichts mehr, als das Glück geliebt zu werden, und entfloh mit ihrem Geliebten.

Entscheidend sind die ersten Schritte unsrer Jugend für unser ganzes Leben. Wir tretten in die Welt ohne Menschenkenntniß, ohne Erfahrung, und werden so oft das Opfer unsers Herzens.

Lottchen war nun in den Armen ihres Geliebten, und däuchte sich glücklich. Die Unschuld ist ohne Mißtrauen und beurtheilt die Welt nach ihrem Herzen; unbekannt mit den Gefahren des Lebens öfnet sie jedem Geschöpfe ihre Seele, und erfährt oft zu spät, was die Menschen sind.

So

So ergieng es auch dem guten Mädchen. Der junge Graf versicherte Lottchen seiner Liebe, und Lottchen glaubte der Sprache der Leidenschaft. Der Graf eilte mit seiner Entführten nach N. einer Stadt in Teutschland: dort verlebte er ein ganzes Jahr mit seiner Geliebten. In dem ersten Feuer seiner Liebe versprach er Lottchen sie zu heurathen; das Mädchen zweifelte auch nicht an seiner Versicherung, denn sie wußte nicht, wie betrügerisch die Sprache der Liebenden ist. Wär Lottchen ein Mädchen von Weltkenntniß gewesen, so hätte sie sich der Gelegenheit, des ersten Augenblickes der Leidenschaft ihres Grafen, bedient: so aber überließ sie sich ganz seinem Herzen, und dachte nicht daran, daß die Männer so veränderlich sind, daß ihre Liebe mit dem Genuße verschwindet, und endlich gar in Verachtung übergeht. Nach dem Umlaufe eines Jahres sah der Graf andere Mädchen, und ward seiner Lotte überdrüßig; er wurde täglich kälter gegen sie. Traurig war Lottchen oft, und manche Thräne entfiel ihrem Auge, aber überreden konnte sie sich doch nicht, daß sie der Geliebte ihrer Seele nicht mehr lieben sollte.

Das Schicksal der Mädchen ist immer härter als jenes der Männer. In unsrer Natur liegt mehr der Hang zum Betrug als im Weibe; das

Weib

Weib wird erst durch Erfahrung, oder üble Beyspiele betrügerisch. Die Leidenschaft der Liebe hat viele Menschen unglücklich gemacht. Hingerissen von dem Reitze der Schönheit wagt der Jüngling alles, um sein Mädchen zu besitzen, und besitzt er es, so wird sie ihm bald gleichgültig, und er sucht andere Eroberungen.

Der Mensch täuscht sich durch sein eignes Herz; er mißt den künftigen Zustand seiner Seele nach der Beschaffenheit des gegenwärtigen, und dieses ist falsch. Jede Leidenschaft ist eine Art von Ueberspannung, ein unnatürlicher Zustand, eine Art von Seelenkrankheit, die bey einem länger, bey dem andern minder andauert. Alle die Zufälle im leidenschaftlichen Zustande verschwinden, wenn die Ueberspannung nachläßt, und man wird wieder ganz ein anderer Mensch. Wir gleichen einem Heißhungerigen, der begierig die Speisen einschluckt, nach denen es ihn gelüstet, und dann bald einen Eckel bekömmt an dem, was ihm ehmals so lieb war.

Mädchen! trauet nie der Sprache der Leidenschaft: wie heftiger, wie schwärmerischer euch ein Jüngling liebt, desto weniger ist seiner Liebe zu glauben. Seine Liebe ist eine Art von Berauschung; sie verschwindet ohne seinem Willen,

und

und ihr werdet dann einen ganz andern Menschen an ihm finden. Ich will den Pflug mit dir ziehen; ich will in einer Hütte mit dir wohnen, schwarzes Brod essen und glücklich seyn — — dieses ist die gewöhnliche Sprache der Liebenden; aber trugvoll ist diese Sprache, wenn man der Täuschung seines Herzens folgt. Der Pflug wird bald eine Bürde, die Hütte verächtlich und eine Last seyn.

Friedenstein, (so hieß Lottchens Geliebter) der seines Mädchens überdrüßig ward, suchte nun Gelegenheit ihrer los zu werden. Er liebte bereits eine andere; sie nannte sich Rosalie, und dieser fiel es nicht schwer, den Plan auszuführen, den der Graf entwarf. Unter dem Scheine der Freundschaft kam Rosalie in Lottchens Haus, und suchte die Bekanntschaft der Unglücklichen. Lottchen war nun ganz Rosaliens Freundin; Rosalie kannte jede Falte ihres Herzens, und wußte aus dem guten Mädchen zn machen, was sie wollte. Eines Tages bath Rosalie das arme Lottchen zum Abendessen; sie lud verschiedne junge Leute mit zu Tische, unter welchen sich auch ein junger Offizier befand, an dem sich Rosalie schon lange rächen wollte, weil er einst den Antrag ihrer Liebe verschmähte. Dieser junge Offizier mußte Lottchen zu Haus führen, und

Rosalie

Rosalie ließ durch eine dritte Person Friedenstein davon benachrichtigen. Rosalie schrieb an Friedenstein dieses Billet.

Lieber Graf!

Sie können sich nun mit ihren eignen Augen überzeugen, daß Ihnen ihr Lottchen ungetreu ist. Warten Sie an der Ecke der Thorstrasse, und Sie werden sie mit dem jungen Lieutnant N. antreffen, mit welchem sie an einem sehr verdächtigen Orte einen Rendez-vous hatte. Er führt sie vermuthlich bis in ihr Haus, weil man vermuthet, daß Sie, mein lieber Graf noch in R. sind. Dieses Mädchen ist in keiner Rücksicht ihrer Achtung werth. Wollte der Himmel, daß Ihnen dieser Zufall die Augen öffnen, und Sie den Werth derjenigen kennen lernen möchte, die Sie wahrhaft liebt.

Der Graf war rasend, als er dieses Billet las, und wartete die halbe Nacht an der Ecke der Thorstrasse. Lottchen wollte schon nach 10 Uhr zu Haus, Rosalie hielt sie aber immer unter schmeichelhaften Worten zurück, und erst nach Mitternacht gen 1 Uhr verließ sie die Gesellschaft. Lieutnant N. begleitete sie nach Haus. Als Lottchen über die Ecke der Thorstrasse kam, fiel Frie-

denstein

denstein den Lieutnant gleich einem Wahnsinnigen an, versetzte ihm eine Wunde, und verstieß Lottchen auf immer von sich. Vergebens waren alle Betheuerungen ihrer Unschuld, vergebens entdeckte sie ihm die ganze boshafte Geschichte; der Graf hörte nicht. Rosalie triumphirte über ihren Sieg, und spottete des armen verwundeten Lieutnants. Sie verließ in den Armen des Grafen die Stadt, und reißte mit ihm nach Engelland.

Lottchen war nun ohne Hilfe und Unterstützung, ganz dem Elende preisgegeben; sie wußte nicht, ob sie lebte oder träumte. An einem fremden Orte, ohne Freunde, ohne Unterstützung, wo sollte sie nun Hilfe suchen? — wo Freunde? — Verzweiflungsvoll eilte sie durch die Strassen, und mit tiefem Gram im Herzen wandelte sie am Gestade der Donau, unschlüßig, ob sie leben oder sterben sollte. — Was sollte ich länger leben, sagte sie, da mich der Treulose verließ, den ich liebte? Wo soll ich nun hin? Folgt mir nicht Verachtung und Schande? O Gott! wär ich doch nie entflohen! — o mein Vater, welche trübe Stunden wirst du vielleicht seit dieser Zeit verlebt haben! — —

Während Lottchen so mit sich selbst sprach, gieng eine Frau an der Strasse vorüber, die einen Blick voll Mitleiden auf sie warf. Was fehlt dir schönes Mädchen! sagte sie; du bist traurig; Gram verkündigt deine Stirne, eröfne mir dein Herz. Mit ausgestreckten Armen fiel Lottchen dieser Mitleidvollen um den Hals, mit Thränen netzte sie ihren Busen, und erzählte ihr ihr ganzes Schicksal. Sie schien Antheil daran zu nehmen, und führte Lottchen einsweilen mit sich. Ich will Sie nicht verlassen, sagte sie, bis Sie mit ihren Eltern wieder ausgesöhnt sind. In meinen Hause sind Sie wie bey ihrer Mutter aufgehoben; trösten Sie sich, es wird alles gut werden.

Nun däuchte sich Lottchen wieder glücklich; denn der Mensch im Elende ist demjenigen gleich, der in einen reissenden Strom gestürzt ist, mit den Wellen kämpft, jeden Zweig ergreift, den er erhaschen kann, und neue Kräfte erlangt, da er Rettung hoffet.

Lottchen kannte die Menschen noch zu wenig; sie wußte noch nicht, daß man auch unter einer sanften Miene betrügen könne; sie wußte noch nicht, was niedriger Eigennutz über die Menschen vermag. Die Frau, die Lottchen zu sich nahm,

nannte

nannte sich Fernier, und ihre Sorge für Lottchens Wohlseyn, ihr aufrichtiges ungezwungenes Wesen ließ dem Mädchen gar keinen Zweifel übrig, daß Madam Fernier nicht die edelste der Frauen wäre. Vierzehn Tage verflossen, seitdem sich Lottchen in der Fernier Hause befand: dieses Weib hatte ihre Absichten, und glaubte durch Lottchen ihr Interesse befördern zu können.

Ein junger Engländer besuchte öfter die Madam Fernier, und bald als er Lottchen gesehen hatte, lüstert' es ihm nach dem hübschen Mädchen. Der junge Lord ward einer derjenigen, der die Frauenzimmer den Blumen des Frühlings gleich hält, die man bewundert, abpflückt und wegwirft. Madam Fernier sprach mit dem jungen Lord von Lottchen, und hofte von ihm auf des guten Mädchens Unkosten Vortheil zu ziehen. Lottchen war diese Zeit über zwar zufrieden, allein die Traurigkeit, die in ihrem Herzen war, konnte die Zeit noch nicht vertilgen. Manchmal saß sie um Mitternacht noch am Fenster und blickte so zu den Sternen hinauf, die ober den hohen Thürmen der Stadt schimmerten. Ihr He z rief ihr jede seelige Stunde zurück, die sie so an der Seite ihres Geliebten genoß. Noch glaubte sie ihn bey ihr zu sehen, noch fühlte sie seinen Händedruck, noch seinen Kuß, und da bemächtigte



Bayerische Staatsbibliothek München

sich tiefer Gram ihrer Seele, sie fühlte, daß alles ein Traum war, und versank oft in tiefe Schwermuth. Was hab ich nicht alles gethan, rief sie auf, der Liebe wegen gethan, ich armes unbesonnenes Mädchen! — Ich verließ meine Eltern, mein väterliches Haus, und folgte nur dem Geliebten meines Herzens; — und der hat mich so schändlich hintergangen! — — Gerechter Himmel! kannst du ein Mädchen so verlassen, das so heftig wie Lottchen liebte. O ihr Männer! wie schändlich ist doch euer Charakter, wie entheiligt ihr die heiligsten der Empfindungen! — Betrüger! wenn ihr Lust zu betrügen habt, so betrügt doch einen Gegenstand, der eures verrätherischen Herzens würdig ist. Ein Mädchen zu betrügen, das euch liebt, ist keine Kunst; es gehört weiter nichts dazu, als eine unverschämte, gefühllose Seele. — —

Es war am fünften des Maymonats, da Lottchen eben so spät in die Nacht schwärmte, und schlaflos am Fenster lag, als sie jähling in ihren Betrachtungen gestört wurde. Madam Fernier trat ins Zimmer. Was machen sie noch so spät, Lottchen! sagte Fernier. Sie verderben ihre Gesundheit. Immer so traurig — — was nützt das? — Sie verderben ihre Bildung. Genießen Sie die Jugend, liebes Mädchen!

chen! die Jahre kommen nicht mehr zurück. Sie könnten wohl noch glücklich werden. Wie gefällt Ihnen denn der junge Engländer? — Mich däucht, Sie sind ihm nicht gleichgültig.

**Lottchen.** Es mag seyn, auf mich aber machte er noch nicht den geringsten Eindruck.

**Fernier.** Nicht? warum nicht.?

**Lottchen.** Da müssen Sie mein Herz darum fragen; ich kann es Ihnen nicht erklären.

**Fernier.** Und der junge Baron, — und der Graf — und der reiche Banquier, der täglich zu uns kömmt: — sind Ihnen auch diese gleichgültig?

**Lottchen.** O ja, sehr gleichgültig.

**Fernier.** Das ist mir aber gar nicht lieb. Sie sind ein wunderliches Mädchen; Sie werden sich ja doch nicht einbilden, daß ich Sie immer so auf meine Kosten werde haben können. — Haben Sie an ihren Vater wohl geschrieben?

**Lottchen.** O ja!

**Fernier.** Und noch keine Antwort?

**Lottchen.** Nein.

Fernier. Aufrichtig zu sagen, Mademoiselle! die Sache zieht sich sehr in die Länge. Ich hab alles gethan, was ich für Sie thun konnte. Sie werden es wohl nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, sich um ein andern Ort umzusehen. Die Sache wird von Tag zu Tag theurer, es wird jede Stunde härter zu leben. Sie werden es mir nicht übel nehmen.

Gott im Himmel! rief Lottchen, wie hab' ich mich an Fernier betrogen! Also war Kuppelei ihre Absicht, von mir Gewinn zu ziehen, mich gleich einer Waare zu verkaufen — darinn bestund ihre Güte. O ihr Menschen! so leitet euch nur Eigennutz. Gott mög es euch verzeihen. — Lottchen weinte die halbe Nacht über, und frühe am Morgen begab sie sich aus dem Hause der Madam Fernier, und hinterließ ihr diesen Brief.

Madam!

Aus Herzens Grunde dank ich Ihnen für all ihr gütiges Betragen; ich werde nie undankbar gegen Sie seyn, und mein Vater soll Ihnen alles wieder vergüten. Verzeihen Sie meiner unglücklichen Lage und meiner Denkart, daß ich ihren Absichten nicht entsprechen konnte, und bedauern Sie ein unglückliches Mädchen. Der

Him=

Himmel, der jede gute That belohnt, wird auch ihre Großmuth belohnen.

Nun war Lottchen so arm wie eine Bettlerin; sie verließ die Stadt, und war fest entschlossen, zu ihren Aeltern nach N. zurückzukehren, allein es fiel üble Witterung ein; ihre Kleider waren bald durchweicht; müde und entkräftet von den Beschwerden der Reise unterlag sie der Müheseligkeit des Lebens, und sank ermattet an einen Baum hin. Ein alter gutherziger Pfarrer, der noch spät seine Kranken besuchte, gieng vorüber. Er fand das Mädchen, und nahm die Unglückliche theilnehmend zu sich, und ließ sie von einem Bauer aus dem benachbarten Dorfe auf seinen Pfarrhof führen. Da wartete er ihr wie seiner Tochter, und sehnte das gute Kind mit ihren Eltern aus. Nach einigen Wochen erhielt Lottchen diesen Brief von ihrem Vater.

Du hast mir viele Sorgen gemacht, liebes Kind! und vielen Kummer; aber alles sey dir verziehen, weil ich dich nur wieder fand. Ich kenne dein Herz, es war nie böse; aber Mangel an Weltkenntniß war die Ursache deiner Verführung. Hier überschicke ich dir Geld und Kleidung, und die Addresse an einen Kaufmann nach R. Dieser ist einer meiner besten Freunde,

und du wirst bey ihm so gut aufgehoben seyn wie bey mir. In deine Vaterstadt kannst du nicht zurück, es würde zu viel Aufsehen machen, und deinem Glücke hinderlich seyn: auch kennst du deine Schwestern, du weißt, wie sie sind, sie würden dich mit Vorwürfen überhäufen. Führe dich bey meinem Freunde gut auf, und sey klug, und so werde ich deine Fehler wieder vergessen. Gieb dem guten Pfarrer, wo du bist, diesen Brief, und bitte ihn, er möchte die Erkenntlichkeit nicht verschmähen, die ich ihm aus gutem Herzen schicke.

Dein

Vater.

Tausendmal küßte Lottchen diesen Brief, und drückte ihn an ihren Busen. O mein Vater, rief sie, du bist so gut, so ganz gut, und ich konnte dich so behandeln, dich verlassen, Kummer über dein graues Haar sammeln — — o Verzeihung! es war nicht böse gemeint: aber Irrwahn, Verführung waren Schuld an meinen Vergehen. — — Nun lief Lottchen mit ausgestreckten Armen zu ihrem Gutthäter, dem alten Pfarrer, gab ihm den Brief, umfieng seine Knie, und netzte seine grauen Haare mit Thränen. Der edle Mann weinte selbst mit, denn

sein

sein Herz kannte keine andere Freuden als die Freuden der Menschlichkeit. Er traf sogleich alle Anstalten, zu Lottchens Abreise nach R., überschüttete sie noch mit Segenswünschen, und schickte sie in Begleitung eines rechtschaffenen Bürgers nach der Stadt.

Der reiche Kaufmann, der sich Ridling nannte, war bereits von Lottchens Ankunft schon benachrichtiget. Dieser Ridling war ein Handels, freund von Lottchens Vater, und Handelsfreunde sind nicht immer Freunde des Herzens. Es waren eben drey junge Cavalier in Ridlings Hause beym Spiele, als er den Aviso erhielt. Ridling war ein Mann, der sein Gewerbe verstund. Sein größter Gewinn bestund in Juwelen und Galanteriehandlung; er suchte daher immer die Bekanntschaft junger Edelleute oder reicher Bürgerssöhne, denen er mit einer ihm ganz eignen Beredsamkeit seine Waaren einzuschwätzen wußte. Ridling war vor Freude ausser sich, als er den Brief seines Freundes las. Ein schönes Mädchen rief er auf, zu mir in die Kost, das ist vortreflich. Sein eigennütziges Gemüth schwärmte schon in der angenehmsten Phantasie; er sah sein Haus schon von jungen Leuten bestürmt, schon sah er seine halbe Boutique durch Absatz schöner Präsente für die junge Fremde ausgeleert;

mit

mit einem Worte, er berechnete schon den größten Gewinn, den nur ein Kaufmann machen könnte. Ridlings Freude war zu groß, als daß er sie seinen Gästen hätte verbergen können. Er umarmte die drey jungen Edelleute, die bey ihm waren Messieurs! schrie er auf; ich hab euch eine Nachricht zu sagen, die alle Nachrichten übertrift.

Die drey Fremde. Und was?

Ridling. Ein Mädchen. — O ein Mädchen — — schön, jung — —

Der Engländer. Und dieß Mädchen — —

Der Franzos. Eh bien!

Der Italiäner. Cospetto! — —

Ridling. Und dieß Mädchen kommt zu mir ins Haus in die Kost.

Alle drey. Bravo! — Bravissimo! —

Nun wurde den ganzen Abend durch von dem Mädchen geschwätzt. Der Kaufmann säumte nicht, die Einbildungskraft dieser jungen Cavaliere auf das höchste zu spannen. Man brachte noch einige Bouteillen Champagner, und vertrank sie auf Gesundheit der Ankommenden. Es

schlug 12 Uhr; und die Fremden verließen halb berauscht den guten Ridling. Dieser setzte sich aber um Mitternacht noch an sein Schreibpult, und stellte ein kleines Inventarium aller seiner Prätiosen her, die er mit der Zeit an die Fremde um gutes Geld anzubringen hofte.

Er kalkulirte so: wenn es mir glückt, sagte er, so muß ich es dahin bringen, daß alle drey Fremde in das Mädchen verliebt werden. Dieses also vorausgesetzt, muß ich die Sache mit dem Mädchen so abkarten, daß keiner vor dem andern einen Vorzug erhält, und alle drey in der Hofnung sie zu erobern leben. Nach und nach will ich ihnen schon zu verstehen geben, daß man ein junges Mädchen wohl mit Geschenken bezwingen könne, wenn man sich ein wenig was kosten läßt, und da will ich meine Uhren, Etuis, Ohrengehänge ꝛc. auskrammen. Was der Engländer am Morgen kauft, muß mir das Mädchen Abends wiedergeben, und den andern Tag will ich es an den Italiäner verhandeln: denn am Mittag will ich es dem Mädchen wieder abnehmen, und Nachmittag muß mirs der Franzos bezahlen. So wird mir meine Boutique tausendfachen Gewinn tragen. Auch will ich sehen, ob ich es nicht dahin bringen kann, das Kostgeld von allen dreyen zu erhalten. So eine Spekulation

tion wär doch nicht zu verwerfen, denn da des Mädchens Vater das Kostgeld ebenfalls bezahlt, so hätte ich vierfachen Gewinn: ist noch immer ehrlich.

Ridling kalkulirte noch, als schon der Morgen anbrach. Er war noch unangekleidet, als er schon Besuch von den dreyen Fremden erhielt. Ist das Mädchen noch nicht angekommen? fragten sie alle.

**Ridling.** Nein, noch nicht.

**Franzos.** Ma foi! wenn das Mädchen schön ist, so muß ich sie zur Maitresse haben.

**Der Italiäner.** Signore, das werde ich nicht zugeben.

**Der Engländer.** Ich werde alles thun, um dieses Mädchen zu besitzen.

**Ridling.** Geduld, meine Herrn! das Mädchen soll selbst entscheiden.

Während sie noch so sprachen, kamm Lottchen an. Sie wurde wie eine Blume von diesen dreyen Schmetterlingen umflattert. Sie wußte nicht, was sie aus diesem sonderlichen Empfange

pfange machen sollte. Lottchen bezeigte sich sehr ernsthaft gegen diese zudringliche Schwärmer, und gab ihnen durch ihr Betragen deutlich zu verstehen, wie lästig ihr diese Gesellschaft war.

Ridling überhäufte die ersten Tage das Mädchen mit Schmeicheleyen, und sprach ihr nicht undeutlich zu, daß es ihm nicht unlieb wäre, wenn sie einem von diesen Fremden Gehör gäb; aber Lottchen wollte sich nicht dazu verstehen. Als die Fremden sahen, wie sie sich vergebens bemühten, kamen sie nicht mehr in Ridlings Haus, der sie ohnehin schon unter dem Vorwande, daß er für sie das Wort bey dem Mädchen sprechen wollte, um eine Menge Geld gebracht hatte. Nun war niemand untröstlicher als Ridling. Er zerriß vor Zorn die schönen Listen, worauf er schon seinen Gewinn berechnet hatte, und behandelte von nun an das Mädchen mit äusserster Härte.

Lottchen, die sich nicht vorstellen konnte, wie sie doch die Ungnade des Freundes ihres Vaters verdient hätte, grämte sich darüber aus ganzem Herzen, und weinte manche Nacht über Thränen des tiefesten Schmerzes.

Der Geitzige kann nicht empfindlicher beleidigt werden, als wenn er die Aussichten seiner

inte=

intereßirten Pläne vernichtet sehen muß. Er ist unversöhnlich, weil sein Herz nichts als Geld liebt, und nur Geld kann ihn wieder besänftigen. Hätten sich Lottchens Thränen in Perlen verwandeln, und ihre Seufzer seine eisernen Küsten mit Gold füllen können, so würde sich Ridling mit dem guten Kinde leicht wieder ausgesöhnt haben: so aber war er unerbittlich.

Traurige Tage flossen für Lottchen hin, und sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte. Eines Tages gieng sie am Gestade eines Baches, und betrachtete die rauschenden Wogen, wie eine die andere verdrängt. So gehen Tage vorüber, sagte Lottchen traurig, so verdrängen sich die Stunden unsers Lebens — — O Gott! wenn doch auch die Stunden meines Lebens vorüber wären! — Ich bin ein unglückliches Geschöpf — in jeder Rücksicht unglücklich. Indessen Lottchen so den Gedanken nachgieng, begegnete ihr ein ehrwürdiger, alter Cavalier, der lange seinen Blick auf dieses Kind heftete. Er näherte sich mit Anstand, und es schien, als machte ihre traurige Miene tiefen Eindruck auf sein Herz. Es war Graf Ossin; ein Mann von Verdienst und edlem Herzen. Sorgfältig erkundigte er sich um ihr Schicksal, und nachdem er pünktlich unterrichtet war, erboth er ihr eine Freistätte in

sei=

seinem Palais. Sie sollen meine Freundin seyn, sagte er, und ich will Sie wie mein Kind besorgen. Rechnen Sie mich nicht unter die Zahl der Mannsleute, fuhr er fort, die alles versprechen, um ein Mädchen zu erwerben, und denn alles wieder vergessen. Ich bin ein Mann von Ehre, kann wohl einer Schwachheit, aber nie einer Niederträchtigkeit fähig seyn. Ich bin alt, und fühle das Bedürfniß einer freundschaftlichen Unterhaltung in so mancher langweiligen Stunde. Ich werde Sie in jeder Rücksicht als meine Tochter betrachten, und Sie wie ein Vater behandeln. — —

Nun führte Graf Ossin das Mädchen zu dem Kaufmann zurück, und entdeckte ihm seine Gesinnung, der um so weniger etwas entgegen einzuwenden hatte, als er schon wieder den Gewinn überrechnete, den er vielleicht von dem alten Grafen ziehen könnte. Graf Ossin, um einen Beweis seiner Großmuth abzulegen, errichtete auf der Stelle ein Instrument, und versicherte dem Mädchen ein ansehnliches Kapital zur Aussteuer, im Falle, wenn er sterben sollte.

Solcher Charaktere giebt es wenige: es liegt sehr viel Grosses und Edles in solchen Herzen; ich kann so einen Mann nie ohne Ehrfurcht sehen,

hen, denn er ist eine bewundernswürdige Seltenheit unter den Menschen. Der größte Theil des Mannsgeschlechts behandelt das Frauenzimmer auf eine ganz unedle Art, und der Mann ist immer verehrungswürdig, der die Achtung nicht mißkennt, die man dem Frauenzimmer schuldig ist. Graf Ossin zeichnete sich herinn vorzüglich aus.

Nun war Lottchen in seinem Hause, und wurde gepflegt wie seine Tochter. Der Graf begegnete ihr mit Achtung, und bezeygte ihr durch sein ganzes Betragen, daß er ihre Freundschaft verdienen, aber nicht erkaufen wolle. Auch Lottchen liebte ihn wie ihren Vater, und angenehmer waren die Tage, die sie in Ossins Hause genoß. Des Mädchens junges Herz öfnete sich jedem Unglücklichen; Wohlthun und Elende unterstützen war ihre Freude, und der Graf schlug ihr nie eine Bitte ab, die sie für einen Unglücklichen gethan hatte.

Zwey volle Jahre verlebte sie in Ossins Hause, als sich eine unglückliche Stunde näherte, die die Ursache einer Folgenreihe von Jammertagen für das gute Mädchen wurde. Ein junger von Adel verliebte sich in Lottchen. Er nannte sich Fiaro, und war Offizier. Oft schlich

er vor Ossins Haus vorüber, wo Lottchen am Fenster lag; liebäugelte auf sie, und seufzte. Das Mädchen wurde bald gewahr, und Fiaros Zudringen schmeichelte ihrer Eitelkeit.

Wo ist wohl ein Mädchen, das frei von Eitelkeit ist. Es gehört zum weiblichen Geschlecht. Jedes Wesen hat sein Gutes und Böses, und wenn nur die Menschen dächten, daß auch manches Gute nicht seyn würde, wenn das Böse nicht wäre, so würden sie gegen die Fehler ihres Nächsten viel nachsichtiger seyn. Die Rose ist eine schöne Blume: aber sie ist weich und hat Dornen; sie verwelkt leicht am Busen, und verletzet dich auch manchmal: — hört sie aber dadurch wohl auf eine Rose zu seyn? Ist sie minder schön für das Aug, minder erquickend für die Sinne? — — So sind auch Mädchen den Rosen gleich. Zärtlicher ist ihr Bau, schwächer ihr Herz; heftiger ihr Gefühl. Es liegt in der Natur dieser Wesen. Sie würden ohnedieser Schwäche weniger sanft, minder reitzend seyn. Alle die Beschwerniße, die ihnen die Natur auflegte, setzten nothwendig einen weit stärkern Trieb zur Liebe, und eine schwächere Organisation voraus. Die Natur ist nicht ungerecht, wie die Menschen; wäre dieß nicht, wie würde dieses schwächere Geschlecht alle die Beschwerniße ertragen können, die ihm die Natur auflegt? die Schmerzen, die

die Natur mit der Geburt verband, machen einen heftigen Erzeugungstrieb bey ihnen zum Gesetz. Der schwächere Nervenbau ist nothwendig, um bald wieder angenehmerer Eindrücke empfänglich zu seyn. Davon ist der Leichtsinn des weiblichen Geschlechts eine nothwendige Folge, den man zwar in seine Schranken weisen, aber ihnen nicht zur Last legen muß. Wir Männer, die wir alles für uns selbst gethan haben, die wir Gesetz und Recht zu unserm Vortheil schmieden, wir urtheilen ungerecht über die, die uns die Natur zu Gehilfinen gab, setzen uns nicht an ihre Stelle und fodern oft Wirkungen von Dingen, die nicht in der Natur ihres Wesens sind. Wenn wir des Wohlgeruches der Rose satt sind, so beschuldigen wir die Blume eines unangenehmen Eindruckes, den sie auf unser gesättigtes Gefühl macht, da wir doch das Unangenehme unserer Unmäßigkeit zur Schuld legen sollten. Wenn wir sie vom Stocke gerissen haben, so sind wir noch ungerecht genug, und fodern von ihr, daß sie noch so blühend seyn soll, wie am Strauche. Alles legen wir der Rose zur Last; nichts unserer beschränkten Einsicht. — — Heilige Philosophie! lehre den Menschen die Natur und sein Glück kennen.

Fiaro that alles mögliche, Lottchens Herz zu erobern. Er sah, daß das Mädchen genau von dem Grafen beobachtet wurde, und dieses stählte seinen Muth, und machte ihn kühn in seinem Unternehmen. Es giebt eine Art von Mannsleuten, die das äußerste für ein Mädchen wagen würden, wenn sie sehen, daß ihre Liebe mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist; sobald aber diese Schwierigkeiten überwunden sind, sobald hört auch ihre Liebe auf. Unter diese Gattung Menschen war Fiaro zu zählen. Lottchen war zwar ihrem Freunde, dem Grafen Ossin, gänzlich zugethan, allein das Bedürfniß der Seele ließ doch noch eine grosse Lücke in ihrem Herzen unausgefüllt; — sie wünschte sich einen Liebhaber.

Lange Zeit konnte das Mädchen mit Fiaro nicht sprechen. Seine Emsigkeit sie zu sehen, sein Bemühen, nur einen Blick von ihr zu erhalten schmeichelte dem armen Herzen des Mädchens, und erhizte ihre Phantasie; sie wurde wirklich in Fiaro verliebt. Hindernisse trennen die Liebe nicht; sie wirkt nie stärker, als wenn sie durch die Phantasie wirkt; da ersetzt die Einbildung die Mängel der Wirklichkeit, und Schwärmerey treibt die Leidenschaft aufs höchste. Endlich gelang es dem unermüdeten Fiaro eine Gelegenheit zu finden, das Mädchen zu sprechen. Er machte ihr

seine Liebeserklärung; sie war kurz und feurig. Ewig schwur er ihr, sie zu lieben, alles um sie zu wagen, und Lottchen glaubte den Schwüren, und vergaß, daß die meisten Männer Betrüger sind.

Mädchen! traut doch nie der Sprache der Leidenschaft, sie ist Lüge — manchmal unwillkührliche Lüge. Wenn unser Geblüt aufbrauset, unsere Sinne betäubt sind; wenn wir nichts als euch sehen, von nichts als von euch träumen, denn ist die Täuschung am höchsten, wir betrügen uns und euch in diesem unnatürlichen Zustande der Ueberspannung; und wenn diese Ueberspannung nachläßt, so werdet ihr keinen Ton der Harmonie mehr hören. So wenig ihr einem von Wein Berauschten glauben könnt, so wenig dürft ihr auch dem Liebeberauschten glauben. Es ist ein Rausch, und wenn der Betrunkne zu Verstand kömmt, weiß er kein Wort mehr von dem, was er gesagt hat. So geht es Liebenden. Wenn unser Geblüt wieder still wird, wenn das Bild unsrer Einbildung verschwindet, so verschwindet auch unsre Liebe. Nur wenn Achtung und Freundschaft mit der Liebe verbunden sind, dauert die Liebe ewig; denn geht das schwärmerische Gefühl in Seelengefühl über, und heiterer werden die Empfindungen unserer Seele — der Sonne im

Früh=

Frühling ähnlich, wenn der Nebel des Morgens verschwindet.

Wie mehr die Liebe Hindernisse hat, desto stärker wird ihre Kraft. So ergieng es bey Fiaro. Er beobachtete bald, daß das Mädchen wenig Freyheit hatte, und verdoppelte daher sein Zudringen, seine Bemühung. Es gelang ihm endlich eine Unterredung mit Lottchen pflegen zu können, und was je Liebe und Gefühl auf die Zunge eines Menschen legte — das alles sagte ihr Fiaro. Mädchen sind immer leichtgläubig, und keine Stimme ist betrügerischer als die Stimme der Liebe. Lottchen glaubte jedes Wort, das Fiaro ihr sagte, seine Schwüre, seine heiligsten Betheuerungen. Noch waren nicht drey Wochen ihrer Bekanntschaft vorüber, als das Mädchen sich entschloß, ihre Liebe ihrem Freunde, dem Grafen, zu entdecken. Ossin billigte ihre Liebe nicht, denn er kannte den flüchtigen Karakter solcher Mannsleute zu gut. Du wirst unglücklich seyn, sagte er, und das soll nie von Ossin gesagt werden, daß er Lottchen unglücklich werden ließ. Entsage dieser Liebe; es ist Phantasie. Wirst du einen Mann finden, der deiner würdig ist, so wird Ossin wie ein Vater für dich sorgen. Lottchen entdeckte Fiaro des Grafen Entschluß. Vergessen Sie mich, Fiaro, sagte sie, denn Sie sehen,

daß der Graf unsre Bekanntschaft nicht billiget. Stören Sie meine Ruhe nicht länger, und zählen Sie ewig auf meine Achtung. Wie, erwiederte Fiaro, du konntest mir mein Todesurtheil ankünden? Mädchen! ich werde dich nicht verlassen, bey Gott nicht! denn nur Du bist alles für mich. Welches Recht hat der Graf auf dein Herz? Von dir allein hängt es ab einen Geliebten deines Herzens zu wählen. Gieb ihm das zurück, was er dir gab — seine Geschenke, seine Verbindungen; mache dich frey, und sey ganz mein.

Das Mädchen war thöricht genug der Versicherung Fiaros zu glauben; sie entdeckte nochmal dem Grafen ihre Leidenschaft, mit der Versicherung, daß sie lieber alles verlieren, als dem Gedhnke dieser Liebe entsagen wollte.

Graf Ossin machte dem Mädchen die dringendsten Vorstellungen, aber es war vergebens. Ich danke Ihnen für alle ihre Wohlthaten, sagte sie, die ich ewig nicht vergessen werde; aber Fiaro ist alles für mich, wird ewig alles für mich bleiben. Fodern Sie meinen Tod; ich will mein Leben für Sie geben, aber Fiaros Liebe entsagen vermag ich nicht. — — — Da nahm das Mädchen alle Geschenke, die sie von dem Grafen seit der Zeit erhielt, und die Verschreibung ihres zukünftigen

Glückes, gab sie ihm zurück, und entfloh die folgende Nacht darauf mit Fiaro.

Thränen stunden in Ossins Augen über den Leichtsinn des Mädchens; er schickte ihr nach; aber es war vergebens. Er ließ öffentlich kund thun, daß er, ungeachtet Lotte in gewisser Rücksicht sich seiner Freundschaft unwürdig gemacht hat, daß er doch alles für ihr Glück thun würde, wenn sie nur zu ihren Eltern zurückkehrte. — Aber alles war vergebens, Lottchens Herz hieng ganz an Fiaro, der auch allen Schwierigkeiten trotzte, die man seiner Liebe entgegen setzte. Er flüchtete das Mädchen auf das Lustschloß eines seiner Freunde, und Lottchen genoß dort das Vergnügen der Liebe in seinen Armen.

Fiaro konnte nun lieben ohne Hinderniß; Lotte war ganz sein; die Stunden verflossen ohne Sorgen, und er hatte nicht mehr zu befürchten, daß man ihm sein Mädchen entreissen würde. — Allein wie die Sorge abnahm, nahm auch Fiaros Liebe ab. So bald er nichts mehr um Lottchen zu wagen hatte, wurde sein Herz kalt gegen sie, und bald wurde sie ihm ganz zur Last. Durch Verwendung einiger seiner Freunde suchte er sich dieser weiblichen Bürde zu entledigen, und brachte sie zu einer Gräfin im Auslande als Kam-

merjungfer in Dienste. Sie war eine Zeit da, und Fiaros Liebe erwachte wieder. Er schrieb an Lotten, versicherte sie neuerdings seiner Liebe; das Mädchen verließ bald ihren Dienst, und eilte wieder in die Arme ihres Geliebten; aber auch da waren die sanften Stunden der Liebe bald vorüber. Fiaro wurde kalt, und verließ sie. Was wollte nun das gute Kind thun? Ohne Dienst, ohne Hilfe, den Gefahren der Jugend ausgesetzt — blieb ihr nichts übrig als in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren; aber auch da fand sie keine Zuflucht, denn ihr Vater war wegen Fiaros Liebe äußerst wider sie aufgebracht; er gab ihr seinen Fluch, und verschloß ihr sein Haus.

Ohne Hilfe, ohne Unterstützung wanderte sie nun wie eine Verlaßne herum, und Gram und Elend waren ihre Begleiterinnen. Schrecklicher wurde ihr Kummer, drückender ihr Drangsal, als sie fühlte, daß sie Mutter werden würde. Gott im Himmel! rief sie aus, auch dieses Elend noch für mich! Also ists dir nicht genug, entsetzliches Schicksal, daß du mich ganz unglücklich machst, mußt du auch noch ein unschuldiges Wesen unglücklich machen, dem du das Daseyn giebst! Aber nein! dieses Kind, das unter meinen Herzen liegt, ist das Unterpfand von Fiaros Liebe: hat er gleich die Mutter verlassen, so wird ihm

doch

doch der Säugling noch werth seyn; hat die Liebe keine Gewalt mehr über sein Herz, so wird doch die Natur noch ihre Rechte behaupten. — So schwärmte Lottchen, suchte Fiaro auf, und entdeckte ihm ihre Umstände: aber vergeblich behauptet die Natur ihre Rechte über das Herz eines Wohllüstlings, der keinem andern Gefühle als dem thierischen Instinkt Gehör giebt; was kümmert ihn das Mädchen, das er elend gemacht hat? Er hat seine Absicht erreicht; die Folge macht ihm keinen Kummer.

O welche abscheuliche Geschöpfe sind doch oft die Männer! den liebenswürdigsten Theil der Menschheit, das edelste der Geschöpfe, das wonnevollste der Natur — das Weib können sie so behandeln — den Gegenstand, den die Gottheit für uns mit Reitzen erfüllt hat, ein liebvolles Mädchen, das ihre Arme um unsern Nacken schlingt, das für uns wie eine Blume im Frühjahr blühet, die Gefahren des Lebens mit uns theilt, und das Ungemach der Leiden erträgt, dessen Schicksal tausendmal härter als das Schicksal des Mannes ist; — das ihren Eltern entsagt, ihr väterliches Haus verläßt, sich unter das Joch der Gesetze des Stärkern schmiegt, Ehre und Leben — die schätzbarsten Güter des Menschen in die Hände ihres Geliebten giebt, die Beschwerlichkeiten der Schwan-

ger-

gerschaft erträgt, die Schmerzen der Geburt leidet, manchmal die Schmach und Verachtung der Welt erträgt, und über alle diese Leiden der Liebe wegen sich hinaussetzt — — so ein Geschöpf verdient nie niedrig behandelt zu werden. Schwäche kann der Fehler der Verführten seyn, aber nur Bosheit des Herzens der Fehler des Verführers, der die Verführte verläßt — verläßt in dem fürchterlichen Augenblicke, wo sie der Stütze am nöthigsten hätte. Ach läßt mich mein Aug von den Auftritten wegwenden, die die Welt in diesem Punkte sieht; läßt mich die Grausamkeiten vergessen, die die Männer über den schwächern Theil der Menschen ausüben, und worüber die Gesetze noch keine Strafen gesetzt haben.

Fiaro war unerbittlich; selbst der Beystand einer der edelsten unter dem Weibsgeschlecht, die sich für das unglückliche Mädchen verwendete, konnte sein Herz nicht bewegen; — Fiaro kannte weder die Mutter noch das Kind mehr.

Umstände lehren uns Menschen kennen, und die Art Unglückliche zu behandeln zeichnet den Karakter des Edlen aus. Merkwürdig in dieser Geschichte ist die edle Dame, zu der Lotte in ihrem Unglücke Zuflucht nahm. Groß war ihre Seele, und ihr Herz voll Menschengüte; ohne Affektation

that

that sie im Stillen Gutes, war nachsichtig gegen die Schwachheiten des menschlichen Geschlechts, und entschuldigte immer. Sie ist ewig die Freundin ihrer Freunde; unwandelbar in ihren Gesinnungen, und probhaltend in der Gleichheit ihres Karakters. Täglich sich gleich, ist sie die angenehmste Gesellschafterin; immer beschäftigt, kennt sie den Werth der Zeit, verbindet mit der angenehmen Cultur ihrer Talente auch die so werthe Kenntnisse der wahren Häuslichkeit und Oekonomie. Gleich fern von Bigotterie und Freigeisterey folgt sie den Gesetzen wahrer Religiosität, ist Philosophin ohne es scheinen zu wollen, besitzt edle Kenntnisse, ohne damit zu pralen. Mit diesen Eigenschaften verbindet sie einen edlen Anstand; hat Auswahl in ihrem Geschmacke ohne Uebertreibung, und mit der Annehmlichkeit und den Reitzen ihrer Bildung ist jenes gewisse je ne scais quoi verbunden, das ihr immer den Vorrang im Zirkel des Frauenzimmers geben wird.

Diese Dame war Lottchens einzige Freundin in ihren unglücklichen Tagen; ohne ihr — was würde sie geworden seyn? — — Wohlthätig seyn ist noch der geringste Werth, aber die Art, wie man gegen Unglückliche gutthätig ist, zeichnet die Grösse der Seele. Einem Unglücklichen Gutes thun, ohne ihn zu erniedrigen, ohne ihn sein Elend

fühlen

fühlen zu lassen, ohne dem Geschenke, das man ihm reicht, einen Werth beyzulegen, dies ist Seelengrösse, und hierinn zeichnet sich die Dame vorzüglich aus.

Die Tage der Trübsal sind selten einzeln; meistentheils verketten sich mehrere Stunden des Kummers mit ihnen: so ergieng es dem armen Mädchen. Lottchens Vater hatte das Unglück, daß er in Verdacht fiel; er wurde von einigen seiner Feinde einer Kontrebande beschuldigt, und war gezwungen als ein Mann von siebzig Jahren aus seiner Vaterstadt zu entfliehen. Er suchte Hilfe bey seinen verheuratheten Töchtern; aber sie waren kalt und unbewegt bey seinem Unglücke, und unfühlbar bey dem Jammer seines Elendes; nur Lotte war noch ganz seine Tochter. Dieses arme Mädchen empfieng ihn mit ofnen Armen und unterließ nichts, ihm die Tage seines Elendes zu lindern. Sie verkaufte alles, was ihr noch übrig war, um den ehrenvollen Greis zu unterstützen.

Mittlerweile näherte sich die Stunde ihrer Geburt. Der liebevollste Knabe erblickte die Welt, und vermehrte Lottchens Kummer durch sein unglückliches Daseyn. Wer ein Herz hat, der schildere sich die Szene. Hier ein unglückliches Kind; — dort ein grenzlos elender Greis, und — hier ein

ver=

verlaßnes, geschändetes Mädchen — hingeschleudert ins Elend — verlassen — ohne Unterstützung — ohne Hilfe. In dieser traurigen Lage fühlte Lottchen erst die Grösse von Fiaros abscheulicher Behandlung. Der Anblick ihres Vaters, ihres Kindes, das seine kleinen Arme nach ihr ausstreckte, machte ihr Vorwürfe, und sagte: wir würden nicht so elend seyn, wenn du deinen Gutthäter, den Grafen Ossin nicht verlassen hättest. Ach! rief sie auf, wie tief bin ich gesunken! Es war dir also nicht genug, grausamer Fiaro, daß du mich allein unglücklich machtest, du mußtest auch noch meinen armen alten Vater und mein Kind grenzlos elend machen! — Es war dir nicht genug mir meine Ruhe zu entreissen, du mußtest mir auch noch alle Unterstützung rauben, um mich in die Tiefe alles Elendes zu stürzen! — Ich hatte zu wenig Leiden, wenn mein Herz allein blutete, muß ich auch mein Kind und meinen Vater leiden sehen? So recht, Fiaro! frohlocke über deinen Sieg, du hast drey lebende Geschöpfe auf einmal unglücklich gemacht; aber was thut das zur Sache? — es war ja nur Galanterie — — du liebtest ja das Mädchen nie — — du liebtest mich nicht. — Ehrloser! zehnmal schwärzer ist deine That. Die Liebe kann eine Schwachheit begehen, und ein Menschenherz wird die Folgen dieser Schwachheit verzeihen: aber ein Mädchen un-

ter

ter dem Schein der Liebe ganz unglücklich machen, das ist Abscheulichkeit, ein unverzeihliches Verbrechen. So jammerte Lottchen, und drückte ihr Kind an ihr Herz, das ganz das Ebenbild des Vaters war. Paul, (so nannte sie den Knaben) lächelte hold dem thränenvollen Auge der Mutter entgegen, streckte seine unschuldigen Arme um ihren Hals, als wollte er für seinen Vater Vergebung erbitten. Lotte überhäufte das Kind mit Küssen, und die Natur stimmte ihre Seele auf einige Augenblicke zu ganz sanftern Empfindungen. Sie stellte sich das Vergnügen vor, das sie fühlen würde, wenn auch der Geliebte bei diesem Auftritte wäre. Es däuchte ihr, Fiaro stünde vor ihr, und lächelte auf den Knaben. Erschrocken sprang sie auf, wollte das Schattenbild ihrer Phantasie umarmen, aber es war Betrug — Fiaro dachte an Lottchen nicht mehr.

O heilige Natur! wie weit bist du doch herabgesetzt! wie ist es möglich, daß die Menschheit so tief sinken kann! — Lieben und den Gegenstand seiner Liebe verlassen — so verlassen, daß er die Beute des Kummers und des Elendes werden muß; Kinder erzeugen, und sich nicht mehr um ihre Existenz bekümmern — — welche Erniedrigung der Menschheit! — und doch ist diese Erniedrigung gewöhnlich. Wer zählt die

Schlacht=

Schlachtopfer der Wohllust, die auf das schändlichste aufgeopfert werden! — Für Mörder hat der Staat Todesstrafen bestimmt, aber für den Meuchelmord des Wohllüstlings sind keine Strafgesetze geschrieben.

Der Himmel allein erbarmte sich noch des unglücklichen Mädchens. Der Freund der Unglücklichen — der Tod — schloß die Augen des alten Vaters, und trug sanft ihr Kind in den Schoos der Verwesung hinüber. Stumm und thränenlos war Lottchens Schmerz, denn das Gefühl der Natur behauptet bey guten Seelen ihre Rechte. Sie küßte ihr erblaßtes Kind, schmückte es zierlich mit Blumen, und legte ihm zum Hochzeitschatz Fiaros Liebesbriefe ins Grab.

So weit geht Lottchens Geschichte. Der Himmel weiß, was aus dieser Unglücklichen werden wird. So viel ist gewiß, daß vielleicht alle künftige Umstände ihres Lebens nur eine Kettenreihe trauriger Folgen von Fiaros niedriger Handlung seyn werden. — — Unglück für ihn, wenn sein äheres Gewissen den Schlaf der Vergessenheit fortschlummert, und wenn ihm in der Stunde des Todes das Bild der unglücklichgemachten Lotte erscheinen sollte.

Gute Mädchen! könnte diese Geschichte für euch alle eine Warnung seyn! Tief können wir sinken, wenn wir uns dem Leichtsinne unsers Herzens überlassen, und durch genaue Beobachtung eures Karakters fand ich immer, daß mehr Leichtsinn als Bosheit die Ursache eures Verderbens ist. Lernet, ich bitte euch die Männer kennen; ich kann zu eurem Glücke nichts bessers thun, als euch unsre ganze Denkart kennen lehren. Unpartheiisch will ich sie hinzeichnen die Züge des Wohllüstlings, denn glaubt mirs, der größte Theil des Mannsvolks ist Wohllüstling. Sie legen euch, gute Geschöpfe! nicht den Werth bey, den ihr verdienet; ihre Absicht ist Genuß — Heißhunger der Wohllust, worüber dem gesättigten Herzen bald eckelt. Erkennet doch eure Würde, ihr Töchter Evens! groß ist eure Bestimmung, der unsrigen gleich; die Natur giebt euch das Recht unsere Achtung zu fodern, erniedrigt euch nicht selbst, erwäget, wie ungerecht euch die Männer behandeln; sie waren es, die die Gesetze schmiedeten, die euch brandmarkten, und alle Last des Lebens auf euch den schwächern Theil hinüberwälzten; — sie, die nun stärker seyn sollen, mißbrauchen eure Leichtglaubigkeit, tändeln euch die Schätze eurer Unschuld ab, und geben euch denn dem Elende und der Verachtung preis, wie ein Strassenräuber, der im Triumph mit seiner Beute davon

von zieht, und den Ausgeraubten den Unfällen der Zeit überläßt.

Wer eine Tochter hat, der zittere vor der Denkart unsrer Zeiten: wie edler das Mädchen ist, je mehr Gefahren ist sie ausgesetzt, denn sie wird die Menschen nach ihrem Herzen beurtheilen. Sie wird die betrügerische Stimme des Wohllüstlings nicht kennen, der ihr seine Liebe vorwinselt, um sie zu bethören. — — — Mädchen! trauet dem Manne nicht, der keine Achtung für euch hat, denn es ist Tücke in seiner Seele. Der wahrhaft Liebende erniedrigt den Gegenstand seiner Liebe nie. Erhaben ist sein Gefühl, und er legt Zärtlichkeitsbezeugungen den höchsten Werth bey, den sie verdienen. Das kostbarste, was ein Mädchen geben kann, ist ihr Herz, und wer es nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist eures Herzens nicht werth. Ist es euch aber nicht um Liebe zu thun, ihr Kinder! und sind eure Sitten schon so weit verdorben, daß ihr nur Wohllust suchet, so bedenket die Folgen, die euch bevorstehn. Verachtung der Welt; Verachtung selbst von denen, die euch einer Waare gleich halten, die man kauft; die Erniedrigung, der man euch aussetzt; die Verhinderung eures eignen Glückes; endlich die Folgenreihe unglücklicher Tage; — Schande, Armuth, Krankheit, Verderben. — —

O du! wer du auch immer bist; wenn du auch schon so tief gesunken wärest, sammle deine letzte Kräfte, und erhebe dich wieder zur Würde deines Geschlechts; entfliehe dem Flitterleben, das dich mit Schande umgiebt; arbeite, und ist es auch nur schwarzes Brod, das du verdienest, so ist doch der Brocken, den du speisest, nicht mit Schande vergällt, und Verderben und Armuth breiten nicht ihre Flügel über dein elendes Lager. Such Hilfe, du wirst noch Menschen finden, die dich unterstützen: — aber so bist du einem Aase ähnlich, das aus der Gesellschaft des menschlichen Lebens hinausgeworfen ist, und woran sich Raubthiere waiden, bis sie es verzehrt haben.

# Karakterschilderungen nach Originalien.

## Mirmon.

Mirmon ist der Sohn eines reichen Mannes; er hat also Geld, und berechnet den Werth eines Menschen nach seinem Beutel. Sein Vater hielt ihm Hofmeister und Informatoren, die monatlich ihren Sold zogen: aber der Junge lernte nichts von ihnen, weil man ihm immer sagte, daß er alles um Geld haben kann. So erwuchs er, und nun muß er reisen — — nicht um sich Kenntnisse zu sammeln, sondern um in fremden Ländern zu zeigen, daß der Sohn des reichen Mirmon in der Welt ist. Er reißt nach Paris, hat einen Kammerdiener, der sein Kuppler ist, und der ihm Mädchen zubringt wie ein Artoffelhund. Seine Zärtlichkeit verhält sich daher nach dem Ansehn der Waare, und den Werth eines Mädchens schätzt er nach dem Werth

des Geldes, das sein Diener von ihm begehrt. Wenn du mich liebst, sagt er, gieb ich dir fünf Dukaten; sagt aber sein Kammerdiener, es sey zu wenig, so giebt er nochmal soviel, und berechnet denn den Grad der Liebe seiner Schönen nach der Summe, die er ihr aufzählte. Dorimene, der er zehn Dukaten bezahlte, glaubt er, liebe ihn mehr, als Ismene, denn dieser gab er nur fünfe. Was Redlichkeit, Ehrlichkeit, Eingezogenheit und Tugend ist, kennt er nicht, denn er hat diese Waare noch nie gekauft. Er sagt einem ehrlichen Manne ins Gesicht, daß er seine Frau liebe, und handelt mit ihm, wie mit einem Affenhändler. Er glaubt gar nicht, daß es Beleidigung sey, denn er hat ja nur gekauft. Wenn ein Mädchen seinen Antrag verlacht, so kann er nicht glauben, daß dies tugendhaft sey, denn er kennt die Tugend nicht: er glaubt, er habe ihr zu wenig angeboten, er verdoppelt daher die Dosis, und erhält er wieder nichts, so schreibt er dieses als eine Vorfallenheit in seine Schreibtafel, die er nicht verstehen kann.

---

Turpin.

# Turpin.

Turpin kam früh zum Militär, und weil er ein sehr feuriges Temperament, aber wenig Beschäftigung hatte, so verfiel er auf den Gedanke, sich blos mit Mädchen zu unterhalten. Er gleicht einem Naturalien-Sammler, der sich um alles erkundigt, was in seine Kramm taugt; daher ist sein Sack immer voll Ferngläser, um ringsherum alle Schürzen zu begucken. Um zwölf Uhr geht er täglich in die Kirche; er weiß genau die Stunde der galanten Andacht. Da kommt er nicht, um zu beten, sondern alles zu lorgniren. In seiner Rechten hat er das Fernglas, und in der Linken seinen Stock, und stemmt den Arm an die Seite. Nach der Messe besucht er die öffentlichen Spaziergänge; Abends das Theater. Da steht Turpin unter der Thüre mit einigen von gleicher Denkart, und nun wird jedes Mädchen und jede ehrliche Frau auf das schändlichste durchgelassen. Er gründet seinen Ruhm darauf, daß er die gefährlichste Klippe sey, woran alle weibliche Tugend scheittert, und hechelt die Weiber abscheulich durch. Wenn er mit einem Frauenzimmer zu reden kömmt, so ist alles pöbelhaft und niedrig. Heut grüßt er ein Mädchen, das er nie kannte, am Fenster, und erzählt seinen Kamera-

meraden, daß er täglich zu ihr ins Haus komme. Ein andermal sieht er eine ehrliche Frau, und erzählt, daß er ihren Mann zum Hahnrei gemacht habe. Mit einem Worte: er ist einer der niederträchtigsten Menschen in Rüksicht des Frauenzimmers.

# Eugenie Brandfort.

Wie leicht ist es nicht ein Herz zu besiegen, das so viele Schwächen darbeut — ein Herz, das so schwer dem Reitze der Schmeichelei, der zauberischen Suada täuschender Schwüre, — so schwer dem Wunsche zu lieben und geliebt zu werden widersteht! — Das weiche, unbefangene Herz eines jungen, unerfahrnen Mädchens — wie leicht wird es die Beute eines Mannes, den eine glückliche Bildung den Augen der Schönen vorzüglich liebenswürdig macht! — Und doch — — o Schande den Feigen! — Doch nehmen sie auch noch niedrige Liste zu Hilfe — legen Fallstricke, und lauern im Hinterhalte wie der Meuchelmörder auf den arglosen Wanderer im Gebüsche. Kein Kunstgrif ist dem verführenden Wohllüstlinge zu niedrig, kein Unternehmen zu abscheulich, wenn er nur seinen Zweck erreicht. — — —

Gute

Gute Mädchen! wie gefährlich ist euer Loos. Natur und Kunst vereinigen sich oft vergebens, euch des höchsten Glückes würdig zu bilden; die edelste Erziehung, die herrlichsten Anlagen eures Geistes vernichtet oft eine unseelige Stunde, wo ein schmeichelnder Verführer sich eures schwachen Herzens bemächtigt. Euer ganzes Lebensglück liegt in der Hand des Mannes, der euch Liebe schwört, und dem ihr glaubt. — O wie schrecklich, wenn er falsch schwört! — Wenn seine Zunge von Liebe spricht, und schändliche Wohllust aus dem lüsternen Blicke flammt! — Oder wenn Liebe die glänzende Hülle ist, darinn er seinen Eigennutz verbirgt! — O wie oft gebt ihr mit eurem Herzen eure Ruhe, mit der Hand das Glück eures Lebens hin; — ein Bösewicht schleppt euch zum Altar, um der berechtigte Verschwender eures Vermögens, der Tirann eures Herzens zu werden. Ihr werft euch glückträumend in die Arme eines Verräthers, der euch für eine Waare ansieht, die er eingehandelt hat, und euch wieder verkauft, wenn er Gelegenheit findet. Mädchen! überall giebt es Inkle's.

Eugenie war die Tochter eines königlichen Beamten. Die Familie war schon seit vielen Jahren in grossem Ansehen, und es schien, das Glück habe seine Gunst als ein ewiges Erbe diesem Hause

vermacht. Die vielen Verdienste, die sich Eugeniens Voreltern um den König und das Vaterland erworben hatten, und ihre häusliche Tugenden verschaften den Sprößlingen der Brandfort allgemeine Achtung, die Eugeniens Vater durch seine Rechtschaffenheit und gemeinnützige Anstalten bis zur ungetheilten Liebe des Volkes zu erheben wußte. Brandfort ließ es also an nichts fehlen, seiner Eugenie die bestmöglichste Erziehung zu geben, und sie mit dem Glanze in der Welt auftretten zu lassen, den er seines Hauses würdig achtete. Bis in ihr siebzehntes Jahr ward Eugenie der Sorge einer ihrer Anverwandten anvertraut, die die Stelle derjenigen an ihr vertrat, die ihr der Tod schon in den Jahren der Kindheit entrissen hatte.

Eugenie erschien nun im vollem Reitze der aufblühenden Natur, und die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die liebenswürdigste Einfalt eines guten, stets wohlwollenden Herzens machte sie zur angenehmsten Gesellschafterin. Was ihr Blick verlangte, bestrebte sich alles, zu erfüllen, und was ihre holden Lippen im Zaubertone der sanftesten Bitte befahlen, war ein heiliges Geboth, das niemand zu brechen wagte. Eugeniens Vater verjüngte sich in dem Anblicke seines Kindes wieder; alles, was er besaß, Ehre, Ansehen, Vermögen,

hatte nur in Rücksicht Eugeniens einen Werth in seinen Augen. O wie glücklich, sagte Brandfort immer, bin ich, daß ich alles das besitze, womit ich das Glück meiner Tochter machen kann.

Er fieng bereits an einen festen Plan zu entwerfen, der ihm mit der glücklichsten Zukunft für Eugenien schmeichelte. Eugenie ist in den Jahren, dachte Brandfort, wo sie einen würdigen Mann mit dem Besitze ihres Herzens zum glücklichsten Sterblichen machen kann; wo aber auch hunderte sich um ihre Hand bewerben werden, die ihr Herz nicht verdienen. Ich schaudere vor dem Gedanken, wenn sie die Beute eines Unwürdigen werden sollte; — Gott! lieber will ich mein Vermögen all in den Händen gieriger Räuber, lieber mein Leben in der Hand eines unbarmherzigen Meuchelmörders sehen, als daß mir mein Kind ein schändlicher Verführer entreißt. Nein, ich will sie frühzeitig verwahren, und sie in den Armen eines Edlen vor den Nachstellungen feiger Betrüger sichern. — Dies war sein Gedanke, und er reifte schnell zum unerschütterlichen Vorsatz.

Zu wenig bekannt mit den Bedürfnissen der Liebe eines jungen feurigen Mädchens, leitete die graue Erfahrung seinen Blick nur auf Verdienst und Würde. Es muß ein Mann seyn, dem ich

meine

meine Tochter schenke, sagte Brandfort, der meine Achtung ganz verdient. Ein Mann von Ehre, den seine Tugend liebenswürdig, seine Verdienste der Verehrung werth machen, die die Nation von jeher meiner Familie zugestund. Seine Wahl fiel daher auf Stender, dessen Vater einst Brandforts Busenfreund war. Stender war auch wirklich der Mann, der ganz den Hofnungen Brandforts entsprach. Seine Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und sein unermüdetes Bestreben für die Ehre seines Königs und das Beste des Vaterlandes hatten ihm den Beyfall des Monarchen und die Liebe des Volkes zugesichert. Er begleitete schon seit einigen Jahren eine ansehnliche Stelle mit der ausgezeichnetsten Achtung, womit er sich ein noch viel glänzenderes Glück zu machen versprechen konnte. Stender war itzt ein Mann von nahe an dreissig Jahren, voll männlichen Ernstes, ganz mit der Würde des grossen Mannes begleitet. Sein Umgang war fein, nnd zeigte überall die edelsten Gefühle. Er hatte für das schöne Geschlecht die vollkommenste Hochachtung; aber eben diese Ehrfurcht machte, daß er sich immer in einer gewissen, schüchternen Entfernung hielt, und leicht nach seinen strengen Grundsätzen die Grenzen zu überschreiten glaubte, die der Wohlstand dem Mannsgeschlechte bezeichnet. Sein Herz war nicht auf den ersten Blick zu gewinnen, kein

plötz-

plötzliches Licht einer glänzenden Schönheit überraschte es; er sah Eugenien, er fand sie schön, aber er forschte auch nach ihrem Geiste und der Tugend ihres Herzens. So ein Mann war Stender; freilich der würdigste seines Geschlechts, der liebenswürdigste in Augen, die über die Grenzen jugendlicher Liebe hinaussehen, und dort den Werth des Mannes finden, wo das Auge unerfahrner Mädchen nicht hinreicht: allein auf den ersten Blick zu bezaubern, ein Mädchenherz durch zärtliche Blicke, durch ein tändelndes Mienenspiel und täuschende Worte zu erobern, war Stender nicht gemacht. Er hatte schon einige Zeit Zutritt in Brandforts Hause, war der zärtlichste Freund; Eugenie sah ihn, und all sein Wesen flößte ihr die höchste Achtung für ihn ein — aber von Liebe sprach ihr Herz noch gar nichts. Sie verehrte ihn, weil er der Freund ihres Vaters war — wei er würdig war, es zu seyn; — sie fand ihn groß, edel, seine Gesellschaft angenehm und weise, sie schätzte seine Verdienste, und wünschte ihn sich immer zum Freunde zu haben; aber mehr sagte ihr ihr Herz nicht. Ihr Blick suchte nicht den seinigen auf, und glänzte heiterer im Begegnen; ihr Herz wallte nicht dem seinigen entgegen; klopfte nicht stärker, wenn sie ihn sah; ihr Puls schlug nicht heftiger, wenn sie ihm zur Seite saß; und kein sanfter, wohllüstiger Schauder durchfuhr ihre

Glie-

Glieder, wenn im Reihen sein Arm sie umschlang. Sie konnte ihn Stunde lang vermissen, und ihr Herz fragte nicht nach ihm; und sein Kommen goß nicht überfließende Freude in ihren Busen, und sein Weggehn schmerzte sie nicht, ließ kein banges Sehnen im Herzen zurück; sie hielt ihn nicht auf mit allerhand vorgesuchten Wichtigkeiten, die man sich noch an der Thüre zu sagen hat, und ihr Blick eilte ihm nicht nach, wenn er fort war, und begleitete ihn, bis er sich in der Ferne verliehrt.

Indessen war Brandfort doch sehr wohl mit Eugenien zufrieden. Er zweifelte nicht, daß Stender von Eugenien innigst geliebt würde, weil ihr seine Besuche angenehm waren, weil sie gern in seiner Gesellschaft zu seyn schien, weil sie ihm von jeher mit der größten Achtung begegnete, und in seiner Abwesenheit seinen Verdiensten alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Dem guten Vater war das genug um zu glauben, daß das Herz seiner Tochter fest an Stender hange, und weinte Thränen der seligsten Freude, daß es ihm so glücklich gelungen, seine Eugenie bald als die Frau des edelsten Mannes zu sehen.

Nicht so gleichgültig blieb Stenders Herz. Eugeniens Schönheit gewann täglich neue Reitze

in

in seinen Augen; die Lebhaftigkeit ihres Geistes erweckte den seinigen; das Edle ihrer Seele erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht, und die Unschuld ihres Herzens entzückte ihn. Mit jedem ihrer Blicke sog er neuen Zuwachs seiner Liebe ein, er vermehrte seine Besuche, und war doch oft verdrüßlich über seine Geschäfte, die ihn nicht öfter zu kommen erlaubten. Er ward unruhig; nie eilte er mehr auf seinem Wege, als wenn er zu Eugenien gieng, und war verwirrt, wenn er kam; er sah sie; sein Blick hieng an dem ihrigen, und er wußte nicht gleich was er sprechen sollte. Die Stunden verschwanden ihm in Brandforts Hause, wie die wenigen Augenblicke eines seligen Traums, und er schalt die Zeit eine Betrügerin, die ihn boshaft um die Stunden der Wonne bevortheilte.

Brandfort und Stender giengen einst an einem Sommermorgen allein im Garten spazieren. Stender sprach wenig. Brandfort fieng von Geschäften und Angelegenheiten des Staats an, aber Stender brach überall ab. Fast am Ende des Gartens stund eine Solitüde in einem Tannenhaine, die Eugenie zu ihrem Lieblingsort geheiligt hatte: dahin eilte Stender mit schnellen Tritten, und der alte Brandfort hatte Mühe ihm zu folgen. Eugenie hatte diesen Ort ihrer

einsa-

einsamen Wonnestunden mit allem verschönert, was man niedlich und geschmackvoll nennen kann. In Stenders Augen hatte dies mehr als irrdischen Werth. O! Sie sind ein glücklicher Vater — der glücklichste, den ich kenne.

**Brandfort.** Ich schmeichle es mir zu seyn.

**Stender.** Sie sinds! Sie sinds! — Ihre Eugenie ist ein himmlisches Mädchen.

**Brandfort.** Aus ihrem Munde hör ich das gern, Stender! — Sie ist mir auch ein Gut, das ich um keines in der Welt hingeben würde — und doch — doch einst hingeben muß.

**Stender.** Hingeben! — Wie? —

**Brandfort.** Ich muß doch auf Versorgung des Mädchens denken, und möchte sie gerne glücklich sehen. Das hat mir manche bange Sorge gemacht; aber nun — nun ist sie gehoben. Ich glaube den Mann gefunden zu haben, der ihrer werth ist.

**Stender.** Gefunden? — Wen? — —

**Brandfort.** Den Mann, den meine Tochter heurathen wird.

Stender. Heurathen! — Ums Himmelswillen — in diesem Alter — o bedenken Sie! —

Brandfort. O ich habs sehr wohl bedacht. Hören Sie, Freund! Ich sah bey der Wahl meines Tochtermannes weder auf großen Reichthum, noch auf glänzende Titel; er sollte Mann seyn, und schön — schön wie die Würde des Mannes ist. Nun den hab ich gefunden – noch mehr, er ist überdieß noch reich, und steht in grossem Ansehn.

Stender. Aber sagen Sie mir, wer ist dieser Glückliche, der einer Eugenie würdig ist?

Brandfort. Ein Freund von mir. Aber warum so viele Umwege. Die Freundschaft ihres Vaters, die unsrige selbst berechtigt mich Offenherzigkeit von Ihnen zu fordern, die Sie auch von mir gewarten dårfen. Ich glaube mich und mein Kind nicht glücklicher machen zu können, als wenn ich ihr meinen theuren Stender zum Mann gebe. Aber gestehen sie mir frey, haben Sie Neigung für Eugenien?

Stender. Was sagen Sie? — Ihr Ernst?

Brandfort. Vollkommen, Freund! — Eugenie liebt Sie, das weiß ich, und ich zweifle nicht — —

Stender. O nein! — zweiflen Sie nicht. Ob ich Eugenien liebe! — Ich habe keine Worte, die Ihnen sagen könnten, wie sehr ich Eugenien liebe; aber fühlen Sie an mein Herz, edelmüthiger Freund! und fragen Sie es. Ich kenne kein größeres Glück, als Eugenien zu lieben, und von ihr geliebt zu werden. — — Stender und Brandfort umarmten sich beyde; Thränen der Freude hemmten ihre Sprache, aber ihre Herzen näherten sich einander, und wurden sich ohne Sprache verständlich. Unterdessen kam ein Diener, der Brandfort abrief; Stender gieng einem nahe gelegenen Park zu, mehr träumend als wachend, und alle seine Sinne waren mit Eugenien beschäftigt. Dieser Tag des Lebens war ihm so neu, so fremd; er hatte noch nie so gefühlt, nie so gedacht, daß er noch am hohen Mittage unter Tannen und Fichten, wie im Labyrinthe, herumgieng, und eben so wenig von seinen Gedanken als vom Wege gekommen war. Er sah diese Welt nicht mehr, er glaubte sich in eine andere versetzt; und darinn nur Eugenien und sich.

Brandforts Freude war unbeschreiblich, und mit äusserster Ungeduld erwartete er die Stunde, seine Tochter zu sprechen. Es geschah noch diesen Tag. Brandfort kündigte Eugenien mit aller Feyerlichkeit der Freude das Glück an, das sie machen sollte; er sprach mit Enthusiasmus von den Vorzügen Stenders, und Eugenie, die ihn nicht minder schätzte, stimmte ihm bey. Allein, daß Eugenie nicht mehr verrieth, schrieb er der weiblichen Zurückhaltung zu, und verließ sie mit den zärtlichsten Vaterküssen. Eugeniens Herz war noch unbefangen; mit der Wichtigkeit dieses Schrittes, den sie machen sollte, ganz unbekannt, und von jeher gewohnt, dem Willen ihres Vaters als einem unbrüchlichem Gesetze zu folgen, sie war also, so wenig auch ihr Herz davon wußte, mit dem Antrage ihres Vaters zufrieden, und freute sich, weil sich ihr Vater freute. Auch wurde dadurch ihre Ruhe um so weniger gestört, da man die Vollziehung dieser Verbindung noch auf ein halbes Jahr verschieben mußte, weil Stender ehevor noch einige dringende Familiengeschäfte zu berichtigen hatte. Eugenie sah daher diesen Zeitpunkt in einer noch sehr weiten Ferne, und so täuschte die ununterbrochne Heiterkeit ihres Geistes, ihr stets freudelachender Blick, und das schon gewohnte Bestreben, ihrem Vater zu gefallen, die freudetrunk-

nen Augen des guten Alten, der eher an seinem eignen Daseyn als an der Liebe seiner Tochter gezweifelt haben würde.

Einige Wochen vergiengen, und Brandfort segnete jeden verflossenen Tag, und sah freudiger dem kommenden entgegen, der ihm den glücklichen näher führte, an dem er seine Eugenie mit Stender am Altar sehen sollte. Und Stender — wenn die Liebe eben so mächtig machte, als sie Wünsche erzeugt — würde alle die Tage, die ihn noch so weit von dem beneidenswürdigstem Glücke entfernten, in eine Stunde, in einem Augenblick zusamgeschmolzen haben; nur das Glück, daß er täglich um Eugenien seyn konnte, machte ihm die Zeit noch erträglich. Allein wie näher der gute Vater sein Kind dem Glücke zu seyn glaubte; wie näher Stender den seeligen Augenblick herannahen sah, von dem sich sein zweites Leben anfangen sollte, je näher rückte die unseelige Stunde, die auf einmal den besten Vater aus seinem sanften Traume zu einem fürchterlichen Erwachen aufschreckte; die dem würdigsten Manne die freudigste Zukunft raubte; die das beste, liebenswürdigste Mädchen zum grenzlos elenden Geschöpfe machte. — — O was kann nicht eine einzige Stunde! — Sie ist nur zu oft die letzte unserer glücklichen Tage, und fängt eine Jahrenreihe des

marter=

marter vollsten Lebens an. Schrecklich ist der Gedanke, daß uns oft der unbedeutenste, unschuldigste Schritt unsers Lebens ins Verderben führt! — — Eugenie wurde eines Tages zur Gräfin N. zur Gesellschaft eingeladen; die Gräfin wandte sich an Brandfort, sie schätzte ihn sehr, und Brandfort verehrte sie als eine würdige Freundin. Brandfort nahm daher diese Einladung mit sehr viel Vergnügen an, und schmeichelte sich Eugenien eine Freude damit zu machen. Eugenie erschien in einem Zirkel, der einer der glänzendsten der Hauptstadt war, aber ihre Gegenwart verdunkelte bald den Flitterglanz geborgter Grösse; sie stund unter ihnen wie eine überirrdische Gottheit, und wie eine solche wurde sie auch aufgenommen und verehrt. Der Neid der Schönen verstummte, und die jungen Herrn vergaßen in dem Augenblick, was sie ihren Geliebten geschworen hatten, nun ganz von Eugeniens Reitzen bezaubert. — — Der bessere Theil des männlichen Geschlechts bezeugte Eugenien die höchste Achtung, und freute sich des Daseyns dieser Seltenheit unter den Schönen. Eugenie sah sie alle mit gänzlicher Gleichgültigkeit, bis auf Clerval; Clerval zog ihren Blick auf sich, und seine verlohren sich in Eugeniens Blicken. Er war jung, und verband mit der glücklichsten, reitzendsten Bildung all das Verführ-

rende eines feinen Wohllüstlings. Er hatte sich die Kunst zur Natur gemacht, und die schändlichste Lüge, die auf seinen Lippen schwebte, erhob seine Mienen- und Geberdensprache zur trugslosen Wahrheit; das Feuer seiner Augen, der sanfte melodische Ton seiner Stimme lieh seinen Worten unwiderstehliche Reitze. Er betrog alle Schönen, und alle wünschten von ihm betrogen zu werden; sie drängten sich an ihn, und machten einander den Vorzug streittig, welche zuerst das Opfer seiner Leidenschaft werden sollte. — Er war gewohnt zu siegen; aber nun vergaß er alle die glänzenden Trophäen, und schämte sich so gar ihrer, seit er Eugenien sah. Das Feuer, das itzt in seinem Innern aufbrannte, gab ihm doppelte Reitze; er sah die Unglückliche, und schon that er den schrecklichen Schwur in seinem Herzen, zu siegen oder zu sterben — den einzigen Schwur, den der Bösewicht in seinem Leben nicht brach. Er verachtete nun alle andere, und alle die glänzenden Schönheiten, die ihm bis itzt seine Phantasie vorgemalt hatte, verschwanden auf einmal, wie die trüglichen Bilder der Nacht beym Erwachen des Tages.

Clerval war von einer ansehnlichen Familie, und die Jahre seiner ersten Jugend zeigten in ihm den hofnungsvollsten Sprossen seiner würdigen

Väter.

Väter. Er hatte einen lebhaften, durchdringenden Geist, vorzügliche Talente, ein weiches, empfängliches Herz, das viele Güte zeigte, und äusserte in allem die Anlage zu einem der edelsten Menschen. Allein Leichtsinn und ein frühzeitiger Hang zu Ausschweifungen, dem die Verführung ihre Hand both, machten bald das Ungeheuer aus ihm, das itzt Clerval war. Seine Eltern starben, da er noch Kind war, und nun deckte ihn nicht mehr mütterliche Sorgfalt vor den Gefahren der Jugend; das scharfe Vaterauge drang nicht mehr in die Falten seines Herzens, und spürte seinen Handlungen nach; Clerval war der Sorge gleichgültiger Anverwandten und Vormünder, und bald sich selbst überlassen. Niedrige Menschen umgaben ihn, die die Gefehrten seiner Ausschweifungen waren, und sich seine Freunde nannten. Aus Eigennutz streuten sie seinen Thorheiten Weihrauch, und führten ihn auf Abwege, die er selbst nicht würde gefunden — ohne Führung zu gehen nicht gewagt haben.

Clerval war erst seit einigen Wochen in der Hauptstadt. Sein Vermögen, das er auf Reisen verschwendet hatte, war bis auf eine sehr mässige Summe zusammgeschmolzen, und dieser Umstand bewog ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, um dort um eine ansehnliche Stelle zu

werden, oder das Vermögen eines Mädchens zu freien, das so unglücklich seyn sollte, in seine Hände zu fallen.

Clerval beobachtete genau, was in Eugeniens Seele vorgieng, und er verstund die stumme Sprache wahrer Seelengefühle; ihm entgieng keine der geheimsten Regungen des Herzens, die unmerkbarste Veränderung ihrer Gesichtszüge war ihm sichtbar; er entzifferte den geheimen Sinn ihrer Blicke, und laß darinn jeden Gedanken, der in des Mädchens Seele aufstieg. Er sah ihre Verwirrung, die Eugenie nicht bergen konnte; eine gewisse Unruhe, die sich in jeder ihrer Bewegungen verrieth; eine geheime Kraft zog ihren Blick auf Clerval hin, und Clerval fesselte ihn durch den seinigen an sich. — Alles — alles wurde an Eugeniens Herzen zum Verräther, und sagte Clervaln: Eugenie liebt dich.

So mächtig nun Eugenie auf ihn wirkte, die ganz seine Seele eingenommen hatte, mächtiger wirkte noch die Kunst des schlauen Bösewichts. Die Natur mußte sich unter den Despotism der Verstellung beugen; er hielt mit aller Kraft an sich, nur funkelte sein Auge feuriger, und seine Wangen glühte die Leidenschaft.

Der

Der Abend gieng vorüber, die Gesellschaft tratt auseinander; Clerval benützte noch die wenigen Augenblicke, sprach mit Eugenien, und jeder Ton seiner Stimme setzte sich fest in ihrer Seele, jedes Wort grub sich tief in ihr Herz, und in gierigen Zügen trank sie tödtendes Gift aus seinen gefährlichen Blicken. Er verließ sie, Siegeswonne im Herzen tragend, und eh er die Schwelle seines Hauses betratt, war schon der Plan gemacht, wie Eugenie das Opfer seiner Lüsternheit werden sollte. — Eine trübe Wolke einer unbekannten Traurigkeit verhüllte Eugeniens heitere Stirne, den Sitz lachender Unschuld; sie wurde nachdenkend, und wußte selbst nicht, was sie dachte; der Wagen rollte mit ihr fort, sie war auf ihrem Zimmer, aber noch besann sie sich nicht, daß sie zu Hause war. Sie däuchte sich immer noch in der Gesellschaft zu seyn, die sie so eben verlassen hatte, alles war noch so lebhaft in ihrer Seele gegenwärtig, daß sie kaum ihren eignen Sinnen traute, als sie sich auf ihrem Zimmer allein, nur in Gesellschaft ihres Mädchens sah. Endlich schien sich die Macht der täuschenden Phantasie zu verliehren; der Saal, die verschiedenen Personen verschwanden vor ihrem Auge, aber Clervals Bild verschwand nicht. Er nahm itzt den ganzen Raum ihrer Einbildung ein. Der Schlaf floh die ersten Stunden der Nacht ihre

Augen,

Augen, und die übrigen bis gen Anbruch des Tages wurden verträumt — mit Clerval verträumt.

Die erste Visite stattete Clerval am Morgen der Gräfin ab, und die Unterredung war, wie leicht zu denken, von dem gestrigen Abend. Indessen wurde des ganzen Zirkels wenig mehr gedacht; nur Eugenie war allein der Gegenstand ihres Gespräches. Clerval sprach mit Enthusiasmus von ihrer Schönheit, von Vorzügen, die er noch nicht kannte, aber ihr doch gerne beylegte; die Gräfin scherzte über ihn, und er nahm alle ihre beissende Witzeleien mit Lächeln auf. Clerval wußte wohl, an wen er sich zu halten hätte, er kannte die Schwäche dieser Dame, und hatte sie daher zum Grunde seines Planes gelegt. Den Eindruck, den Clerval von jeher mit so unwiderstehlicher Macht auf das Herz der Schönen gemacht hat, machte er auch auf die Gräfin, die bereits ein Frauenzimmer von dreissig Jahren war, aber noch vielen Schönheiten von zwanzig den Vorzug streittig machte. Sie war schwach genug, sich diesem reitzenden Verführer aus einer aufwachenden Leidenschaft ganz zu überlassen, und Clerval war bey ihr bereits schon dahin gekommen, wo er bey Eugenien anzufangen wünschte. Er hatte gleich in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft

über

über das Herz und die Tugend eines Frauenzimmers gesiegt, das ihm beyde selbst zum Opfer darboth, und das als ein Glück wünschte, was andere beweinten. Wärs Liebe gewesen, was die Gräfin Clervals Wünschen unterwarf, hätte sie niemal so niedrig seyn können, zu seinen schändlichen Absichten selbst behülflich zu seyn, denn wirklich übernahm sie die abscheuliche Rolle einer Kupplerin. Die Gräfin fuhr diesen Tag zu Brandfort, und sagte ihm die artigsten Schmeicheleien über seine Eugenie. So sehr auch Brandfort sonst der Feind aller gleissenden Worte war, und eitle Lobeserhebungen verachtete, so hörte er doch gerne Schmeicheleien, die seiner Eugenie gesagt wurden, und aus dem Munde der Gräfin, die er für eine würdige Dame, und seine Freundin hielt, mußten sie doppelten Werth haben. Sie verstund nicht blos die Kunst eine Schmeichelei mit allem Anstand zu sagen, sondern sie wußte ihr auch durch die Annehmlichkeit ihrer Stimme, durch eine begleitende Miene, und ein sanftes Lächeln einen unwiderstehlichen Reitz zu geben, daß man auch die unverdientesten Lobsprüche mit Gefallen hörte. Was brauchte sie mehr um Brandforts Herz zu gewinnen — Herz und Sinne eines alten zärtlichen Vaters zu betäuben, dem seine Tochter alles ist. Brandfort ließ in eben dem Augenblick Eugenien rufen, und stellte ihr die Gräfin

als seine würdigste Freundin vor, als die einzige, in derer Gesellschaft er sie immer zu sehen wünscht. Eine plötzliche Röthe verbreitete sich über Eugeniens Gesicht, als sie die Gräfin sah, die ihr aber nicht Zeit ließ sich zu erhollen, das Mädchen umarmte, und sogleich ihre beredsamen Lippen zu neuen Lobesverschwendungen öfnete. Sie bath auch diesen Abend, obwohl sie ihn ohne Gesellschaft zubringen würde, Eugenien zu sich, und Brandfort war es vom Herzen zufrieden.

Diesen Abend war der Zirkel nicht so zahlreich, nicht so glänzend, als den Tag zuvor, aber genug, daß Clerval zugegen war, er machte ihn in Eugeniens Augen zur glänzendsten Versammlung. Clerval wiederhollte eben die Bemerkungen, die er den vorigen Tag gemacht hatte, und entdeckte mit lachender Freude, wie weit schon die Flamme in des Mädchens Busen um sich gegriffen habe. Aber noch verbarg er sich sorgfältig, und zeigte Eugeniens Augen den feinsten Wohlstand, Grazie in Ton und Geberden, den liebenswürdigsten Sterblichen. Er sprach mit mehr Feuer, wenn er mit Eugenien redete, und begleitet jeden Ton der Sprache mit einem noch bedeutendern Mienenspiele.

So giengen mehrere Abende durch, und Eugenie sehnte sich jeden vergangenen Tag auf den kommenden, um Clerval wieder zu sehen. Endlich fand es der listige Verführer für gut, sich mehr zu nähern, und seine Hofnung hatte ihn nicht betrogen. Schon hatte er ganz des Mädchens Herz, und — o wie wenig fehlt dann noch, daß auch die Tugend fallt. — — Schon sah Eugenie Stendern mit ganz andern Augen an; sie vermied ihn zu sehen, er wurd ihr äusserst gleichgültig, seine Worte fanden keinen Eingang mehr in ihr Herz, seine Scherze waren fad, sein Ernst war ihr itzt Pedanterie; er wurde bey jeder Gelegenheit mit Clerval in Vergleich gestellt, und verlohr jedesmal. Die Zeit rückte immer näher, da sie ihm ihre Hand geben sollte, und nun erst zeigte sich ihr diese Stunde in ihrer schrecklichsten Gestalt. Der Gedanke, einem Manne zugehören zu müssen, den sie nicht liebt; und einen andern verlassen zu sollen, der ihr ganzes Herz besitzt, marterte sie manche schlaflose Stunde, und machte ihr Stendern beynahe unausstehlich. Nur die Freundschaft und Achtung ihres Vaters, die Stender unbegrenzt genoß, hielt sie noch zurück, daß sie ihm nicht mit aller Kälte und Geringschätzung begegnete, und dies war das erstemal, daß sie sich Zwang anthat, und Verstellung lernte. Wie würde das arme Mädchen vor sich selbst

erschro-

erschrocken seyn, wenn es sich in dieser gefährlichen Lage ihres Herzens hätte sehen können! — Aber Clerval hatte sie zu sehr eingenommen, als daß sie ihrer selbst hätte gewahr werden können; er versäumte keinen Augenblick, sie mit dem Zauberbande, das sie umschlungen hatte, immer näher an sich zu ziehen; der Gedanke an ihn verschlang Tage und Stunden, und ließ der Verblendeten keinen Augenblick Zeit, über sich selbst nachzudenken.

Sie gestund ihm Liebe, so edel, so ungekünstelt, als das Herz war, woraus dieses unglückliche Geständniß floß; Clerval schwur ihr entgegen Liebe, er nahm Himmel und Erde zu Zeugen, und sagte ihr in einem prächtigen Wortschmucke Empfindungen vor, die er nie kannte. Auftritte dieser Art waren ihm nicht neu; er hatte sich schon vorbereitet, und so würde jedes Auge, das nicht von Liebe geblendet gewesen wäre, an Clerval nichts als einen Spieler entdeckt haben, der seine Rolle treflich studiert hat.

Von diesem Augenblicke an war es um Eugenien ganz geschehen. Von einer Seite zehrte die heftigste Liebe an ihrem Herzen, von der andern quälten es die kränkendsten Vorstellungen. Sie sah die nahe Verbindung mit Stender mit

Todes-

Todesschrecken vor sich, und wußte keinen Ausweg, keine Rettung. Lange konnten diese Unruhen, die in ihrem Innern vorgiengen, nicht verborgen bleiben; sie verriethen sich nur zu deutlich an ihrem Gesichte, und fiengen allgemach an ihre Gesundheit zu zerstören. Brandfort sah mit äusserstem Schmerze, daß ein innerer Gram seine Eugenie zu verzehren drohe; er fragte sie täglich um die Ursache dieser Veränderung, aber nie konnte er eine befriedigende Antwort hören. Eugenie wa te es nicht ihm die Geschichte ihres Herzens zu entdecken; dies war das erste Geheimniß, das sie vor ihrem Vater hatte. Nur die Gräfin und Clerval wußten es ausser ihr. O wie unglücklich, sagte sie einst zu Clerval, macht mich ihre Liebe, und ein Strom von Thränen erstickte des Mädchens Stimme. Unglücklich! erwiederte Clerval, das sollen Sie nicht seyn. Ich gäbe mein Leben hin, wenn es Ihnen nur das Glück einer einzigen Minute verschaffen könnte. — Aber ich verstehe nicht — — —

**Eugenie.** O wenn Sie wüßten Clerval! — — Ich gab Ihnen mein Herz, und bald soll ich meine Hand einem andern geben — — O ich erlebe den Tag nicht. —

Cerval. Ists möglich! — Was sagen Sie? — Nein, bey meiner Liebe — bey Eugeniens Liebe! das geschieht nicht. Eher soll die Sonne aufhören, diesen Erdball zu beleuchten; eher ewige Nacht meine Augen umhüllen, daß ich diesen Tag nicht erblicke. Nein, ich lasse Sie nicht, himmlisches Mädchen! — Welch ein Arm ist stark genug, der mir meine Eugenie entreißt! — Mein Glück hangt an dem Ihrigen, mein Leben an ihrem, und eher will ich alles — alles alles verlieren, als Eugenien nicht.

Eugenie. O Clerval! — Was vermögen Sie — was können wir beyde gegen ein Schicksal, das uns zuwider ist.

Clerval. Ihm Liebe und Muth entgegen setzen. Noch hangt es von Ihnen ab, einer Zukunft zu entgehen, die Ihnen mit den bittersten Tagen droht, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen, oder mir das Leben zu nehmen. Wählen Sie Eugenie! —

Eugenie. Ums Himmelswillen! Was kann ich — was soll ich thun. Will nicht mein Vater, daß ich mit Stendern verbunden werde? Und kann ich dieser unglücklichen Verbindung anders entgehen, als — durch meinen Tod.

Clerval. Nein, Eugenie! Die Liebe öfnet uns noch einen andern Ausweg — — O folgen Sie ihn mit mir. Lassen Sie uns fliehen; es kömmt ja nicht darauf an, ob wir in diesem oder in jenem Lande glücklich sind; genug, daß wir es sind, und uns lieben.

Eugenie. Clerval! — Und Sie wollten mich zu einem Schritte verleiten, der mich lebenslang entehren würde? — Nein, nimmermehr. — Gott! mein Vater würde die Schande seiner Tochter nicht überleben.

Clerval. Nun so tödten Sie mich! nehmen Sie mir ein Leben, das ohne Ihnen keinen Werth hat, das ich aus Schmerz nicht mehr ertragen kann.

Mit diesen Worten rafte er sich schnell auf, und eilte hastig wie verzweifelnd davon. Eugenie wollte ihm nach; aber sie erreichte ihn nicht mehr; sie rief, aber ihre schwache Stimme drang nicht mehr zu ihm. Sie erschöpfte ihre Kräfte und sank ohnmächtig hin. Die Gräfin eilte herbey, und half ihr wieder zu sich. Eugeniens Schmerz ergoß sich in einen Strom von Thränen; die Gräfin schloß sie in ihre Arme, und Thränen, die leicht zu Geboth stehen, träufelten auch aus ihren Augen,

gen, und logen freundschaftliche Theilnahme. Sie wußte von allem; aber sie selbst foderte Eugenien zur Standhaftigkeit auf, und tadelte Clervals Antrag. Sie entschuldigte ihn durch die Heftigkeit seiner Liebe, und dieser Kunstgrif wirkte mehr auf Eugeniens Herz, als wenn sie alle Beredsamkeit verschwendet hätte, Eugenien zu diesem Schritte zu verleiten.

Diese Nacht war eine der quaalvollsten für die arme Betrogne. Die schrecklichsten Bilder wechselten mit angenehmen Vorstellungen künftiger Seeligkeit ab, die sie in Clervals Armen genießen würde; Liebe schien die Oberhand zu gewinnen, aber bald sah sie ihren Vater wieder, wie er ihr in der Ferne mit thränendem Auge, mit zerrauften Haaren nachsah, und seiner Eugenie rief. Gerade zur Zeit, als eines dieser fürchterlichen Bilder ihre Phantasie beschäftigte, trat Brandfort, den die Sorge um seine Tochter sehr frühe geweckt hatte, in ihr Zimmer. Eugenie erwachte mit einem heftigen Schrei als sie ihn sah; Brandfort schrieb es dem plötzlichen Erwachen zu, das er durch sein Geräusch verursacht hatte, und wähnte noch nicht, was in dem Herzen des Mädchens vorgieng. Er überhäufte sie mit Liebkosungen, und kündigte ihr eine Lustparthie an, die er ihr zu Gefallen veranstaltet hatte. Die Gegen-

wart

wart des Vaters verdrängte nun auf einige Zeit Clervals Liebe aus ihrem Herzen, sein Anblick rief all die seeligen Tage wieder zurück, die sie einst mit ihrem Vater genossen hatte; sie schauderte vor dem abscheulichen Gedanken diesen Vater fliehen zu wollen, dessen Herz sich nur mit dem Wohle seiner Tochter beschäftigt. Sie beschloß Clervaln zu entsagen, ihn zu fliehen, ihn zu vergessen. — — Mit zitternder Hand schrieb Eugenie an Clervaln ihren Entschluß, und bath, beschwor ihn bey seiner Liebe einen gleichen zu fassen. Clerval erbrach das Billet, und der Bösewicht lächelte. Er kannte die Schwäche des weiblichen Herzens zu gut, und seines war zu verdorben, als daß er darüber hätte bestürzt werden können. Ein artiger Roman! rief er auf; aber er soll sich doch noch mit Triumf enden.

Eugeniens Entschluß glich einem schweren Gebäude, das auf schwachen Stützen ruht; fürchterlich ist sein Schwanken, und die bange Erwartung des stets drohenden Sturzes erweckt Furcht und Grausen; die geringste Erschütterung wirft es zu Boden, und begräbt den Unglücklichen unter seine Ruinen. Eugenie vermied Clervaln zu sehen; aber es gelang ihr nicht. Den folgenden Tag brachte ihr ein Mädchen der Gräfin ein Billet von Clerval und sein Bildniß. Eugenie

genie brach mit zitternder Hand den Umschlag auf, und Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie Clervals Bild sah. Die Liebe überhäufte sie mit Vorwürfen, und nannte sie strafbar. Der Gedanke an ihren Vater allein hielt sie noch zurück; aber ihr Entschluß hatte schon viel von seiner Stärke verlohren.

Clerval fieng an auf die Macht der Liebe Mißtrauen zu setzen, und die Begierde raßte doch unaufhörlich in seinem Busen. Was Liebe nicht alles vermag, soll Betrug zu Ende bringen, sagte er; und bald hatte er eine List ersonnen, die ihm den unfehlbarsten Erfolg versprach. Er kannte Eugeniens unerfahrnes, leichtgläubiges Herz, und wußte, wie sehr sich oft der Mensch von Albernheiten hintergehen läßt, denen ein allgemeiner Volksglaube Würde und Ansehn leiht. Eine gewisse alte Frau genoß in Brandforts Hause viele Wohlthaten. Ihr ganzes Geschäft bestund darin, daß sie den Leuten aus der Karte wahrsagte, und sie stund dieser Kunst wegen in einen vorzüglichen Ruf, besonders bey dem schönen Geschlechte, das aus natürlicher Neugierde und Mangel an Ueberlegung an solchen Künsten besonders Geschmack findet. Clerval ließ diese Betrügerin zu sich kommen, und mit einem Thaler war sie gewonnen. Er unterrichtete sie von allem, was von dem ersten

sten Augenblick, als er Eugenien sah, zwischen ihm und ihr vorgefallen war, und befahl ihr, dem Mädchen aus der Karte zu sagen, daß ihr ein grosses Unglück bevorstünde; sie würde eine mißliche Heurath machen, und einem anderen, den sie liebt, und von dem sie wieder geliebt wird, würde die Verzweiflung das Leben nehmen. Allein sie könne das alles verhüten, wenn sie mit dem, der sie so unaussprechlich liebt, entfliehen wollte. Es würde in kurzer Zeit alles gut gehen; sie würden lange und recht glücklich mitander leben, und selbst ihr Vater, nachdem er seinen Irrthum eingesehen hätte, würde mit Freuden seine Einwilligung zu Eugeniens Wahl geben.

So unterrichtet gieng die undankbare Verrätherin in Brandforts Haus, und besuchte Eugenien, die in Gesellschaft ihres Mädchens arbeitete. Sie fand gar bald eine Gelegenheit, ihre Wahrsagerey auszukrammen, und spielte ihre Rolle mit all der Feinheit, die solchen Betrügerinnen, die im Solde des Aberglaubens und des Vorurtheils stehen, eigen ist. In der That, gnädiges Fräulein! sagte das einfältige Mädchen Eugeniens, es muß doch des Himmels Schickung seyn, der Sie nur durch Clerval glücklich machen will. — Ja, setzte die Alte hinzu, im Himmel

ist ihr Glück beschlossen, und nur ein feindliches Schicksal droht es zu vernichten; aber hören Sie die Stimme ihres Herzens; es wird Ihnen am besten sagen, was Sie thun sollen. — — Dies war der letzte Stoß, der Eugeniens Entschluß gänzlich zu Boden warf. Die Liebe machte die gemiethete Lüge zum unfehlbaren Orakel; Vernunft und Tugend, Ehre und kindliche Liebe wurden zum Schweigen gebracht; der Aberglaube entschied. Die Alte bemerkte nicht undeutlich welchen Einfluß ihre Betrügerei auf Eugeniens schwaches Herz hatte; sie eilte sogleich mit dieser erfreulichen Nachricht zu Clerval um noch eine ansehnliche Belohnung von ihm zu erhalten.

Clerval war mit der Alten über die maßen zufrieden. Er lohnte noch mit einem Dukaten ihren schwarzen, verrätherischen Undank, und ließ sie von sich. Nun wurde alles zur Reise veranstaltet; alles war beschäftigt, die unselige Stunde herbeyzurufen, die Eugeniens Unglück vollenden sollte. Unterdessen marterten Eugeniens Herz tausend ängstigende Zweifel; Vorwürfe bestürmten es von allen Seiten — bald Vorwürfe der Liebe, — bald wieder der Kindespflicht, der Ehre; ihr Herz hatte für Clerval entschieden; sie sah in seinen Armen das seligste Glück, weil sie

es wünschte, weil die betrügerische Vorhersagung ihr damit schmeichelte, aber Freude klopfte ihr Herz nicht, und überall verhüllte eine trübe Wolke banger Ahndungen den Blick in eine lichtere Zukunft. Eugenie wollte zur Gräfin; sie suchte im Schoose der Freundschaft Beruhigung. Schon war sie angekleidet, und wollte ihr Zimmer verlassen, als sie von Clerval dieses Billet erhielt:

Göttliche Eugenie!

Sie wollen es, daß ich Sie fliehe! — auch vergessen soll ich Sie — — aber nein, himmlisches Mädchen! das ist unmöglich — nie, in meinem Leben nie werd ich das können — auch jenseits noch nicht, wenn meine Seele, von allem Irrdischen losgerissen, keinen Gedanken dieser Welt mehr fassen kann, wird sie doch Eugenien nicht vergessen.

Die Liebe macht mir ihren Willen zum heiligsten Gesetze; ich folge, so grausam auch ihr Befehl seyn sollte — — ach! könnte ein Geboth grausamer seyn, als das, Sie zu verlassen? — — O befehlen Sie nur auch, ich soll mir den Tod geben, und es wird mir weniger schwer fallen. — — O Eugenie! Sie tödten ein Herz, das vielleicht allein des ihrigen würdig ist — ein Herz, das sich

so ganz für Eugenien hingiebt — für Eugenien blutet, und für Sie stirbt, und das sich doch noch freut, für Eugenien zu bluten, für Eugenien zu sterben.

Leben Sie wohl, und verzeihen Sie einem Elenden, daß er das Unglück hatte auf ihr Herz einigen Eindruck zu machen; — unsere ersten Blicke sprachen Liebe, ehe noch unsere Lippen einander Liebe gestunden — — Himmel! möchte ich doch das alles vergessen können. — — Zum letztenmal — Eugenie! leben Sie wohl, hier sehen wir uns nicht wieder; aber dort — dort, wo ihr Herz frei von Vorurtheilen dieses Lebens, das meinige wieder finden — sich an das meine anschliessen wird. Die Liebe wird uns da vereinigen, wo kein Zwang, kein grausames Menschenvorurtheil sich liebende Wesen trennet. Erlauben Sie, daß ich noch zum letztenmal sagen darf

Ihr

Clerval.

Eugenie las, und die angenommene Schwärmersprache einer verzweifelnden Liebe riß Herz und Sinne dahin. Mächtiger konnte der Schlag nicht seyn, der sie traf; Berge hätten über sie

einstürzen, und der Abgrund der Erde sie verschlingen können, und sie würde ihren Tod nicht mehr gefühlt haben. Brandfort war nicht zu Hause, als dieses vorgieng; ein Geschäft nöthigte ihn auf einige Tage zu verreisen, und Stender hatte ihn begleitet. Eugenie war also ganz sich selbst, der Macht der Liebe, der Gewalt eines unternehmenden Bösewichts, und der Niederträchtigkeit der Gräfin und ihres eignen Mädchens überlassen, die seine schändliche Gehilfinnen waren. Noch lag Eugenie im sinnlosen Taumel, als die Gräfin angefahren kam. Eugenie eilte ihr sogleich entgegen, als sie sie hörte, und hieng an ihrem Busen. Nun entströmten Thränen ihrem Auge; nach einer kleinen Pause ihres stummen Schmerzes, war ihr erstes Wort, Clerval! Ach! theuerste Freundin! fieng sie an, sagen Sie mir, wo ist Clerval? Führen Sie mich zu ihm; ich muß ihn sehen — — Gott! wenn er — o lassen Sie uns eilen; ein ganzes Greisenleben würde die Minute nicht ersetzen, die wir zu spät kämen. — —

Eugenie und die Gräfin stiegen in den Wagen; schnell — ach zu schnell rollte er dem Hause zu, wo der abscheulichste Plan entworfen wurde, wo die Ketten geschmiedet wurden, die Eugenien an einen Betrüger — an ein ewig grenzloses Elend fesselten. — Clerval war da; er schien in tiefe-

sten

sten Schmerz versunken, und neues Leben zu beginnen, als Eugenie sich in seine Arme warf. Clerval! fieng sie an, lassen Sie mich in ihren Armen die Ruhe wieder finden, die Sie mir geraubt haben, und die ich ausser Ihnen vergebens suche; das Schicksal zeigte mir eine glückliche Zukunft, und die Liebe bestättigt diese Vorhersagung. Ja Clerval! ich folge Ihnen, lassen Sie uns glücklich seyn, in welchem Erdewinkel das Schicksal auch will, daß wir es seyn sollen.

Nun war es entschieden; der unauflösliche Knoten des Schicksals geschürzt; die Nacht näherte sich allgemach, und die Stunde schlug, die die kurze Reihe der glücklichen beschloß, die Eugenie im Schoose der Unschuld verlebt hatte, und öfnete die weiten Thore eines unabsehbaren Elendes. Eugenie hatte es der Sorge ihres Mädchens überlassen, ihre Sachen in Bereitschaft zu halten, und diese vergaß nicht, wie es ihr Clerval befohlen hatte, alles zusammen zu rafen, was sie an Kostbarkeiten finden konnte. Noch ehe der Tag anbrach, war Clerval mit Eugenien schon nahe an den Grenzen, und bald im ungestörten Genuße seines Raubes. Tigerfreude stralte aus seinen Augen, und in seinem Herzen war Wolfeswonne über die glücklich errungene Beute.

Diesen Tag kamen Brandfort und Stender zurück, und — o welche Feder schildert den rasenden Schmerz des zärtlichen Vaters — wer den verzehrenden Zorn Stenders — wer die Wuth seines Herzens! Die Nachricht von Eugeniens Tod würde ihn niedergedonnert haben, aber die Gewißheit ihrer Entführung machte ihn rasend. Nicht zärtliche Thränen des sanften Schmerzes flossen aus seinen Augen; sie flammten von Zorn und Rache, und in seinem Herzen tobte wüthender Grimm. — Brandforts gebeugter Nacken ertrug diesen schweren Streich des Schicksals nicht mehr; seine Kräfte verliessen ihn plötzlich, er sank zu Boden, und war von Sinnen.

Man wandte alle Mühe an, ihn wieder zu sich zu bringen, und erst am dritten Tage gelang es den Aerzten, ihn in einen bessern Zustand zu versetzen. Allein der Schmerz fraß unersättlich an seinem Herzen, und verzehrte seine letzten Lebenskräfte. Tag und Nacht flossen seine Thränen für Eugenien, und die Klagen des Schmerzes wurden immer mit Flüchen der Wuth auf den schändlichen Verführer unterbrochen. Alle Nachfrage um Clervals Aufenthalt war vergebens; Eugenie war auf immer für ihren Vater verlohren. Ein halbes Jahr würgte der Gram an Brandforts Leben; aber endlich schmolz das Häuflein seiner Tage

ge zusammen, wie die falben Blätter eines kraftlosen Baumes, die der Sturm verstäubt; und gieriger noch nagte der tödtende Gram an seinen Herzen, wie näher die Stunde des Todes kam; — denn unersättlich war er; ich glaube, es schmerzte ihn selbst, bald nicht mehr an einem Herzen zehren zu können, an dem er so viel Nahrung fand. — —

Stenders Mannes Kräfte überwogen die Schwere seines Unglücks; er genas nach einigen Monaten von einem hitzigen Fieber, die Folge dieses schrecklichen Schlages, der ihn betraf; allein die tiefe Wunde, die Clerval seinem Herzen schlug, war noch nicht verheilet; sie war der Sitz düsterer Melancholey, die ihn zum keuchenden Gerippe abhärmte. Kein Balsam heilet diese Wunden, und vergebens biethen die Aertzte all ihrer Kunst auf; der Schmerz gräbt sich immer tiefer ein, und nur der Zeit ist es vorbehalten, ihn nach langen Jahren des Leidens zu stillen. Stender hatte durch diese Katastrophe eine solche Veränderung in seinem ganzen Wesen erlitten, daß er beynahe aufgehört hatte, der zu seyn, der er sonst war. Er verlohr seine Heiterkeit und ward mürrisch und unfreundlich; er hatte nicht mehr das thätige Bestreben, nicht mehr den stets regen Wirkungsgeist, er ward unthätig, und zu keinem

Ge-

Geschäfte aufgelegt; mit äusserstem Widerwillen that er kaum das Nöthigste seines Berufes, und jeder Dienst, den er leisten mußte, machte ihn verdrüßlich — — sein ganzes Daseyn war ihm schwere Plage. Seinen Feinden — und deren hatte er sehr viele — war daß eine erwünschte Gelegenheit; man stellte ihn bey Hofe als einen untüchtigen, nachlässigen Menschen vor, man verläumdete ihn, und dichtete ihm Vergehungen an, die ihn dem Könige verhaßt machen mußten. Mit aller Mühe konnten es seine wenigen Freunde kaum so weit bringen, daß er nicht als strafbar angesehen, und mit einer mässigen Pension in Ruhestand versetzt wurde. Jeden andern würde das äusserst gekränkt haben, allein auf Stendern machte diese Zurücksetzung keinen Eindruck mehr; schmerzendere Kränkungen hatten seine Empfindlichkeit schon gänzlich abgenutzt; für diesen Zufall hatte sie keinen Reitz mehr; sein Gefühl war stumpf, und sein Geist schlummerte in einer gewissen Betäubung; er sank unter der Last seiner Leiden kraftlos danieder, wie der arme Landmann nach einem durchschwitzten Sommertag unter dem Schatten einer Linde schläft; er fühlt den Stich der Mücke nicht. Seine Freunde riethen ihm, zu reisen, um sich zu zerstreuen; Stender that es, und irrte seit dem in der Ferne herum; aber überall trug er sein

Selbst

Selbst mit sich, und der Schmerz verfolgte ihn von Ost bis West.

Unterdessen war Clerval mit Eugenien in London; er lebte mit ihr auf dem prächtigsten Fuße; aber allen Schimmer seiner Pracht verdunkelte ihre Schönheit; Eugeniens Werth fiel jedem in die Augen, und Clerval ward von allen als der vollglücklichste Sterbliche gepriesen. Dies erhob seinen Stolz, und Eugeniens täglich sich erneuernde Reitze erhielten noch die Flamme seiner thierischen Liebe, daß sie nicht sobald, wie bey andern, erlosch. Noch sagte er ihr täglich, daß er sie liebe, und noch sog Eugenie Wonne von seinen verrätherischen Lippen. Allein dieser Traum ihres Glückes wurde manchmal durch den Gedanken an ihren Vater unterbrochen, der sie zu den schrecklichsten Vorstellungen weckte. Sie weinte viele Stunden des Tages und der Nacht, und Clerval konnte diese Thränen nicht trocknen; sie flossen aus einer Quelle, die zu reichhaltig war, und stets von neuer Rückerinnerung geöfnet wurde. Eugenie wagte es einst, ihrem Vater zu schreiben; aber Clerval hielt diesen wie all ihre andere Briefe zurück, damit man seinen Aufenthalt nicht erfuhr. Er hatte sogar einen fremden Namen angenommen, und brauchte alle Behutsamkeit, um nicht entdeckt zu werden.

Sie

Sieben Monate waren vorüber seit Eugeniens Flucht; sieben Monate durch sagte Clerval seiner Eugenien, daß er sie liebe; aber nun verschwand plötzlich der süsse Traum des höchsten Liebeglückes, das Eugenie in Clervals Armen zu geniessen wähnte. Clerval sah ein Mädchen, die Tochter eines Kronbedienten. Sie war schön; aber Eugenien durfte sie nicht zur Seite stehen; ihre Reitze waren ihm neu; was brauchte die Unglückliche mehr, um Clerval zu gefallen, der sich sogleich in ihren Besitz wünschte. — So ist ein muthwilliger Bube im Besitze der schönsten Rose; er hat sie aus allen gewählt, und mühsam vom Stocke gepflückt; aber bald sieht er eine andere, minder schön, er wirft die erste verächtlich weg, pflückt auch die zweyte, und tritt sie endlich beym Anblick einer dritten in Staub, und verwüstet so Florens prächtigsten Schmuck. Auch Clerval fühlte mehr nicht als Bubenlust, und kannte Genüsse höherer Wonne nicht. — Er fieng an gegen Eugenien kalt zu werden, und begegnete ihren zärtlichen Vorwürfen mit wildem Ungestüm; sie sah ihn viele Tage nicht, die er in Gesellschaften seiner Art verschwendete; nur denn bekam sie ihn zu sehen, wenn seine Börse leer war, und er frischen Vorrath zu neuen Verschwendungen hollte. Das baare Geld war bald versplittert, und nun mußten auch Eugeniens

Kostbarkeiten daran; Clerval wurde aber darum doch nicht besser, betrug sich nicht anständiger gegen Eugenien; sie machte ihm ernstliche Vorwürfe über sein Betragen, und ihre Thränen, die in unaufhaltsamen Strömen flossen, bathen ihn oft manche Stunde vergebens um Wiederkehr. Clerval liebte Eugenien nicht mehr; sie ward ihm itzt so gar überlästig und verhaßt, weil er sie als ein Hinderniß in seinen Ausschweifungen ansah. Er faßte den abscheulichen Entschluß, sie zu verlassen; — verließ sie — wie ein Strassenräuber den ausgeplünderten Wanderer. Eines Tages schlug er eine Spazierfahrt vor, und während der Abwesenheit waren schon Leute bedungen, die alles ausraumen mußten, was kostbar war, und ohne Verdacht weggebracht werden konnte. Als es Zeit war wieder nach Haus zu fahren, kam ein Gefährte Clervals; sie umarmten sich als Freunde, und dieser ließ nicht nach Clervaln zu bitten, ihm auf ein Landgut zu folgen, das etliche Meilen von der Stadt läge. Er habe mit einem Offizier eine Ehrensache abzuthun; der Gegner sey gefährlich, und bitte sich daher Freundes Beystand aus. Clerval gab sogleich sein Wort, so sehr auch Eugenie ihn bath, sich zu schonen; man fuhr nach der Stadt zurük; Clerval und sein Freund begleiteten Eugenien bis an die Treppe, und dann verschwanden

den sie. Es wurde Nacht, und Clerval kam noch nicht; Eugenie dachte all der erlittenen Beleidigungen nicht mehr, und ihre Liebe erwachte wieder; ihre zärtliche Besorgniß um Clervals Leben ließ ihr keinen Augenblick Ruhe; sie wachte diese Nacht ängstlich durch, und mit heissen Flehen zum Himmel um Clervals Erhaltung erwartete sie den Tag. Die Sonne stieg wieder am Horizont auf, sie brachte Leben und Freude der ganzen Gegend, aber Clervaln brachte sie nicht, und in Eugeniens Seele war noch Schauder der Nacht. Auch der Tag verstrich unter bangem Harren, und Clerval kam noch nicht. Gott! rief Eugenie auf, der Unglückliche! er giebt sein Leben für einen Fremden hin, und vergißt, das es seiner Eugenie gehört. — Ach Clerval! wie wenig gilt dir meine Liebe! — O mein Vater! ich habe diese Strafe um dich verdient, und dein Fluch trift nun die Undankbare, die dich so leichtsinnig verließ. — Ein Strom von Thränen, der aufhaltsame Ausbruch ihres Schmerzes, hemmte die Sprache; sie fiel auf ihre Knie, und rang die Hände zum Himmel; denn gieng sie in das Seitenkabinet, wo alle ihre Kostbarkeiten verwahrt waren. Das Bildniß ihres Vaters in Mignatur mit Brillanten besetzt, das ihr Brandfort einst zum Geburtstagsgeschenke gab, hatte unter allen den höchsten

Werth

Werth für Eugenien; es war ihr unschätzbar, und in manchen einsamen Stunden, wo sie über ihren gewagten Schritt schmerzliche Reue empfand, küßte sie es, und flehte von ihm Vergebung ihrer Flucht. Auch diesmal wollte sie dem Bilde dessen ihren Schmerz klagen, der ihr alles war. Aber — wie erschrack Eugenie! — fort war es, und mit ihm alles, was von vorzüglichem Werthe war. Alles war leer. Eugenie sank vor Schrecken danieder. O der Undankbare! rief sie in einem Tone, der mit einmal alle Schmerzen ihrer gekränkten Seele ausdrückte. — O Schändlicher! — Ich gab alles für ihn, nichts war mir zu kostbar, und er — er giebt mich für eitel Waare hin. — Clervals ganze Schwärze deckte sich ihr mit einmal auf; sie wußte nun, daß er sie betrog, daß er sie schändlich verlassen hatte. Ihr Geschrei erschallte im ganzen Hause; ihre Gastwirthin lief herbey, und fand Eugenien in tiefestem Jammer. Eugenie gestund ihr mit aller Freymüthigkeit ihres Herzens das schreckliche Schicksal, das sie betraf, und glaubte ihren Kummer einem Herzen mitzutheilen, daß eben so edel wie ihres fühlte. Aber auch da betrog sich die Arme. Die Wirthin war eine von den Alltagsgeschöpfen ihres Standes; sie schlug die Hände über den Kopf zusammen, schimpfte auf den verlaufnen Clerval,

val, und sah mit wildem Blicke überall herum. Das ist entsetzlich, wie man angeführt wird, fieng sie zu schreien an; ich hätte goldne Berge auf den Herrn gebaut, und itzt ist er wie ein anderer — durchgegangen. Ja wie wollen Sie mich denn nun bezahlen, Madame! ich kann meine Sache nicht verlieren. Meine Forderung beträgt dreyhundert Gulden, und die muß ich haben. — —

Eugenie erstaunte micht wenig; diese Sprache war ihr so fremde, als hörte sie einen Caraiben; sie hatte sich nie in dieser Lage befunden, und glaubte nicht, daß Menschen hartherziger seyn können, als das Unglück selbst. Sie stellte dem rohen Weibe alles vor, bath sie mit Thränen; aber nicht einmal zum Mitleiden konnte sie es bewegen. Sie rief ihre Mägde zu Hilfe, und plünderte Eugenien vollends aus. Ihr Kleidervorrath war der einzige Reichthum, den sie noch besaß, und diesen nahm ihr die Gefühllose, und befahl ihr, sogleich das Haus zu verlassen.

Unterdessen kam auch der Gastwirth dazu, den der Lärm seines Weibes herbeygelockt hatte; er sah Eugenien in Thränen, und sein Weib mit ihren Mägden beschäftigt, Eugeniens Kleider zusammzupacken. Dieser Anblick bewegte ihn; er

schalt nach seiner Sitte auf sein Weib, und hieß es innehalten. Madam! sagte er zu Eugenien, trösten Sie sich, vielleicht kömmt ihr Monsieur wieder, und — ist er zum — — wird man auch noch Rath finden. Zu gleicher Zeit erblickte er einen Ring an ihrem Finger, auf den Eugenie, unbewandert in diesen Vorfällen, und ganz von ihrem Schmerze eingenommen, nicht gedacht, und den die Gastwirthin, derer Auge nur Geld suchte, selbst nicht bemerkt hatte. Da ist ja noch leicht zu helfen, fuhr er fort; Sie geben mir diesen Ring, und ich werde mich bestreben ihn so gut als möglich an Mann zu bringen. Damit behalten Sie ihre Kleider, und bleiben, bis sich eine bessere Aussicht für sie öfnet. — Der Mann war eben nicht gut; aber ehrlich. Er gehörte in die Klasse derjenigen, die sich gut genug dünken, wenn sie nicht geradezu Schurken sind. Er verkaufte den Ring um den Werth, den er hatte, zog seine Foderung davon ab, und brachte das Uibrige Eugenien zurück. Er wieß ihr ein kleines Zimmergen im Hause an, und berechnete ihr genau, wie lang sie noch mit diesem Gelde unter seinem Dache wohnen könne. Beyde giengen beruhigt davon, und überliessen Eugenien ihrem Schmerze. Acht Tage lebte sie so in dem erbärmlichsten Zustande; Kummer verbitterte ihre Speise, und Thränen mischten ihren Trank. Ihre Gesundheit

wurde

wurde immer schwächer, und Schmerz und Reue stritten sich um ihr Leben. Sie sah, daß sie nicht lange mehr mit dem wenigen Gelde aushalten würde, und konnte statt Mitleiden nichts als Härte und die schimpflichsten Begegnungen erwarten. Sie lernte itzt erst alle die Bedürfnisse des Menschen kennen, deren Befriedigung so oft das Leben erschwert; die Sorge um Nahrung war ihr von jeher unbekannt; itzt lernte sie sie unter den härtesten Umständen kennen. Sie hatte vor kurzer Zeit Bekanntschaft mit einer Frau gemacht, die ihr gegenüber wohnte. Sie und ihre Töchter nährten sich von ihrer Handarbeit; aber kümmerlich lebten sie dabey. Eugenie hatte ihr viel Gutes gethan, und sie so zu ihrer Freundin gemacht. Das Herz dieser Armen war gut; eigene Leiden hatten es fremde fühlen gelehrt, und zur edlen Theilnahme, zur Freundschaft und Dankbarkeit empfänglich gebildet. Sie bath Eugenien bey ihr zu wohnen, ihren Tisch zu theilen, und unter den Fittigen der Freundschaft eine bessere Zukunft zu erwarten. Eugenie verstund alle Frauenzimmerarbeiten, sie nähte, stickte und zeichnete vortreflich, und ihr edler Geschmack gab allem, was sie machte, das Gepräge des Unnachahmlichen. Die gute Frau hatte einträgliche Kunden, und so brachten es Eugenie und ihre Freundin durch den

Fleiß ihrer Hände doch so weit, daß sie stets vor Dürftigkeit gesichert waren.

So fremde, so unwillkommen dieser Stand immer Eugenien seyn konnte, so wurde er ihr doch bald erträglich; die Freundschaft erleichterte ihn, und Eugenie schien sogar darinn Erhollung von der Bürde ihrer Leiden zu finden. Sie vermied allen Umgang, ausser den ihrer dankbaren Freundin, und ließ sich selten sehen. Die häusliche Stille dieses niedern Standes gewährte ihr eine lang vermißte Ruhe; sie schien itzt in einem sanften Schlummer zu liegen, der auf eine grosse Ermattung folgt; — aber Gott! nur um wieder kräftiger zu neuem Jammer zu erwachen. Das Schicksal gestattete ihr eine kleine Pause — nicht zur Wohlthat; nein, nur damit ihr stumpfes Gefühl neue Reitzbarkeit gewänne, die wartenden Streiche desto tiefer zu fühlen. Ein halbes Jahr verstrich ihr, und sie hatte im Schoose der Freundschaft und Vergessenheit erlittener Kränkungen der Zeit die Tage nicht nachgezählt, die ihr nun ruhiger dahin flossen; nur manche trübe Stunde der Rückerinnerung umwölkte die heitere Stirne, und lockte noch einzelne Thränen hervor, die aber die Hand der edlen Freundin bald wieder trocknete; die Wolke des Grams vertheilte sich auf Eugeniens Stirne, und ihr Auge

blickte heller; die entferntere Schwermuth wich den süssen Gefühlen der Freundschaft harmonischer Seelen: — allein diese besseren Tage rollten am Rade der Zeit dahin, und die Tage des Unglücks stiegen aus der untersten Tiefe des Elendes hervor, in zahllosen Horden.

Nicht lange, seidem er Eugenien auf die niederträchtigste Art verlassen hatte, blieb Clerval mehr in London; er glaubte nicht, daß Eugenie diesen Verlurst blos beweinen, und nicht rächen würde, so schwarz war selbst diese schändliche That in seinen Augen; er verließ in wenigen Tagen London, und entführte Jenny Klendon (so hieß die Tochter des Kronbedienten, um die er Eugenien hingab) aus ihrem väterlichen Hause, um sie eben so unglücklich zu machen, als Eugenie mit ihm ward. Er schleppte seinen Raub nach einer der Hauptstädte Teutschlands, und schwelgte im Genuße der ausschweifendsten Wohllüste; aber doch fanden seine unersättliche Begierden kein Genügen. Die Wünsche eines Wohllüstlings sind die unbändigsten; so schändlich, so widernatürlich sie aus seinem verdorbenen Herzen aufsteigen, eben so ungestümm fodern sie Befriedigung; ihre Macht überwältigt alles Entgegenstreben der Ehre, der Furcht vor Schande und Verachtung; sie kennen keine Tugend, kein

Menschenrecht. — Welch ein abscheulicher Anblick ist das Bild des Wohllüstlings! Die bilderreichste Einbildungskraft ist nicht im Stande Züge zu erfinden, die die ganze Abscheulichkeit eines solchen Ungeheuers darstellten; — es ist ein unerreichbares Original der Hölle, das den verworfensten Teufel an Häßlichkeit übertrift.

Bald war auch Clerval der unglücklichen Jenny satt; er hatte genossen, den Kelch der Wohllust, den er in ihrem Besitze fand, in gierigen Zügen geleert; was blieb ihm nun mehr? — Liebe kannte er nicht — Liebe war sein Herz nie fähig zu fühlen, und Wohllust gleicht einem Tolltranke, der berauscht und in sinnlosen Taumel zu Boden wirft. Sobald das Feuer seiner Begierden erloschen war, das ihn für Jenny entzündete; sobald seine thierische Sinnlichkeit nicht mehr neue Reitze in Jennys Umarmungen fand, verachtete er sie. Von der Zeit an begegnete er ihr mit der empfindlichsten Kälte, betrug sich gegen sie so niedrig, als immer das Herz eines schändlichen Verführers seyn kann. — Das ist eine traurige, und doch alltägliche Erfahrung, daß Verachtung die unzertrennliche Folge niedriger Wohllust ist. — Ehrfurcht, Achtung sind nur mit wahrer Liebe verbunden, Achtung ist der Zoll, den auch der niedrigste

Wohllüstling der Tugend nicht versagen kann; aber sobald ein Mädchen sich hingiebt, den Reitzen des Verführers, dem Glanze des Goldes unterliegt, erwartet sie Verachtung. Er wirft sie weg, wie ein aufgefundenes Stück glänzenden Stoffes, das nur auf einige Minuten das Auge des flatterhaften Kindes vergnügt. — O Mädchen! wenn nichts im Stande ist, euch zuvermögen, daß ihr über eure Tugend wachet; — wenn Religion, Ehre und Ansehen der Gesetze euch nicht zurückhalten, so möge es doch der entsetzliche Gedanke der Verachtung. Denkt! der, dem ihr alles hingebet, alles aufopfert, was euch lebenslang glücklich macht, der giebt euch nicht nur dem Tadel der Welt, der Schande und dem bittersten Spotte Preis — er selbst verachtet euch, wenn er euer satt ist; er sieht euch für Waare an, die nur so lang einen Werth in des Käufers Augen hat, als ihre Neuheit reitzt, und sie dann mit kalter Verachtung wegwirft, wenn es ihn nicht mehr gelüstet, Gebrauch davon zu machen. Wenn nur ein Funke Gefühles wahrer Ehre in einem Mädchenherze ist, so muß es sich bey diesem Gedanken empören; eure Selbstliebe muß erwachen, euer Stolz die glatten Schmeicheleyen deß verachten, von dem ihr eine so schändliche Begegnung zu erwarten habt. Ich glaube nicht, daß ein Mädchen seyn würde,

de, das sich dem schaamlos in die Arme würfe, der ihr alles voraus sagte, wie er gegen sie denkt: allein braucht es denn das? — spricht denn nicht die Erfahrung statt seiner?

Ihr habt so manche eurer Gespielinnen täglich vor Augen; Schande der Welt und Verachtung ihres eignen Verführers machen sie wechselweise zu Gegenständen des Spottes und des Mitleidens; sagt euch ihr Anblick nicht alles, was eure ganze Seele gegen einen solchen Bösewicht empören kann? — — und doch — doch könnt ihr noch den Worten eines Heuchlers trauen, der euch Liebe lügt! — Ja was noch mehr — selbst dem trauen, von dem ihr Beweise seiner Niederträchtigkeit vor Augen habt! — Glaubt ihr denn, daß der es ehrlich mit euch meine, der ein andere vor euch betrogen hat? — Nimmermehr! — In seinem Herzen rasen thierische Begierden, von seinen Lippen strömt Lüge; sein Auge lauert auf Beute, wie das Auge des Geiers. Der euch sagt, daß er euch liebe, von dem müßt ihr die unbegrenzteste Hochachtung erwarten; die strengste Befolgung der Gesetze des Wohlstandes; zärtliche Sorgfalt für euer Wohl, und alle Behutsamkeit, jeden Anschein zu vermeiden, der eure Tugend in den Augen der Welt verdächtig machen, und zu übler Nachrede Anlaß geben könnte;

se; eure Unschuld muß ihm das kostbarste Kleinod seyn, und eure Ehre mit seinem Leben gleichen Werth haben: ist dieses nicht; tritt er aus den Schranken des Wohlstandes; zeigt er Gleichgültigkeit gegen Tugend und Ehre, oder kann er gar darüber spotten, so ist er ein Betrüger; glaubt mir, er liebt euch nicht; er wünscht über eure Tugend zu siegen, und belacht in seinem Herzen eure Leichtgläubigkeit. So feurig er euch itzt in seine Arme schließt, so kalt wird er euch einst von sich stossen; das Auge, das euch itzt Liebe winkt, wird euch einst mit Spott und Verachtung ansehen; die beredten Lippen, die euch Liebe — ewige Liebe schwuren, werden euch bald die kränkendsten Beleidigungen sagen — ja sogar eure Schande laut der Welt verrathen, denn wirklich giebt es auch so schamlose, niederträchtige Buben unter uns, die in allen Gesellschaften von ihren Siegen pralen, und einen Ruhm darinn suchen, jene Unglückliche auch öffentlich zu entehren. Vergebens fließen denn eure Thränen des Schmerzes — Thränen zuspäter Reue; seine Seele hat kein Gefühl dafür; er lacht ihrer; umsonst erinnert ihr ihn seiner Versprechungen, seiner Schwüre; das Herz des Wohllüstlings kennt keine Verbindlichkeiten; und wie können eitel Worte eine verbindende Kraft haben, wenn

das

das Herz nichts davon weiß; er spottet eurer Klagen, und verachtet euch.

So ganz dieser Art Nichtswürdiger war Clerval. Jenny war ihm itzt so gleichgültig, so verächtlich, als jedes andere gemeine Mädchen; sie hatte gar keinen Antheil mehr an ihm, als daß sie sich in seinem Gedächtnisse an die Namensliste all der Unglücklichen anschloß, die die grenzlos elenden Opfer seiner Begierden geworden sind. Schon hatte er beschlossen Jenny eben so schändlich zu verlassen, als er Eugenien verließ, und was ihn so gar gegen sie erbitterte, war, daß er ihr nichts rauben konnte, denn Jenny hatte keine Juwelen und Kostbarkeiten, wie Eugenie, deren er itzt mehr als jemals benöthigt gewesen wäre, denn seine Ausschweifungen hatten beynahe alles wieder eben so schändlich verzehrt, als er es geraubt hatte. Mißmuthig und unentschlossen, saß er einst Abends im Kaffeehause und erwartete Gesellschaft seiner Art. Er sah eine Zeitung vor sich liegen; sonst nicht gewohnt diese Blätter zu lesen, nahm er sie itzt aus Langweile zur Hand, und sah sie flüchtig durch. O wären nur wenige Zeilen seinem Auge entgangen, oder hätte plötzliche Blindheit ihn unvermögend zu lesen gemacht! — aber das feindselige Schicksal Eugeniens wollte es so. Am Ende des Blattes

fand

fand er die Nachricht von Brandforts Tod, den Nachlaß seines ansehnlichen Vermögens, dessen er seine Eugenie zur Universalerbin eingesetzt hatte, und die obrigkeitliche Ausschreibung um die Besitznehmerin dieses Vermögens. Wie vom Blitze getroffen saß er bey dieser Nachricht; das Blatt entfiel seiner Hand, und fluchend sah sein Blick zum Himmel. — Verwünscht! fieng er nach einer kleinen Weile an, daß ich nicht diesen Zeitpunkt erwarten konnte! — O ich Thor! ich verließ Eugenien, die Besitzerin eines so herrlichen Erbes, und lief einer Bettlerin nach! — Unseliger Augenblick, der mich von meinem so nahen Glücke entfernte! —

So klagte itzt Clerval über sich und sein Schicksal; die Gedanken durchkreutzten sich im bunten Gewühle; Entwürfe und Aussichten von einem neuen glänzenden Glücke malten sich in seiner Einbildungskraft, und verschwanden wieder, wie täuschende Bilder im Schatten. So wenig ihn auch sein Verbrechen, das er an Eugenien begangen hatte, hoffen ließ, sie wieder zu erobern, blieb er doch immer bey dem Gedanke stehen, einen Versuch auf Eugeniens Herz zu wagen. Aber wo soll er sie finden? — An welche Küste verschlug sie vielleicht ihr Schicksal im Sturme? Oder deckt sie vielleicht gar schon Todeshügel? —

Die=

Diese Gedanken durchfuhren ihn wie tödtende Pfeile, und schienen ihm alle Hofnung zu rauben. Er entschloß sich nach London zu reisen, um der Sache gewiß zu werden. In wenigen Tagen hatte er Eugeniens Aufenthalt erfahren; aber noch wagte er es nicht, sich ihr zu zeigen. Er war sich selbst zu abscheulich, als daß er nicht eben soviel von seinem eignen Selbst hätte fürchten sollen, als er von Eugenien hoffen konnte. Indessen begünstigte auch hier Eugeniens Unglück sein Unternehmen. In dem Hause, wo er sich verborgen hielt, und das in Eugeniens Nachbarschaft war, wurde er mit Frau Quickley bekannt — ein Weib, das bey Lords und Ladies beliebt war, denn — — sie blickte durch den Schleier der Zukunft, und sah, wohin das blöde Auge eines gewöhnlichen Sterblichen nicht hinreicht. Clerval erkaufte sich sogleich ihre Freundschaft um ein paar Guineen, und unterrichtete sie von seinem Vorhaben. Gut! sagte Frau Quickley: Ich kenne die Madam sehr wohl, bey der ihre Eugenie ist, sie muß oft zu Lord O-Helly, von dem sie viele Arbeit hat. In das Haus komm ich nun täglich, und werde sie gewiß morgen antreffen. Da rücke ich dann mit meinem Spiele heraus, und werde ihr Wunder sagen. Ich hab ohnedem heut ein paar Stückchen erfahren, die sie nicht begreifen wird. Ich sage ihr zu-

lezt auch, was Eugenie für Zufälle in ihrem Leben schon gehabt hat; daß itzt das Schicksal mit ihr sich aussohnen, und sie vollkommen glücklich machen wird. Der Ungetreue, der sie verließ, will ich sagen, ist schon auf dem Wege; er wird sich in wenigen Tagen zu ihren Füssen werfen, und Vergebung für sein leichtsinniges Verbrechen erbitten. — — Nun ist das nicht fein? — — Vortreflich! rief Clerval, und wenn es gelingt — rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit.

Frau Quickley kam den andern Tag zu Lord O-helly; er empfieng sie mit der wärmsten Freundschaft, denn sie war das untrügliche Orakel seines Hauses. Er drang sogleich in sie, ihm auf diesen Tag wahrzusagen; unterdessen kam auch Eugeniens Freundin, die der Lord um diese Stunde bestellt hatte. Sie wurde vorgelassen, und nachdem alle seine Fragen beantwortet waren, sagte er: Nun liebe Frau Quickley! sagen Sie mir auch was von dem Leben dieser Madam; ihren Zufällen, und was ihr noch begegnen wird. — Die gute, arglose Frau erstaunte nicht wenig über die übermenschliche Wissenschaft dieser schlauen Betrügerin, hörte den größten Theil von Eugeniens Lebensgeschichte, gerade so wie ihr Eugenie selbst oft erzählt hatte, und end-

lich.

lich, wie glücklich noch die arme Betrogne werden sollte. O möchte sie das, rief die Gute im vollen Drange ihres edlen Herzens auf, möchte sie noch glücklich werden mit dem Undankbaren, der sie so schändlich hintergieng! — Sie eilte sogleich nach Hause zu Eugenien, und erzählte ihr in voller Hast, was sie gehört hatte. Morgen, sagte sie, liebe Freundin! müssen Sie selbst mit mir zu Lord O-Helly; ich bin doch begierig, ob Ihnen die Frau, die Sie nicht kennt, eben das sagen wird. — Frau Quickley gieng zu Clerval, und berichtete ihm, wie gut sie ihr Gewerbe bestellt hätte. Er sagte ihr noch ein und anders mehr, was zur völligen Kenntniß Eugeniens gehörte, und beschrieb ihr auch ihre Person so genau, daß sie jedermann auf den ersten Anblick hätte erkennen müssen. Eugenie und ihre Freundin kamen den andern Tag zum Lord, und zur nämlichen Stunde auch Frau Quickley. O-helly föderte sie wie gewöhnlich auf, auch diesem Mädchen Aufschlüsse über ihr künftiges Schicksal zu geben. Sie ließ sich einigemal vergeblich bitten; aber endlich willigte sie ein. Sie haben wohl schon recht viel Unglück erlebt in ihren jungen Tagen, fieng sie zu Eugenien an; mein Gott! was der Mensch nicht alles ausstehen muß! — — Aber getrösten Sie sich! der Himmel wird Ihnen günstiger; die fürchterlichen

Gewit-

Gewitterwolken verschwinden, und heitere, glückliche Tage erwarten Sie. Und so fuhr sie fort, als läse sie Eugeniens ganzes Leben Wort von Wort aus dem Buche des Schicksals. Ist es wirklich so? fragte der staunende Lord Eugenien. Ja, erwiederte sie, Mylord! es ist leider alles nur zuwahr, und ein Strom von Thränen überschwemmte ihre holden Wangen. O-helly hatte ein so gutes, theilnehmendes Herz; er wurde gerührt, und versicherte Eugenien seiner thätigsten Freundschaft. Eugenie kehrte wieder zu Hause, und die lange Ruhe ihres Herzens wurde itzt auf einmal wieder gestört.

Clerval, der von allem, was vorgieng, genau unterrichtet war, freute sich über den guten Fortgang der Sache, und übte sich indessen in der Meisterrolle, die er bey Eugenien spielen sollte. Er gieng zu O-helly, der alle Fremde, die zu ihm kamen, sehr gastfreundlich empfieng. Clerval gefiel ihm, und die Miene von Offenheit, die sich der listige Betrüger erkünstelte, hatte den guten Lord ganz für ihn eingenommen. Sie wurden bald Freunde, und Clerval entdekte ihm mit allem Anscheine der kunstlosesten Treuherzigkeit seine Geschichte mit Eugenien; nur verschwieg er bedachtsam einige seiner schändlichsten Ausschweifungen, und die wahre Absicht,

warum

warum er Eugenien suche. Er sagte nichts von dem Tode ihres Vaters, und dem hinterlassenen Erbe, damit seine Reise so ganz uneigennützig blos das Werk der Reue — das Werk der aufwachenden Liebe zu seyn schien. O-helly erkannte aus Clervals Beschreibung nicht undeutlich Eugenien; alle Umstände trafen zusammen, und er malte sich schon im Voraus mit den lebhaftesten Farben die Freude, die ihm die Wiedervereinigung dieser Beyden machen würde. Sie haben sie gefunden, glücklicher Clerval! rief er auf; nur wenige Stunden noch, und Sie werden sie wieder in ihre Arme schließen. — Er schickte sogleich nach Eugenien und ihrer Freundin, unter dem Vorwande einer dringenden Arbeit, und ließ Clervaln unterdessen in einem Nebenzimmer warten. Er wußte bald das Gespräche auf Frau Quickleys Wahrsagerei zu leiten, und forschte in Eugeniens Herzen, ob es noch Clervl'n liebe. Aber es wär doch sehr möglich, sagte O-helly, daß Frau Quickley Recht hätte; er könnte ja wiederkommen. — Was meinen Sie?

**Eugenie.** Ich weiß nicht; mein Herz ahndet — — aber es ist bange Ahndung.

**O-helly.** Aber wenn er käme — würden Sie ihm verzeihen?

Eugenie. Möge ihm der Himmel die Sünde so vergeben! — ich verzeih ihm gerne.

O-helly. Schön! edles Mädchen! Das macht ihrem Herzen Ehre. Aber wenn er wieder kommt, so ist seine Rückkehr Folge der Reue — das Werk der Liebe, — und Liebe fodert wieder Liebe. — — —

Eugenie. O ich hab ihn nur zu sehr geliebt. — —

O-helly. Und Sie lieben ihn noch? — —

Eugenie. Noch! Ja Mylord! — Ich kann nicht mehr über ein Herz gebieten, das er mit magischer Gewalt an sich riß. — Aber — vergeben Sie; ich muß mich empfehlen. Sie erwecken Erinnerungen, die mich wieder die Ruhe vieler Täge und Nächte kosten.

O-helly. Nein, vortrefliche Eugenie! das will ich nicht; ich will Ihnen die Ruhe und das Glück unzähliger Tage wieder geben. — Fassen Sie sich; Frau Quickleys Weissagung hat eingetroffen.

Bey diesen Worten öfnete er die Thüre; Clerval trat aus dem Zimmer, und stürzte zu Eugeniens Füssen. Sie erschrack wie vor der jählingen Erscheinung eines Schreckenbildes der Nacht, und sank mit einem lauten Schrey zurück. —

Ich will diese Scene vorbeygehen, sie ist unwürdig meinen Lesern dargestellt zu werden, weil sie das blendende Trugbild eines listigen Bösewichts ist. Eugenie, ihre Freundin und der gute O-helly wurden getäuscht, und weinten Thränen der sanftesten Rührung, der innigsten Freude bey studierten Worten eines Verworfenen, der Empfindungen lüget, und Heuchlerthränen nach Gefallen weinet.

O-helly feierte diesen Tag als den festlichsten seines ganzen Lebens; er ließ eine prächtige Tafel veranstalten, und hielt Eugeniens Hochzeitfest. Clervaln war es itzt mehr um ihre Hand als um ihr Herz zu thun, denn in dieser lag der Gewinn seines unnennbar abscheulichen Bestrebens.

Bald reißten sie von London ab; Eugenie verließ mit den zärtlichsten Thränen ihre theure Freundin; mit bebenden Lippen drückte sie ihr den letzten Kuß auf, und schloß sie nochmal

an

an ihr Herz. Schon auf halbem Wege erfuhr auch Eugenie den Tod ihres Vaters, und den letzten Beweiß, wie zärtlich er seine Tochter liebte. Clerval stellte sich ganz unwissend, und verschwendete den Strom seiner künstlichen Beredsamkeit, Eugenien über diesen Verlurst zu trösten. Sie kam endlich mit Clerval in ihrer Vaterstadt an, und alles bedauerte die unglückliche Eugenie. Ihre Verwandte machten ihr die bittersten Vorwürfe; sie erduldete sie gelassen, und schmeichelte sich mit dem Troste, in Clervals Liebe hinlänglichen Ersatz für alle erlittene Kränkungen zu finden. — O wie falsch war dieser Wahn! — Nicht ein Jahr verfloß, und Eugenie war unglücklich eral s jemals. Clerval verschwendete Eugeniens Erbe, und behandelte seine Gattin auf die grausamste Art. Ihre Verwandte suchten ihn einzuschränken, machten ihm Vorwürfe, und riessen, da ihr Bestreben vergebens war, selbst die Macht der Gesetze zu Hilfe; Eugenie suchte ihn mit den rührendsten Beweisen ihrer Liebe, mit zärtlichen Vorwürfen eines liebenden Herzens zurecht zu bringen; aber alle Versuche waren fruchtlos; alle Bemühungen, die man sich gab ihn zu bessern, trugen vielmehr bey ihn zu verhärten.

Verfolgt von der Liebe seiner Gattin, bestürmt von den Klagen und Vorwürfen seiner Verwandten, bedroht von den Gesetzen des Staats entbrannte Höllenwuth in seinem Herzen; Mordlust schwoll seinen Busen, und Verderben war sein Gedanke. — Fluch der beleidigten Menschheit hatte ihn hingerissen zu der schwärzesten That. Er vergiftete Eugenien. Man erfuhr es noch zur Zeit, aber alle Sorge ihr Leben zu erhalten war fruchtlos, in einigen Stunden starb sie den gräßlichsten Tod, und ließ an dem Nichtswürdigen das traurige Pfand für Leben zurück. Die Gesetze verurtheilten ihn ebenfalls zum Tode — eine Strafe, die selbst für ihr den ersten Gedanken seines Verbrechens zu gering war.

So unglücklich starb das edelste, beste der Mädchen, das die Natur zum seligsten Daseyn ausgestattet hatte; betrogen von den Schmeicheleien erdichteter Liebe; hintergangen von niedriger List — das Opfer des Aberglaubens und ihres unschuldigen Herzens.

# Der Sieg der Standhaftigkeit.

Ja, süsse Gefährtin unsers Lebens, o Hofnung! du, die du mit zärtlicher Freundes-Hand Balsam in die Wunden giessest, die das Unglück unserm Herzen schlägt, und die Leiden lange harrender Liebe linderst, du, Tochter des Himmels! du stiegst in Gesellschaft der Liebe zu den Sterblichen nieder, um Unglückliche in ihrem Kummer zu trösten, und die Schmerzen zu ringern, die ihnen die Liebe macht. — Einzige Trösterin der Menschen, schmeichelnde Hofnung! du geleitest den Sterblichen in die Todes-Gefahren der Schlacht, in unwegsame Wüsten, und auf den tobenden Fluten des Meeres: unser ganzes Leben verlässest du deiner würdige Herzen nicht; auch wider Willen dringest du dich oft in ihren Busen, erhebst ihr Gefühl, erhitzest ihre Einbildungskraft, und versetzest ihre Seelen in das Zauberreich schwärmerischer Ideen. Du nervest den Menschen zu muthvollen Thaten; er fliegt auf deinen Schwingen über ungeheure Gebürge von Hindernissen, und blickt kühn in den grau-

grausen Abgrund, der sich ihm öfnet. Aber mächtiger wirkt dein Zauber nicht als in der Liebe, und wirksamer ist deine Hilfe nicht als in Herzen, die lieben. Du schmeichelst jede spröde Schönheit zu erobern, jede flüchtige Coquette zu fesseln, denn du räumst dem muthigen Kämpfer alle Hindernisse aus dem Wege, über die er steigen will. O es ist ein wonniglich süsser Traum, der Traum freudiger Hofnungen! der den Werth der Wirklichkeit weit überwiegt; er lohnt den Sterblichen jeden Augenblick mit Glücke von Jahrhunderten.

O ihr, die ihr diese Geschichte leset! wenn unübersteigbare Hindernisse den Gegenstand eurer Liebe weit von euch entfernt halten; wenn eine zärtliche, aber unglückliche Liebe euch nichts als die Aussicht in eine jammervolle Zukunft darbiethet, o so werfet euch in die Arme der alltröstenden Hofnung, die euch nie verläßt! — Vielleicht ists nur ein Augenblick, ein günstiger Zufall, der den Gegenstand in eure Arme liefert, nach den ihr euch sehnet. Nie — ach nie ergreife Verzweiflung eure Seelle — am wenigsten in der Liebe; das Schicksal der Sterblichen ist wandelbar, und am Rade der Zeit ist der unterste Punkt der erste wieder, der emporsteigt.

Wer

Wer unter den Sterblichen fühlte mehr die Streiche des Schicksals? wer hatte sich mehr über seine Härte zu beklagen, als Salvador, der Sohn des Königs der Inseln von Ceylon? — In einer Nacht verlohr er seinen Vater, seine Familie und sein Königreich. Die Portugesen, die diese Inseln entdeckt und erobert hatten, schickten ihn als ihren Gefangenen nach Lissabon, um dort neue Leiden zu erfahren, die ihm die Liebe bereitete.

Unter allen den Grossen, die dazumal am Hofe Lissabons glänzten, war keiner, der sich mehr durch vollkommne Achtung, und ein freundschaftliches Betragen gegen Salvador vorzüglich auszeichnete, als Almodovar; er bewarb sich am meisten um die Freundschaft dieses unglücklichen Königsohns. Almodovar war reich, mächtig am Hofe; er war stolz und ehrgeitzig, von einer strengen Tugend; glaubte sehr leicht das Böse vom Menschen, war der Feind seines Jahrhunderts und der Menschen. Leicht sah er in der unbedeutendsten Handlung ein Verbrechen, und glaubte nicht, daß andere Menschen auch der Tugenden fähig seyn könnten, auf die sein Herz stolz war.

Er warb um die Stelle eines Vice-Königs in Indien, und in der Hofnung, daß ihm Salvador einst in seinen Absichten dienlich seyn könnte, wandte er alles an, sich ihn zum Vertrauten zu machen, und es kostete ihn auch wenig Mühe, diese Absicht zuerreichen. Es liegt in der Natur der Unglücklichen, daß sie sich gerne an jene anketten, von denen sie Trost zu finden hoffen, und werth ist ihnen die Hand, die ihre Thränen trocknet. Die Bande der Freundschaft zwischen Almodovar und Salvador knüpften sich immer fester, sie wurden so vertraut, daß Almodovar seinen Freund selbst gastfreundlich zu sich bath, und beyde zusammen wohnten. Der erste Gegenstand, der Salvadors Herz und Sinne an sich riß, war der Anblick der Tochter seines Freundes — das schönste, treflichste Mädchen, das Portugall hervorbrachte. Noch nie hatte die schöpferische Einbildungskraft so viele Reitze mit dem angenehmsten Wesen vereint, als die Natur an Almodovars Tochter verschwendete — reich an paradiesischen Gestalten schien sie doch an Isabellen ihr Meisterstück vollendet zu haben. Sanft und edel war ihr Antlitz, und Anstand und Würde erhöhte ihre blühende Schönheit; schlank war ihr Wuchs, und Majestät einer Göttinn in dem ganzen Bau ihrer Glieder; das Feuer, das aus ihrem Auge stralte, breitete Licht über jede verborgne Schön-

heit,

heit, wie die Sonne am hohen Mittag; ganz glich sie einer Gottheit, die den Olymp verließ, um unter Sterblichen zu wandeln, und einen Sterblichen zu beglücken, der ihrer würdig wäre. Hier, meine Tochter! sprach Almodovar, stelle ich dir einen unglücklichen Freund vor, der die härtesten Streiche des Schicksals erlitt; er ist mein Freund, und ich wünsche, daß er auch der deinige werden möchte; sein Stand und seine Unglücksfälle werden ihn dir ehrwürdig machen; du wirst mir ihn über seine traurige Lage trösten helfen, und ihm seine Tage bey mir angenehm zu machen suchen. — Isabelle sprach mit eben so viel Geist und Bescheidenheit, als die Würde ihrer Miene versprach; aber Salvador war nicht im Stande ein Wort vorzubringen. Staunen fesselte seine Zunge, und Begeisterung schloß seine Lippen bey Isabellens Anblick; sie hatte zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht; ein sanftes Beben durchfuhr alle seine Glieder, und Purpurröthe färbte seine Wangen; sein Auge entflammte sich, und ermattete eben so bald wieder; kaum daß er seinen Blick gegen Isabellen erhob, so wandte er ihn schüchtern wieder zur Erde, als könnte sein Auge den Anblick dieser weiblichen Sonne nicht ertragen. Seine Seele schien von einem einzigen Blicke, den Isabelle auf ihn warf, trunken, ihn verlassen zu haben;

ben;

ben; er stund stumm und unbeweglich, verwirrt, ganz in wonnigliche Entzückung gerathen. Es waren jene köstlichen Augenblicke des ersten Eindruckes der Liebe, die fühlbare Seelen nur einmal genießen, nie aber kalte Herzen.

Zum erstenmal fühlte itzt Salvador die Macht der Liebe: ein verzehrendes Feuer durchströmte seine Adern, und sagte ihm, daß er liebe. Er zitterte bey diesem Gefühle; aber es war zu spät; die Wunde war seinem Herzen versetzt, und tief stack schon der Pfeil der Liebe; ein Augenblick hatte eine Flamme erregt, die sein ganzes Leben fort brannte. Grosse Leidenschaften sind oft nur die Kinder des Augenblicks. Der Graf bemerkte zwar seine Verlegenheit, aber er schrieb sie der Rückerinnerung seines Unglückes zu. Er suchte ihn darüber zu beruhigen, und both ihm einen Spaziergang in den Garten, um ihn zu zerstreuen. Nehmen Sie von meinem ganzen Hause Besitz, lieber Freund, sagte Almodovar; sehen Sie es für das ihrige an, mich für ihren Vater; mein Alter und meine Freundschaft scheinen mich zu diesem Namen zu berechtigen. Ich habe nur zwei Kinder; sie werden sich glücklich schätzen, wenn Sie ihr Bruder seyn wollen. Mein Sohn dient dem Könige bey der Armee; und meine Tochter haben Sie bereits gese=

gesehen. Ich glaube, auch ich bin schuldig ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ohne daß man mich eitel nennen kann; sie ist schön, aber ihre Seele ist weit über alle ihre körperliche Reize, und ich bin stolzer auf den Besitz dieser Einzigen, als auf alle Schätze der Erde, noch mehr aber, daß ich sie selbst dazu gebildet habe, was sie ist — daß ich das Werk der Natur durch meine Erziehung vollendet habe. Ich möchte sie glücklich sehen in den Armen eines würdigen Gatten, noch ehe ich meine Reise nach Indien antrette; Sie werden mir, lieber Freund! einen Tochtermann für sie suchen helfen.

Salvador zitterte bey diesen Worten, er übersah mit einemmale die Gefahren seiner Liebe; ein plötzliches Licht verbreitete sich über sein Herz, wie in einer schwarzen Nacht die Blitze des Himmels dem schaudernden Wanderer die Abgründe zeigen, die unter dem gefahrvollen Fußsteige sind. Sein erster Gedanke war itzt, eine Liebe zubekämpfen, die ihm mit den schrecklichsten Folgen drohte; aber fruchtlos war sein Ringen — unglücklich der Streit, den Salvador gegen die Macht der Liebe kämpfte. — Welches Herz fällt nicht unter den mächtigern Zauberwaffen der Liebe? Wer ist stark genug, sich der Gewalt seines Schicksals entgegen zu stemmen? — Er

war

war zu feurig, fühlte zu lebhaft, als daß er mit glücklicherm Erfolge den ersten — mächtigsten Eindrücken der Liebe hätte widerstehen können; sein Herz wurde immer von einem Gefühle unterjocht, wider das er vergebens allen seinen Kräften aufboth. Alles Nachsinnen, ein Mittel zu finden, das die Flamme dieser unglücklichen Liebe vertilgen sollte, diente vielmehr, sie heftiger anzufachen. Täglich sah er Isabellen; täglich sprach er mit ihr; täglich sog die Flamme, die ihn verzehrte, neue Nahrung aus ihren Blicken. Jeder Ton ihrer Stimme, wenn sie sang, bewegte harmonisch die feinsten Fibern seines Herzens; der Geruch der Blumen, die ihren Busen schmückten, setzte ihn in Entzücken — alle seine Sinne waren Liebetrunken. Nie wirkt die Leidenschaft heftiger, als wenn sie die schwache Vernunft des Menschen meistern will.

Gleiche Fortschritte machte die Liebe auch in Isabellens Herzen; ihr Auge blieb an Salvadors seinem hangen, und ihre Blicke suchten den seinigen zn begegnen; sie fühlte eine geheime Unruhe in seiner Abwesenheit, und die Tage, die sie mit ihm zubrachte, verflogen wie Augenblicke. Bald herrschte innigste Vertraulichkeit unter beyden. Ihr Mund wußte nie von den Geheimnissen ihres Herzens; das Auge war der einzige Bewahrer

rer derselben; ihre Blicke sagten einander ihre Gedanken und Wünsche; sich sehen war ihnen höchste Erdenwonne, die ihnen kein anderes Vergnügen zu wünschen übrig ließ.

Leider kennt man dieses Bild der Liebe in unsern Tagen so wenig mehr! die Züge sind zu fein, der Charakter dieser Liebe ist zu edel für grobe Alltagsseelen. — — Man spottet edlern Gefühlen der reinen Liebe, die die höchste Wonne aus den Blicken des Liebenden saugt, weil man, herabgesunken vom Menschen, meistentheils nur den Genuß thierischer Lüste kennt. Man ist mehr Materie als Geist, und glaubt daher nicht, daß Genüße reinerer Wonne im Menschen liegen, als die die Sinnlichkeit uns darbeut. Viele rechnen sogar die Existenz der geistigen Liebe zu den Chimären der Fabelwelt; lachen, wenn man davon redet, und alle Liebe ist ihnen sündhafte Begierlichkeit. Sie, die nur das Laster kennen, können sich keinen Begrif von der wahren Liebe machen. Daher bezeichnen sie immer schändliche Ausschweifung der Wohllust und die Liebe unter einerlei Namen, und alle die abscheulichen Folgen der erstern schreiben sie der Liebe zu. Das unschuldigste Mädchen wird mit einem zweideutigen, argwöhnischen Blicke angesehen, wenn es liebt; und der edelste Jüngling betritt nicht das

Haus

Haus des Mädchens, das er liebt, ohne nicht der tausendzüngigen Verläumdung zur Unterhaltung zu dienen. Man wirft ihn unter den grossen Haufen gewöhnlicher Liebhaber, und sie ist beynahe so gut als entehrt. Man kann mit keinem Frauenzimmer öfentlich sprechen, ohne nicht sogleich den Verdacht eines strafbaren Umgangs zu erwecken; und der Mann, der Ehre hat und Gefühl für andere, darf es kaum wagen, ein Mädchen zu sehen, damit zu reden, oder gar über öfentliche Gasse mit ihr zu gehen, wenn er ihre Tugend nicht zum Gegenstand der allgemeinen Lästerung machen will. — Welch ein schändlicher Zug in dem Charakter des Jahrhunderts, wo man so wenig Sitten hat, daß ein Mensch dem andern keine Tugend mehr zutraut! — Wie verdorben müssen die Herzen seyn — wie versunken in die thierischste Sinnlichkeit, die das höchste Vergnügen in Befriedigung körperlicher Triebe suchen, und nicht glauben können, daß es Herzen geben kann, die des Genusses höherer Wonne fähig sind! — — O wie sehr wünschte ich, solche Menschen unter die fabelhaften Hyperboreer, unter die Faunen und Satyren des Alterthums rechnen zu dürfen, so wie sie die Beyspiele edel-liebender Seelen in Romanenwelten versetzen: aber leider vermehrt sich das Geschlecht der Thiermenschen zu sehr, als

als daß man je an ihrer Existenz zweifeln sollte. Es giebt Männer, die den Werth der Mädchen, die ihre Lüsternheit reitzen, mit Fleischhacker-Augen berechnen; und Frauenzimmer, die in den breiten Schultern und vollen Waden des Mannes größten Vorzug finden. — — Schande dem Jahrhundert! — wehe dem Volke, das so tief gesunken ist — das die edelsten Gefühle des Menschen verlohren hat — dem das Bild zärtlicher Seelen, die sich tugendhaft lieben — lieben, wie Wesen zu höheren Welten bestimmt — eine lächerliche, chimärische Fantasie ist, die nur im Ideenreiche der Romanen existirt. — —

Aber wie von so kurzer Dauer war Salvadors Glück — das Glück seiner Liebe! — Kaum glaubte er in dem Besitze Isabellens alles wieder gefunden zu haben, was ihm die Grausamkeit des Schicksals und der Menschen entriß, als er Isabellen auf immer zu verlieren schien.

Eine Menge Freier warben um ihre Hand, die mit ihr von gleichem Alter, gleichen Vorzügen der Geburt, und eben so reich waren; aber ihr Herz blieb gegen alle gleichgültig, und wurde sehr wenig von der Zudringlichkeit ihrer Wünsche beunruhigt; sie versprach sich von der zärtlichen Liebe ihres Vaters, daß er sie niemal zu einer

ner Verbindung zwingen würde, die nicht die Wahl ihres eignen Herzens wäre. Aber desto untröstlicher war Salvador; die Furcht Isabellen zu verlieren, brachte ihn bis zur Verzweiflung. Tausend Vorwürfe häuften sich in seinem Herzen auf, und quälten seine Seele. Wie! ich bin der Unglückliche, rief Salvador auf, der Isabellen an einem Glücke hindern sollte, das sich ihr itzt in der glänzendsten Gestalt zeiget! — Ich soll die Ruhe einer Familie stören! undankbar an meinem Freunde handeln, und das Herz seiner Tochter verrätherisch an mich reissen! — — Diese Gedanken stellten ihm seine Liebe als das schwärzeste Verbrechen vor, und sein edles Herz blieb fest auf dem großmüthigen Entschluß, sich selbst zu besiegen. Von dieser Stunde vermied er Isabellen zu sehen; so selten um sie zu seyn, als es immer die Umstände zugeben konnten, und strengte alle seine Kräfte zu einem fürchterlichen Kampfe wider sein eigenes Herz an: allein diese gewaltsame Anstrengung versenkte ihn in tiefe, düstere Melancholei, und grif seine Gesundheit an; Isabelle sah diese Veränderung in Salvadors Zügen, und zitterte für sein Leben. Nun war ihr ganz um seine Wiederherstellung zu thun; was wollte sie nicht um seine vorige Heiterkeit, um sein freudelachendes Auge geben! — o welch

ein

ein Preis schien ihr hoch genug zu seyn, um den sie nicht Salvadors Ruhe zu erkaufen wünschte! — Sie schrieb ihm ein Billet, und vertraute es der Ehrlichkeit eines Sklaven Almodovars an. Salvador nahm, und las es mit einer Unruhe, einer ängstlichen Ungeduld, die selbst des Auges blitzschnelle Uebersicht einer ermüdenden Langsamkeit beschuldigte. Aber welche Freude, welch Entzücken! als er folgendes las:

„Ihr Zustand, Salvador! macht mich „schaudern; ich besorge das Schlimmste für ihr „Leben; erhalten Sie dieses theure, kostbare „Leben für mich — für ihre Isabelle, die itzt „nur für Sie lebt.„ —

Salvador benetzte dieses Billet mit Thränen; wohl hundertmal des Tages suchte er es aus seinem Busen hervor, worin er dieses unschätzbare Zeugniß von Isabellens Liebe verschlossen hatte, und las es mit eben so vieler Begierde — mit eben so hinreissendem Entzücken durch, als wenn er es das erstemal läse. In einem dieser entzückenden Augenblicke, da er so ganz das Glück fühlte, der zu gefallen, die er liebte, sagte man ihm, daß ihn Almodovar zu sprechen verlange. Salvador erschrack; und die wenigen Augenblicke ließen ihm kaum so viel Zeit, sich zu fassen, um in einer ruhigern Lage vor Isabellens Va-

ter zu erscheinen. Kommen Sie, mein lieber Salvador, fieng Almodovar an, trösten Sie ihren Freund; nie hatte ich vielleicht des Trostes der Freundschaft nöthiger als itzt. Sie kannten meine Absichten mit Isabellen; Sie wußten, mit welch unbegrenzter Vaterzärtlichkeit ich ihr Glück zu machen wünschte; wie sehr ich verlangte, sie noch vor meiner Abreise nach Indien zu verheurathen. Von allen Seiten werden ihr die glänzendsten Anträge gemacht; die edelsten Sprossen unsers Adels werben um sie, aber keiner von allen hat sich noch Isabellens Beyfall erwerben können. Ha! meine Tochter, die sanft ihr einziges Glück darein setzte, sich mir gefällig zu zeigen, widersteht allen meinen Absichten mit einer Hartnäckigkeit, worüber ich erstaune. — — Ihre Blicke sind nicht mehr so frei, düstern ist ihr Auge, und finstere Schwermuth scheint die Einfalt ihres Wesen, die Naivität ihres Geistes verscheucht zu haben. — Sollte ihr Herz — — Himmel! wenn ein niederträchtiger Verführer — aber vielleicht argwohne ich zuviel; ich will meinen Muthmassungen nicht trauen. Ihnen überlaß ich es nun, bester Freund! mich über die Sache aufzuklären; nehmen Sie mir die ängstlichen Zweifel, und geben Sie diesem Vaterherze Ruhe wieder. Ich weiß Isabelle schätzt Sie; vielleicht wird sie Ihnen mehr Zutrauen

schen=

schenken als ihrem Vater. Durchforschen Sie ihr Herz; lesen Sie in ihrer Seele, und — o strafe mich nicht, Himmel! — — wenn Sie Gefühle in ihrem Busen entdecken, die sie ohne Erröthen nicht gestehen darf, nehmen Sie es auf sich, Isabellen davon zu heilen; ersparen Sie ihr und ihrem Vater all den Jammer, den mir eine Liebe machen würde, die ihrer unwürdig wäre — die das Geschlecht der Almodovars entehrte.

Thränen des zärtlichsten Schmerzes träufelten bey diesen Worten aus Almodovars Augen, und mit innigstem Gefühle schloß er Salvador in seine Arme. Dieser war äusserst verlegen, ganz von des zärtlichen Vater Rede gedemüthigt, und machte sich im Herzen die bittersten Vorwürfe über den Gram Almodovars, dessen er sich als die einzige Ursache angab. Schon wollte er sich zu seinen Füssen werfen, und ihm die ganze Geschichte von seinem und Isabellens Herzens entdecken, als Almodovar zu reden fortfuhr: Verzeihen Sie, mein lieber Salvador! Sie sind gerührt über meinen Schmerz, aber sagen Sie mir, was ist die Ursache, daß der ihrige sich vermehrt? — Sie scheinen seit einiger Zeit in einer Traurigkeit versunken, die mir nahe geht; alle ihre Tritte begleitet verzehrender Kummer; ihre Gesundheit leidet sichtbar dabey, und

das Herz des Freundes fühlet doppelt den geheimen Schmerz, der das ihrige verwundet. Bisher hatte ich Ehrfurcht für das Geheimniß ihres Kummers, aber es wird Verbrechen in den Augen der Freundschaft, wenn der Freund ihn zu lindern vermag. Sagen Sie, was mißfällt Ihnen hier? — Ist Ihnen meine Freundschaft nicht mehr angenehm? hat meine Tochter etwa die Achtung vergessen, die sie Ihnen schuldig ist. Können Sie sich über eine Nachlässigkeit meiner Freunde beklagen; oder hat Sie Unachtsamkeit meiner Hausgenossen beleidigt? — Haben Sie seither einen Verlurst erlitten, der Ihnen untröstlich fällt? — — O reden Sie, Salvador! mein Leben — alles, alles geb ich für Sie; sagen Sie, und ich will Ihnen in allem Genugthuung leisten, was immer im Stande ist, ihrem Herzen Ruhe wieder zu geben. — — Oder schmerzt es Sie vielleicht, daß Sie vom Könige die versprochene Schadloshaltung über den Verlurst ihrer Länder noch nicht erhalten haben? Beunruhiget dies ihre Seele? — O seyen Sie versichert, lieber Freund! daß der König keine seiner Versprechungen unerfüllt läßt; rechnen Sie auf sein Wort, und auf meinen Eifer; ich werde alles thun, daß ihre Hofnungen vollkommen befriedigt werden.

Ganz durchdrungen von den wärmsten Freundschaftsversicherungen Almodovars; beschämt, das Herz eines so großmüthigen Freundes zu beleidigen, stund Salvador lange an; er wollte dem Grafen zu Füssen fallen, und ihm sein Herz ganz aufdecken, aber die Furcht, dem Herze seines Freundes durch dieses Geständniß eine zu tiefe Wunde zu schlagen, hielt ihn noch zurük; er traute noch der schmeichelhaften Hofnung, sich selbst aus Isabellens Herzen zu verbannen, und sie den Wünschen ihres Vaters nachgiebiger zu machen. Salvador gab sich alle Mühe, sich vor Almodovars Augen zu fassen; er gab die weite Entfernung von seinem Vaterlande zum Grunde seines Schmerzes an, das Rückdenken an seine erlittene Unglücksfälle, und andere Umstände mehr, die nicht in Almodovars Macht stunden sie zu heben. Almodovar sprach Salvadorn mit aller Beredsamkeit, die von den Lippen der Freundschaft fließt, Muth zu; er bezeugte die edelste Theilnahme an seinem Schicksale, und suchte ihn durch tröstende Hofnungen zu beruhigen: Salvador dankte ihm entgegen mit Thränen des zärtlichsten Dankgefühls; ihre Herzen schlossen sich an in den innigsten Umarmungen, und ihre Seelen flossen in einem Kusse zusamm auf ihren Lippen; aber wie bald brach der feindliche Genius Salvadors das heilige Siegel der Freund-

schaft, und zerriß die Urkunde des Bundes im Herzen Almodovars! —

Der Sklave, der Isabellens Billet an Salvador überbrachte, hatte die Kühnheit es zu lesen; er erschrack über seinen Innhalt, und je mehr er nachdachte, je mehr fieng er an üble Folgen für sein Selbst zu befürchten. Sklavenfurcht bemächtigte sich ganz seines Herzens; er warf sich vor Almodovar in Staub, und küßte die Gnade von seinen Füssen. Er gestund den Auftrag Isabellens, den Innhalt des Billets, und schilderte in den deutlichsten Zügen Salvadors Verwirrung, seine Freude, das ganze Aufleben seiner Seele, als er dieses Blat las. So goß der Feige mit verschwenderischer Hand alles Gift des Hasses, der Eifersucht und der Wuth in das zärtlichste, liebvollste Vaterherz. Verdammt! schrie Almodovar auf, das ist also der Elende, der das Herz meiner Tochter geraubt hat! der die Blüthetage ihrer Jugend vergiftet hat! — Der Schändliche, der die Freundschaft verrieth, und die heiligen Rechte der Gastfreundschaft verletzte! — O Fluch dem treulosen Heuchler! — O der Bösewicht! — Wie künstlich er die Thränen hervorzulocken wußte! — Mit welcher Treulosigkeit er die zärtlichsten Versicherungen meiner Freundschaft aufnam! — Mit welch

tücki-

tückischer Wonne er im Stillen der Früchte seiner Schandthaten genoß! — Fort, Niederträchtiger! kündigt ihm an, sagte Almodovar zu den herumstehenden Sklaven, daß er sogleich mein Haus verlasse; daß er es bey seinem Leben nicht mehr wage, die Schwelle desselben zu betretten. — — In dem ersten Aufruhr seines Herzens schrieb er ihm auch dieses Billet.

„Sie sind an meiner Freundschaft zum Verräther geworden, und haben mein Zutrauen mißbraucht: alsogleich fliehen Sie aus meinem Hause, das Sie entehren, und wagen Sie es nie mehr einem Freunde unter die Augen zu tretten, den Sie so grausam beleidiget haben.„

Almodovars Zorn war ohne Grenzen, denn er glaubte, auch Salvador habe seiner Leidenschaft keine Grenzen gesetzt. Alle Verachtung, womit er das ganze Menschengeschlecht seines Jahrhunderts zu belegen gewohnt war, und aller Haß, den er dagegen hegte, fielen nun ganz auf Salvador und Isabellen. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit einem einzigen Worte von ihrer beyden Unschuld zu überzeugen, aber die natürliche Unbiegsamkeit seines Wesens, der Stolz seines Herzens, und die Strenge seiner Grundsätze waren in gleichem Grade beleidigt; er wollte

te lieber ungerecht gegen seine Tochter seyn, um das Recht zu haben, einen Freund zu hassen. Salvador erlag dem Schmerze, den ihm die Nachricht von Almodovars Zorn und seiner Verstoßung machte; betäubt lag er lange Zeit auf einem Sopha; er schien unter den Trümmern des eingestürzten Himmels zu liegen, und nur noch einige Minuten zu leben, um ganz den Schlag zu fühlen, der ihn traf. Er vernahm seine Verbannung ohne in Klagen gegen Isabellens Vater auszubrechen, und gab sich selbst als die Ursache alles Unglücks an. Er verweilte nicht länger mehr in Almodovars Hause, und verbarg sich in dem entlegendsten Theil der Stadt. Auf der Stelle faßte er den Entschluß, nie mehr durch seine Gegenwart Isabellens Ruhe zu stören, oder den Schmerz des erbitterten Vaters zu schärfen.

Isabelle erfuhr bald Salvadors Abwesenheit, aber die Umstände, die sie veranlaßten, waren ihr noch unbekannt. Sie wagte es nicht jemanden davon zu sprechen, und niemand unterstund sich, ihr dieses geheime Dunkel aufzudecken. In dieser ängstlichen Ungewißheit über das Schicksal ihres Geliebten beklagte sie bald die Härte seines Unglückes, bald beschuldigte sie ihn einer Gleichgültigkeit. Der Undankbare, rief sie auf,

viel-

vielleicht fliehet — vielleicht hasset er mich gar. Wie, wenn er mich noch liebte, sollten seine Augen nie den meinigen begegnen? Wärs nicht möglich, daß wir uns im Schauspiele, oder auf Spaziergängen sähen? — Sollte ihm die Liebe, sinnreich und schnell in Erfindungen, nicht Gelegenheit schaffen, mir sagen zu können, daß er mich liebe? — So klagte Isabelle manche einsame Stunde des Tages, und überhäufte den unglücklichen Salvador mit ungerechten Vorwürfen; aber bald verstummten diese Klagen wieder, und die Liebe verwies ihr ihre Ungerechtigkeit. Dann flossen Thränen in den schlaflosen Stunden der Nacht über Salvadors Schicksal, und bange Ahndungen quälten ihr Herz.

Unterdessen schlug Isabelle mit anhaltender Standhaftigkeit alle Anträge aus, die ihr gemacht wurden; sie gebrauchte die künstlichsten Wendungen, um alles Andringen ihres Vaters zu vereiteln, der sie bewegen wollte, einen Gemahl anzunehmen. Sie wußte, daß Salvador bey Hofe seine Rechte konnte geltend machen, daß er nicht ohne Ansehn war, daß ihm der König grosse Versprechungen gemacht hatte; und so hofte sie, daß, wenn er vom Hofe je Gnaden erhalten sollte, die seiner Geburt und dem Verlurste seiner Länder das Gleichgewicht hielten, daß er

bald

bald im Stande seyn würde, ihr eine Hand anzubieten, die Almodovars Stolz nicht mehr verschmähen könnte.

Fast mit ähnlichen Gedanken unterhielt sich auch Salvador in seiner Einsamkeit; Isabellens Bild verfolgte ihn allenthalben, überall fand er ihre Züge. Er wollte nicht — um Isabellens Glück nicht — daß sie sich ebenfalls mit seinem Andenken beschäftigen sollte, nur wünschte er, daß sie ihn nicht treulos nennen möchte. Wohl hundertmal des Tages zog er das unglückliche Blat hervor, das das Geheimniß seiner Liebe verrieth, und schrieb seinen Innhalt in den Sand des Tagus, und schnitt ihn in die Rinde der Bäume, die diesen Fluß begrenzen.

Salvador kannte die Unbiegsamkeit Almodovars und seine Absichten zu gut; er konnte sich gar nicht schmeicheln, je zu Isabellens Besitz zu gelangen; doch fand er eben auch keine ganz unüberwindliche Hindernisse; sein Herz öfnete sich der Hofnung, der Freundin der Liebe. Er ließ sich itzt seine Sache bey dem Könige ungleich mehr angelegen seyn als jemals; er glaubte von ihm Gnaden hoffen zu können, die ihn Isabellen näher bringen würden; er machte daher den Ministern öftere Besuche, und sprach

nicht mehr mit ihnen von seinen Forderungen mit dem Nachdrucke und der Festigkeit, die ihm sonst seine Geburt und die Gerechtigkeit seiner Sache einflößten; die Liebe, die die wildesten Herzen bezähmt, hatte auch seinen Charakter geschmeidiger gemacht: Salvador war itzt ein unermüdeter Sollizitant, dringend, und konnte selbst Demüthigungen ertragen, denn sie schienen ihn nicht mehr zu beleidigen, wenn er bedachte, daß Isabelle für ihn verlohren sey.

Eines Tages, als er bey dem Seeminister Gehör hatte, traf er eine Dame an, die er schon vor einiger Zeit hatte kennen lernen, und die eben wie er die Ankunft des Ministers erwartete. Diese Dame war eine alte Freundin Almodovars; sie wußte einen Theil der Geschichte, die mit Salvador vorgegangen war, und, mag es nun frauenzimmerliche Neugierde, oder Mitgefühl an seinem Unglücke gewesen seyn, warum sie von Isabellen zu reden anfieng, sie schien sich doch für Salvador zu interessiren. Sie sagte ihm, daß Isabellens Gesundheit von Tag zu Tag abnähme; daß sie noch immer standhaft alle Parthien ausschlage, die ihr angetragen werden. Sie versprach ihm sogar, ihm mit Isabellen eine Zusammenkunft zu veranstalten. Salvador nahm dieses Anerbiethen mit ausnehmender Freu-

de an; Tag und Ort wurden bestimmt, wenn er eine Antwort erhalten sollte; er eilte auf den Flügeln der Liebe an die Stelle, wo ihm Isabellen zu sehen versprochen war: aber wie erstaunte Salvador! welch ein Schmerz! als er vernahm, daß Isabelle mit frostiger Gleichgültigkeit ihn habe nennen hören; daß sie zu zweifeln schien, ob ihm wohl ihre Gegenwart wichtig seyn könne, und sie ihm sagen ließ, sie sey gänzlich genesen.

Himmel! rief Salvador, ist es möglich, daß Isabelle auf einmal leichtsinnig mich habe vergessen können! — Sie kann so ungerecht, so grausam gegen mich seyn! — Mag sie immer aufgehört haben mich zu lieben, wenn diese Veränderung ihr Glück macht; ich will mich nicht über die Kälte ihres Herzens beklagen, wenn es dadurch Ruhe erhält; aber — sie beurtheilt mich ungerecht: der Wahn, daß ich an dem Glücke ihrer Tage nicht Antheil nähme; von dem sie sich hinreissen läßt, macht mir diesen Streich doppelt fühlbar. Verächtlich läßt sie mich durch einen fremden Mund diesen Wechsel wissen; ja sie scheint Freude daran zu haben, meinem Herzen eine unheilbare Wunde zu versetzen. Gott! das ist zuviel! — Ha! Ich will fliehen — einen Ort fliehen, wo kein Men-

schen-

schengefühl wohnt, weil ich es selbst in Isabellen nicht mehr finde.

Mit blutendem Herzen und Unmuth in der Seele blickte itzt Salvador nach allen Gegenden der Welt, und schien einen Ort zu wählen, wo er mit seinem Grame hinfliehen sollte, um ihn und sich dort zu begraben. Seine Wahl blieb nicht lange ungewiß; ein geheimer Hang ziehet die Menschen an ihr Vaterland. Er erinnerte sich in dem Augenblicke, daß unter Indiens Völkern, die mit seinen Voreltern in Bündnissen stunden, die Maratten die zahlreichsten und die herzhaftesten waren, und daher seiner Leidenschaft mit grossen Hofnungen schmeichelten, weil sie beständig mit den Portugesen Krieg führten. Er entschloß sich unter ihnen eine Freystädte und Waffen zu suchen. Er machte sich die erste beste Gelegenheit zu Nutzen, nach Indien zu reisen, und kam glücklich bey diesem kriegerischen Volke an, wo er an Portugall seinen Vater, seine verlohrnen Länder und seine unglückliche Liebe zu rächen beschloß. Er gab bald glänzende Beweise seines Muthes und seiner Geburt. Was er in Europa von der Kriegskunst gelernt hatte, lehrte er itzt auch seine Soldaten, und verband Kunst mit der ursprünglichen Tapferkeit eines freien Volkes. In allen Vorfällen suchte er den Tod

auf,

auf, und fand überall Sieg und Ehre. O wie leicht wird ein lebenssatter Waghals zum Helden! — Wie oft ist nicht die Tapferkeit der grössesten Sieger der geheime Wunsch aus Lebensüberdruß zu sterben, und ihre Lorbeer sproßten oft auf einem Grunde, den Thränen hofnungsloser Liebe begossen.

Die Indianer sahen Salvador für einen Schuzgeist an, den ihnen der Himmel gesandt hatte, ihre Freiheit und ihr Land zu sichern; sie glaubten, nur so ein König könnte das Wohl der Nation befestigen, und alle Stimmen des Volkes vereinigten sich ihn auf den Thron zu setzen. Er bestieg ihn mit der einzigen Freude im Herzen, ihn einst mit Isabellen theilen zu können. Nun, rief er auf, gütige Gottheit! gabst du mir eine Krone, um sie der würdigsten der Sterblichen anbieten zu können. Sie — die unumschränkte Beherrscherin meines Herzens — wird auch die Königin eines grossen Landes werden; aber — wie unbedeutend ist dieser Hufe Landes gegen den Besitz von Isabellen! o könnte ich den ganzen Erdball beherrschen, um ihr mit mehr Ansehn mein Reich anzubieten! — —

So stellte sich Salvador oft das Vergnügen vor, seiner Geliebten eine Krone geben zu können;

nen; aber eben so oft machte ihn auch der Gedanke verlegen: wird sie ihr auch angenehm seyn? — Wird sie den Thron mit einem Unglücklichen theilen wollen, den sie aufgehört hat zu lieben? — Es würde ihm leichter geschienen haben ganz Indien zu erobern, als die Art auszufinden, wie er Isabellen mit seinen Eroberungen ein angenehmes Geschenke machen sollte. Der grausame Krieg, den die Portugesen mit den Maratten führten, und vor allem die unermeßliche Entfernung legten seinen Wünschen die schweresten Hindernisse in Weg. Er glaubte nicht anders, als Isabelle sey noch zu Lissabon; aber Salvador irrte; sie hatte schon ihr Vaterland verlassen, lebte bereits in den Gegenden, wo europäische Barbarei den lange verborgenen Bewohnern Westindiens ihre Freiheit und Schätze raubte; sie war nahe an Salvador, und hauchte fast gleiche Luft mit ihm ein. Almodovar hatte endlich die Stelle eines Vice-Königs, um die er sich so lange bewarb, erhalten; er kam in Goa an, und war eben beschäftigt, diese Stadt gegen einen Angrif der anrückenden Maratten in hinlänglichen Vertheidigungs-Stand zu setzen. Seine Tochter, die noch immer nicht zu andern Gesinnungen zu bereden war, hatte ihn dahin begleitet, schmachtend unter den Leiden einer unglücklichen Liebe; sie glaubte sich von

Sal-

Salvador auf ewig zu entfernen, und wähnte nicht, ihn einst mitten in einer der schreckvollsten Begebenheiten wieder zu finden.

Kaum war Salvador im Besitze der Alleinherrschaft, so gab sich eine Gelegenheit zu einem Unternehmen, das die Freiheit oder das Verderben seines Volkes entscheiden mußte; allein die Aussicht war günstiger für das erste. An der Spitze eines zahlreichen Heeres wagte es Salvador, Goa zu belagern, die Hauptstadt der Portugesen in diesem Welttheile. Sie war von Kunst und Natur stark befestigt; aber was vermögen Mauern und Thürme gegen den unbezwinglichen Muth eines Freiheit- athmenden Volkes? — Die Tapferkeit der Maratten gieng nahe an Wildheit; der Widerstand der Portugesen konnte nichts als ihrem Freiheits-Sinne neue Stärke geben; Wuth und Rache tobten in aller Herzen; man rief allgemein zum Sturme; nichts konnte ihren Anfällen widerstehen; sie übersprangen alle Hindernisse, überstiegen die Wälle, und tödteten, was ihnen in Weg kam. In wenig Minuten flossen Strömme von Blut in den Gässen der Stadt, und das Verderben war allgemein.

In diesem entsetzlichen Gewirre wurde Salvador nicht mehr gehört, vergebens both er seinem Ansehn und seinen Kräften auf, einen Haufen dieser Rasenden zurückzuhalten. Er kannte den Vice-König nicht, noch weniger die Gefahr, die Isabellens Leben drohte; er vermuthete nichts weniger, als in dieser Stunde den schaudervollsten Auftritt seines Lebens zu sehen; seine natürliche Großmuth allein trieb ihn an, den Statthalter vor der Wuth seiner Leute zu schützen, und in dieser Absicht eilte er seinem Pallaste zu; aber die Thore waren schon erbrochen; einige der Maratten waren schon bis in das Zimmer Almodovars gedrungen; um ihn her lagen seine Sklaven und Hausgenossen, von der wüthenden Hand der Sieger erschlagen; er selbst war umrungen, und konnte nur mehr schwachen Widerstand leisten. Seine Tochter, die ihre Thränen, ihre Schönheit, ihre Jugend, und ihr Jammer noch mitleidenswürdiger machten, stellte sich zwischen ihren Vater und die Soldaten, um ihm zur Schutzwehre zu dienen, und den Tod aufzuhalten, daß er nicht in das Herz ihres Vaters dringe, oder das Schwert des Feindes eher ihr eignes durchbohre. Schon drohten Wuth entflammte Krieger ihre Brust zu durchstossen; fürchterlich schwirrten die Klingen der Feinde über Isabellens Haupt, und ihre

Lanzen, rauchend noch von dem Blute der Portugesen, stürmten auf sie los als in eben dem fürchterlichen Augenblicke Salvador kömmt, Isabellen erkennt, und schneller als der gedankengleich eilende Blitz den Streich abwendet, der sie ihm auf ewig würde entrissen haben. Haltet Brüder! schier er, bey dem Gott unsrer Väter, haltet! Die Stärke seiner Stimme, der Ton — darinn die ganze Macht der Liebe und das Entsetzen lag, Isabellen zu verlieren, hielt die Maratten zurück; Erstaunen fesselte die Morddrohende Hand, als sie sahen, daß Salvador zu Isabellens Füssen stürzte. Kaum wollte diese ihren Augen trauen, aber sie sah Salvadorn, und sank ohnmächtig ihrem Vater in die Arme. Der Graf hielt sie mit einer Hand aufrecht, und mit der andern schien er seinen großmüthigen Freund von sich stossen zu wollen. Die Maratten wurden von diesem Anblick gerührt; auch ihre erbitterten Herzen fühlten das Edle dieser Scene; sie traten ehrfuchtsvoll zurück. Endlich öfnete Isabelle die Augen wieder, um sich ganz von ihrem Glücke zu überzeugen.

Allein Almodovar, der seinem Menschenhasse nie untreu wurde, sah mit grimmigen Blicke den glücklichen Sieger an, den er für seinen größten Feind auf der ganzen Welt hielt; er wollte all

seine

seine Wuth gegen ihn ausgießen, aber Salvazor ließ ihm nicht Zeit, hastig fieng er an: Graf! nie hab ich die Freundschaft verrathen; es ist wahr, ich liebte Isabellen, liebe sie noch, aber noch bis diese Stunde wagte ich es nicht, ihrs zu gestehen. Nun, Almodovar! glaub ich meine Liebe in ihren Augen rechtfertigen zu können; ich bin König der Maratten, und kann, wenn ich ihrer anbethungswürdigen Isabelle meine Hand gebe, mit ihr einen der ersten Throne Indiens theilen. O Almodovar! erfüllen Sie meine Wünsche, machen Sie das Glück eines Freundes, der nie aufgehört hat es zu seyn. Durch dieses Bündniß werden Sie auf immer Portugall und Indien den Frieden geben. Ich will mich nicht eines Sieges übernehmen, der ihrem Leben so fürchterlich war; ich thue ganz Verzicht auf meine Eroberung; ich stelle den Portugesen alle Länder zurück; die ich ihnen abgenommen habe — ja wenn man es verlangt, sollen sie die Eroberer seyn, ich will ihre Grenzen erweitern — — kurz, Graf! ich lasse Ihnen vollkommene Freiheit — mehr, denn ich selbst habe.

Almodovar war ganz von Salvadors Großmuth durchdrungen; Schaamröthe überzog seine Wangen über seine Härte; es kränkte ihn, je-

mals ihm seine Freundschaft entzogen zu haben. Er warf sich in Salvadors Arme, bath ihn, was zwischen ihnen vorgieng, zu vergessen, und gab freudig seine Einwilligung zu Isabellens Liebe. Der andere Morgen wurde zum glücklichen Tage ihrer Hochzeitfeier bestimmt.

Ein Augenblick, der die alte Freundschaft in Almodovars Herzen herstellte, stillte auch die Wuth und Mordgier der erbitterten Feinde. Das Band, das Salvadors und Isabellens Herzen umschlung, vereinigte den Sieger mit dem Besiegten; die Maratten traten mit den Portugesen in Freundschaft; sie wurden es zufrieden, daß ihnen Goa wieder zurückgestellt würde.

Almodovars Herz beherrschten wechselweise Gefühle der Freude und der Reue über sein Unrecht, das er an Salvador und Isabellen begangen hatte: dieser, der ausser sich keines Wesens bewußt war, als seiner geliebten Isabelle, schien zu träumen, und wollte kaum seinen Augen trauen. Wie sich so auf einmal die fürchterlichste Scene in den freudigsten Auftritt verwandelt hatte — auf einmal im Besitze eines Gutes, wornach sein Herz Jahre lang sich sehnte, wozu ihm so wenig Hofnung mehr blieb, und das er noch vor wenig Sekunden in Gefahr

fahr war auf ewig zu verlieren — alles das riß seine Seele fort in den Strom der unnennbaren Freude; all sein Bewußtseyn war das Gefühl des Glückes Isabellen zu besitzen.

Isabelle umarmte bald die Kniee ihres Vaters; bald schloß sie wieder Salvador in seine Arme; aus seinen Augen schien sie die Wonne dieses glücklichen Tages zu trinken. Vergiß nicht, Geliebter! sagte sie zu ihm, daß Beständigkeit unsrer Herzen das Glück unsrer Liebe machte, und nur Beständigkeit kann uns dieses Glück erhalten. Sie führte uns zum Ziele unsrer Wünsche — o möge uns der Himmel nie mehr davon entfernen!

# Der ehrliche Steffen.

Wenn uns die Tugend des ehrlichen Mannes in der Strohhütte minder bekannt wird — oft ganz in achtloser Vergessenheit begraben liegt, weil sie unter der Last eines hartherzigen Schiksals schmachtet, und schüchtern sich im Bettlerkleide verbirgt, ist sie doch nicht minder selten, und ein unschätzbarer Fund dem forschenden Menschenfreunde. Jede auch mittelmässig gute Handlung des reichen und vornehmen Städters hat immer eine Menge gedungener Beyfallklätscher; die Sklaven der Grossen tragen ihre Tugenden aller Welt zur Schau wie ein seltnes Wunderthier; meistentheils zeigt sich die Tugend der Palläste in einem übermässigen Aufwande von Pracht, und verräth nur zu sehr unbefangenen Augen, daß sie aus keiner reinen Quelle floß; daß Stolz und Eitelkeit ihre Triebfedern waren. Hochmüthig, wie die Menschen der Stadt sind, tritt auch ihre Tugend im prunkvollen Flitterstaate einher, indessen die ländliche Tugend sittsam erröthend nur selten aus der zittern=

ternden Hütte hervorblikt, und mit stiller Freude die guten Herzen lohnt, die sie aufgenommen haben. Aber dieser grosse Abstand — ihr stiller Aufenthalt machen auch, daß man sie so oft verkennt; man glaubt sie da zu finden, wo sie nicht ist, und geht sie verächtlich vorüber, wenn sie einsam und geräuschlos unsere Aufmerksamkeit nicht erregt: — — allein wir wollen sie sehen — schöner, glänzender in dem groben Bauernkittel sehen, als sie je alle Pracht der Städte ausschmücken könnte.

Steffen war der Sohn eines Gemeindehirten, der äusserst kümmerlich lebte; und doch ließ ihm sein Schicksal auch nicht einmal die bittere Freude, arm und sorgenvoll für sein Weib und Kind zu leben: er starb, als Steffen nur erst einige Wochen alt war, und ehe noch der vaterlose Waise den Namen „Mutter„ stammeln konnte, verließ auch diese ihn, und eilte über die Grenze dieses ruhelosen Erdelebens. Verlassen und hilflos war itzt das unglückliche Kind — selbst dem Tode oder dem schrecklichsten Schicksale preis — wie das erst ausgefallene Vögelchen im mütterlichen Neste, dem grausame Menschenlust die zärtlichen Eltern raubte.

Es war an einem kalten Herbstabend, als Steffens Mutter starb; man fand sie tod, und niemand war in der Nähe ihr Beystand zu leisten. Eine alte Nachbarin, die sie öfters besuchte, traf sie starr und kalt zur Erde gestreckt an, und Steffen schlief daneben. Sie hob ihn auf, und trug ihn mit sich; dann gieng sie zur Obrigkeit, um den Todfall anzuzeigen, die alles gethan zu haben glaubt, wenn sie von Amtswegen Visum Repertum einnimmt, und Armuth und Elend des verwahrlosten Mitmenschen mechanisch versiegelt. — O du, den der Fürst zum Richter bestellt, und dir das Wohl einer Gemeinde anvertraut hat, nimm doch auch bisweilen Visum Repertum über das Elend deiner lebenden Mitmenschen; protokollire auch die Thränen des drükenden Kummers, und die Klagen des nagenden Hungers der Unglücklichen, die unter dem Drucke des menschlichen Elendes seufzen; — thu auch das von Amtswegen, weil du Richter und Mensch zugleich bist, und dankbar wird die Menschheit dein graues Alter segnen, und dein Name noch der späten Nachkommenschaft heilig seyn; keine aufgedunsne Wangen und ein dickgemästeter Wanst — die Zeugen einer fühllosen Gemählichkeit — werden dich deinen Zeitgenossen lächerlich und verhaßt machen; das Glück, das

du

du deinem Mitmenschen verschaffest, wird auch deines seyn! — —

Die gute Alte behielt Steffen bey sich als ein Pfand der Freundschaft, und war ihm eine zärtliche Mutter. Da sie selbst äusserst arm war, und meistentheils von der zufälligen Güte der Menschen leben mußte, wandte sie sich an die Führer des Dorfes um einen Beytrag zu Steffens Unterhalt, und mühsam erflehte sie endlich einige Hilfe. Die gute Mutter erzog ihn so gut sie konnte; sie war ehrlich und fromm, und mit einem guten, willigen Herzen bildete sie auch so den gelehrigen Zögling. Der Schulmeister des Orts lehrte ihn etwas lesen und schreiben, und unterrichtete ihn auch in den ersten Grundsätzen der Religion; und Steffen zeichnete sich bald vor allen seinen Schülern aus. Allein nicht lange währte dieses Glück des armen Knaben; er war dreyzehn Jahre alt, als auch seine gute Pflegemutter starb — und mit ihr schien ihn die ganze Welt verlassen zu haben.

Starrender Frost schien die Herzen der Wohlhabenden mit einer undurchdringlichen Eisrinde überzogen zu haben; kein Stral der Liebe öfnete sie dem Mitgefühle; viele glaubten gar nicht, daß der Junge noch Hilfe bedürfe; er ist groß genug

genug, sagte man, sich selbst zu nähren. Ein Pächter nahm Steffen zu sich, und vertraute ihm die Hut seiner Heerde an. Seine Sorgfalt und sein guter Wille erwarb ihm bald die Liebe seines Herrn; er hielt viel auf Steffen, behandelte ihn gütiger, als es andere gewohnt sind, und würde gewiß sein Glück gemacht haben, wenn er es im Stand gewesen wäre; aber seine Umstände waren selbst nicht die besten; er mußte viel bezahlen, und das Gütchen war von der Nachlässigkeit seiner Vorfahrer so zu Grunde gerichtet, daß er all sein geringes Vermögen daran wenden mußte, um es in bessern Stand zu setzen.

Nicht weit von Steffens Heerde weidete auch die Tochter eines bemittelten Bauern die Schaafe ihres Vaters. Sie hieß Lisgen, und war mit Steffen beynahe von gleichem Alter; gut und unschuldig blühte sie auf wie das Veilchen im Thale, von der kunstlosen Hand der Natur gepflanzt. Sie sahen sich beyde, und freuten sich in Gesellschaft zu seyn; sie trieben ihre Heerden zusammen, und Steffen unterließ sorgfältig keinen der freundschaftlichen Dienste, die er in seinem Alter und in seiner Lage Lisgen leisten konnte. Bald flocht er ihr ein niedliches Körbchen von Weiden, oder brachte ihr eine Kürbisflasche zum Geschenke; bald

sam=

sammelte er süsse Beere von den Gesträuchen, und both sie dem guten Mädchen.

Die Gewohnheit sich zu sehen, gleiche Beschäftigung, wechselweise Güte, und freundschaftliche Sorgfalt für einander verbanden ihre Herzen; sie waren gern beysamen; ungeduldig harrten sie jeden Morgen auf die Stunde, wenn sie auf die Weide zogen, und traurig verließen sie am Abend sie wieder, weil sie sich trennen mußten. Schon liebten sie, ohne es noch zu wissen; ihre Herzen fühlten die edelsten der Triebe des Menschen, sie näherten sich einander, gepaart am Bande der Liebe, die sie noch nicht zu nennen wußten. Glücklich flossen ihre jugendlichen Tage dahin, wie wohllustathmende Frühlingsstunden; ihr Auge erfreute der Anblick der lachenden Natur, und ihr Ohr hörte nur die lieblichen Gesänge der Vögel; kein Klagegeschrei jammernder Menschen schreckte es; kein Aechzen schmachtender Unglücklichen marterte es. Trauliche Gespräche wechselten mit unschuldigen Spielen ab, und erhöhten die Freude ihres Daseyns.

Einst trieb Steffen zur gewöhnlichen Morgenstunde aus; er sah sich überall um, ob sein Auge Lisgen nicht mit ihrer Heerde erblickte;

aber

aber er sah sie nicht; er kam auf die Weide, und fand Lisgen nicht; traurig gieng er herum, und fand sie nirgends. Er rief; aber keine Stimme antwortete ihm. Muthlos blieb er nun stehen, und senkte seinen Blick zur Erde; er zitterte, und die liebliche Waide schien ihm nun auf einmal eine wüste Gegend. Lieber Gott! rief er weinend auf, was ist meinem Lisgen geschehen? — Warum kommt sie nicht? — Ist sie krank? — — Ist sie todt? Läßt sie ihr Vater nicht mehr auf die Waide? — — O wenn es doch schon Abend wäre, daß ich wüßte, wo Lisgen ist! — — In dem Augenblicke geschah ein Schuß; Steffen erschrack, und sah sich um. Es war in einer ziemlichen Ferne von ihm; allein der aufsteigende Rauch zeigte ihm bald den Baum, der seinen unbesorgten Bewohner verlohr. Steffen eilte hinzu, und hatte immer den Baum im Auge; er war noch kaum auf halbem Wege, sah er das Weibchen, das im ersten Schrecken entfloh, wieder ihren Jungen zufliegen. Ach! rief Steffen freudig auf, wie doch die Liebe einer zärtlichen Mutter so bald die Gefahr wieder vergißt! — — Aber kaum sagte er dieß, so zielte schon der unbarmherzige Mörder, schoß, und die Arme stürzte todt von dem Baume, die noch von dem ersten Schrecken zitterte. Abscheulich! rief Steffen in aller Bitterkeit seines Her-

zens

zens aus, wenn er nur die arme Mutter hätte leben lassen, denn gewiß war es das Weibchen, das zu seinen Jungen wiederkehrte. — Traurig blieb er eine Weile stehen, und sah mit düsterem Blicke nach den kleinen Rauchwölkchen, die immer höher stiegen, und sich nach und verlohren. Denn lief er mit schnellen Tritten dem unglücklichen Baume zu, und hörte das ängstliche Zwitsern der verwaißten Jungen. Er kletterte hinauf, fand das Nest, und sah, daß sie erst vor etlichen Tagen ausgefallen waren. Ach die armen Dingergen! sagte er weinend, sie sind nun so gut als verloren. Nein! ich will sie zu mir nehmen; vielleicht glückt es mir, sie zu erhalten. Nun nahm er das Nest herab, und trug es mit sich. Ich will es Lisgen bringen, sagte er: — ach! Lisgen! sie ist ja nicht da. — — Eine düstere Wolke der Schwermuth umwölkte itzt seine Stirne; sein Auge blickte matt durch die hervordringende Thräne, und schwankend waren seine Tritte. Langsam näherte er sich seiner Heerde, die weit herum zerstreut war, und lagerte sich auf einen Hügel, von dem man die blumigten Wiesen weitumher übersehen konnte. Aber nichts in der ganzen Gegend war im Stande, sein Auge zu freuen, das stets nur nach dem Dorfe sah, und nach Lisgen forschte. Endlich kam sie; eine dicke Staubwolke, die unter den Tritten der Schaafe empor

lieg, verhüllte Steffen noch den freudigen Anblick, aber er kannte sie bald aus der Heerde. Neues Leben verbreitete sich in ihm; rasch sprang er auf, und lief — nein flog ihr entgegen, denn die Spitzen seiner Füsse berührten kaum den Boden. Lisgen hatte sich den Abend vorher etwas unpaß befunden, und daher wollten ihre Eltern sie heut zu Hause behalten; allein sie fühlte sich am Morgen wieder besser; aber wenn es auch schlimmer mit ihr geworden wäre, hätte sie sich kränker befinden können, als wenn sie einen ganzen, langen Tag Steffen nicht gesehen hätte? — Sie ließ also nicht nach, bis man ihr glaubte, daß sie wieder recht wohl wäre, und unbesorgt auf die Waide treiben könne. Dies war Ursache, daß sie heut um ein paar Stunden später als sonst kam, und Steffen in so große Angst und Traurigkeit versetzte. Unbeschreiblich groß war die Freude des guten Jungen das geliebte Mädwieder zu sehen; die ganze Natur schien ihm wieder umgeschaffen; sein Auge sah alles wieder in hellerem Glanze. An seiner Hand führte er Lisgen an den Hügel, wo er vorhin saß, und zeigte ihr sein abgenommenes Nest. Nimm, liebes Lisgen, sagte er, ich mache dir damit ein Geschenke, und glaube dir nie ein angenehmeres gemacht zu haben — wenigstens keines, das deines edlen Herzens so würdig wäre, wie dieses.

Sieh,

Sieh, es sind arme, verlassene Geschöpfe; die grausame Lust eines fühllosen Menschen entriß ihnen Vater und Mutter; noch vor wenig Stunden vielleicht brachte ihnen die sorgsame Mutter das letztemal zu essen, und deckte sie mit ihren Flügeln; aber nun sorgt keine Mutterzärtlichkeit mehr für ihren Unterhalt, und ihre Flügeln schützen sie nicht mehr. Sie sind verlohren, die Armen, wenn nicht ein Menschenherz sie des Mitleids würdig findet, und durch edleres Gefühl die Grausamkeit des Mörders gutmächt, der ihnen ihre Eltern raubte. Ich glaube auf der ganzen Welt kein Herz zu finden, dem ich sicherer als deinem die Erhaltung dieser verwaisten Geschöpfe anvertrauen könnte. — Sie werden dir zwar nicht durch lieblichen Gesang einst deine Mühe lohnen, denn es sind nur Meisen; aber, liebes Lisgen! sie leben doch auch gerne, und freuen sich ihres Daseyns in der Natur. Du kannst dir nichts von ihnen versprechen, als die Freude deines eignen Herzens über das Bewußtseyn, daß sie dir ihre Erhaltung zu danken haben. — —

Auch ich, gutes Lisgen! war einst so verlassen, so hilflos; Elend und Gram raubten mir Vater und Mutter — ich war verwaist, wie diese armen Geschöpfe hier; da schickte mir der liebe Gott im Himmel wieder eine Mutter mit einem

nem Herzen so edel und gut wie deines, die mich ihr Kind nannte; die Vorsicht legte mich in ihre Arme, wie sie diese Vögelchen in deine legt. — — Lisgen fiel ihm um den Hals, und küßte ihn. Ach Lieber! sagte sie, welche Freude machst du mir! — Ich danke dir damit das angenehmste Geschenke. Auch meine Mutter wird es freuen und den Vater, denn er sagte oft: auch die ist wahre Wohlthat, und des Lohnes werth, die man hiflosen Thieren erzeigt. Alle Tage geb ich ihnen von meiner Milch und dem weissen Brod, das mir die Mutter zum Frühstück giebt, und so lang sie leben, will ich sie bey mir behalten. Steffen umarmte, und hielt sie lang im sprachlosem Entzücken an sein Herz gedrückt. Ach liebes Lisgen, brach er aus, wie gut — wie himmlisch gut du bist! — wie glücklich ich, daß mich dieser ehrliche Pächter in seine Dienste nahm, denn durch ihn lernte ich dich kennen! — — Dieser Tag macht dich mir unendlich schätzbar.

So bildeten beyde ihr Herz durch ähnliche Handlungen zur Wohlthätigkeit, und bereiteten sich das Glück ihrer reiferen Tage — das Glück, das nur wahre Tugend dem Menschen gewährt. Die schöne Natur, der sanfte, glückliche Beruf ihres Lebens, und eine zärtliche, reine Liebe gab ihren Seelen eine Stimmung, die sie weit über die gewöhnlichen Menschen erhob; erregte Gefüh-

le

le in ihren Herzen, die die Himmelswonne guter Engel sind. O welch ein paradisisches Leben! wenn Menschen, genügsam mit den mäßigen Geschenken der Natur, mit freyen, unschuldigen Herzen, nicht von den trügerischen Reitzen eitlen Prunkes befangen, sich liebten, keinen Wunsch kännten, als sich zu gefallen, und einzig sich nur bestrebten, durch Liebe glücklich zu seyn. Diese Erde gliche denn einem reitzenden Garten, und unser ganzes Leben wäre nur ein wonnigter Frühlingstag, den man am Arme des Freundes in diesen Gefilden der Lust durchwandelt; — unser Leben wäre allmählige Vorbereitung zum Genuße höherer Seligkeiten; wir würden uns freuen gelebt zu haben — freuen, daß wir diese wenigen Tage uns höherer Wonne empfänglich gemacht haben. — Doch weg mit diesem Traume! — Unsere gesellschaftlichen Thorheiten und Laster, von imaginären Bedürfnissen erzeugt; der Zwang unsers Stadtlebens, der die edelsten Gefühle im Herzen erstickt, und conventionelle Barbarei der Sitten lassen uns dieses Erdenglück nur träumen.

Fünf Jahre vergiengen so den glücklichen Beyden, und am Rande derselben fühlten sie noch die ersten seeligen Augenblicke ihrer keimenden Liebe. Itzt wurden ihre Empfindungen lebhafter; sie

em=

empfiengen einander nicht mehr ohne eine gewisse Verwirrung, und sie wurde merkbarer, wenn sie sich umarmten; Lisgen sträubte sich gegen Steffens Küsse, und doch reute sie es bald wieder; er wurde traurig, und schmachtete unter dem Zwange, den er sich auflegte, um schüchtern wie Lisgen seyn zu wollen. Sie sehnten sich beyde nach Vereinigung, sie wünschten sichs, und gestunden einander den einzigen — einzig beglückenden Wunsch ihrer Herzen. Dies ist immer der Endzweck der Liebe unter Landleuten; da in den unschuldigen Thälern ländlicher Einfalt kennt man die Verführung nicht, und weiß auch nicht, sich dagegen zu vertheidigen.

Steffen wollte um Lisgen bey ihrem Vater werben; er entdeckte ihr seinen Entschluß; sanft erröthete ihre Wange, doch gefiel es ihr; und sie gestund ihm frey, daß sie es eben so sehr wünsche; aber sie wollte nicht Zeuge seyn bey diesem Besuche. Sie hatte den andern Morgen ein Geschäft in der Stadt; sie bath daher Steffen, diesen Zeitpunkt zu seinem Vortrage zu wählen, und ihr denn Abends zu berichten, wie er von ihrem Vater wäre empfangen worden.

Die entscheidende Stunde rückte heran; ängstlich sah ihr Steffen entgegen; heftig pochte sein

Herz,

Herz, aber mächtige Hofnung flößte ihm Muth ein. Er eilte zu Lisgens Vater, und entdeckte ihm gerade zu seine Liebe und sein Vorhaben. Auf dem Lande weiß man nichts von Kunst und feinen Wendungen; man bereitet sich nicht auf listige Fragen vor, und redet nicht in lange vorstudirten Worten. Edle Freymüthigkeit zeichnet den Charakter trugloser Hüttenbewohner aus. Gütig nahm ihn der Alte auf, und Steffen zweifelte gar nicht an seiner Einwilligung: aber er erschrack nicht wenig, als er eine ganz entgegengesetzte Sprache hörte. Liebe ist nicht mehr das Gefühl des Greisenalters, und das erloschene Feuer der Jugend macht bereits der kalten Ueberlegung Platz, die alle Ideen des raschen Jünglings verbannt. Lisgens Vater dachte nicht: liebt meine Tochter Steffen? Ist sie unglücklich ohne ihn? Er dachte nur: hat er Vermögen? — — Trotzig unterbrach er Steffens Rede. Du liebst meine Tochter? Du willst sie zur Ehe nehmen? — Hast du es auch bedacht? — Sag Junge, wie willst du es anstellen? Kannst du meiner Tochter Kleider geben, hast du ein Haus, darinn mit ihr zu wohnen? ein Vermögen, um sie zu erhalten? — Du dienest; bist ein armer Hirtenjunge; Lisgen ist nicht so reich, daß ihr beyde von ihrem Vermögen leben könnet. Nein guter Mensch! so fängt man sein Hauswesen

nicht an. — — — Mit niedergeschlagenen Augen und sinkenden Muthe stund unterdessen Steffen da, und sah starr vor sich hin auf den Boden. Aber hab ich denn nicht Arme, stark und willig zur Arbeit? fuhr er itzt auf; ich arbeite gern, und so wird es mir nie an Verdienst gebrechen, und — — o was würde ich nicht alles thun für Lisgens Erhaltung! — Seht, ich habe mir bisher Jahr für Jahr fünf Thaler gewonnen; das sind nun zwanzig, die ich mir erspart habe; damit läßt sich doch anfangen, und meine Sparsamkeit wird in der Folge meinen Verdienst vermehren; ich werde mich um eine kleine Meierei umsehen. Ha! unsre reichsten Bauern im Dorfe haben nicht besser angefangen als ich; soll es mir minder gelingen? Kann ich nicht auch dahin kommen, wo diese sind? — — Gut! erwiederte Lisgens Vater, du bist jung; kannst noch eine Weile warten; arbeite denn, und sparre, daß du reich wirst, so sollst du meine Tochter haben, und damit holla! Kein Wort weiter!

Alle Einwendungen, die Steffen dagegen machte, waren vergebens; alle Vorstellungen und Bitten fruchtlos. Nun gieng er Lisgen zu suchen; er fand sie, und sie las bald den unglücklichen Erfolg seines Gesuches auf seinem Gesich-

te.

te. Sie fieng selbst an: Also hat mich mein Vater dir abgeschlagen?

Steffen. O Lisgen! wie unglücklich hat mich das Schicksal gemacht, das mich so arm gebohren werden ließ! — Aber tröste dich, gutes Lisgen! noch hab ich nicht alle Hofnung verlohren; meine Umstände können sich bessern. Und — — würde ich als Mann nichts gesparrt haben, dir Unterhalt zu schaffen, sollte der Liebhaber weniger thun, um dein Gatte werden zu können? — Ja Liebe! ich schmeichle mir ganz mit der süssen Hofnung, dich einst Gattin nennen zu dürfen. Aber — erhalte mir dein Herz; erinnere dich, daß du es mir gegeben; wenn dir dein Vater Anträge machte — ach Lisgen! — das ist das Entsetzlichste, was ich fürchte — ich würde den unseligen Augenblick nicht überleben. — — —

Lisgen. Glaubst du denn, Steffen, daß ich je für einen andern leben könnte? — Nein, Lieber! Ich werde entweder die Deinige, oder ich will nie eines andern seyn.

Unter diesen Reden befanden sie sich noch auf der Landstrasse; die Nacht brach immer näher ein, und nöthigte sie, nach Haus zu eilen.

Es war stockfinster. Steffen that einen Fehltritt und fiel; er richtete sich auf, und fühlte, daß ihm etwas müsse im Weg gelegen seyn, und tappte mit den Händen um sich, um das zu finden, worüber er gefallen war. Er fand es; es war ein zimlich schwerer Sack; er hob ihn auf; die Begierde zu sehen, was wohl darinn seyn möchte, ließ ihn nicht ruhen; er gieng mit Lisgen auf das nächste Feld, wo noch einige Wurzen und Gesträuche brannten, womit der Bauer auf seinen Gründen Feuer zu machen pflegt. Bey dem Scheine, den diese von sich gaben, öfnete er den Sack, und — fand ihn voll Gold. Ha! was seh ich! rief Lisgen auf; Steffen! itzt bist du auf einmal reich geworden.

**Steffen.** Wie! Ist es wirklich so? Ich soll mein Lisgen haben? — Soll der Himmel selbst unsre Liebe begünstigen, und uns dieses Gold geschickt haben, um deinen Vater zufrieden zu stellen, und uns beyde glücklich zu machen! — —

Dieser Gedanke goß Freude in ihre Seelen, staunend sahen sie immer diesen glücklichen Fund an; ihr Auge war voll Begierde und Wohlgefallen darauf geheftet, und sie wandten es nur manchmal ab, um sich selbst mit mehr Zärtlichkeit anzusehen. — Nun Lisgen! sagte Steffen,

darf

darf ich wohl nicht mehr fürchten, daß dich dein Vater mir verweigern wird; ich kann ihm mehr zeigen als er verlangte. Lisgen antwortete nichts; aber feuriger, beredter sprach ihr Auge; sie nahm seine Hand in die ihrige, und drückte sie. Steffen zweifelte gar nicht mehr an seinem nahen Glücke; er war ganz von diesem Gedanken eingenommen; hingerissen von der Heftigkeit seiner Empfindungen schloß er Lisgen in seine Arme. O Liebes Mädchen! rief er aus, wie unschätzbar wird mir dieses Glück, weil du es mit mir theilen wirst! —

Steffen band itzt den Sack wieder zu, und machte sich auf den Weg, um gerade zu Lisgens alten Vater zu gehen. Sie waren nicht mehr ferne von seinem Hause, als Steffen auf einmal still hielt. — Hör Lisgen! fieng er an, wir bauen alle Hofnung unsers Glückes auf dieses Gold; aber ist es auch unser? — — Ganz gewiß gehört es einem Reisenden; die Messe von N. endiget sich, sehr wahrscheinlich hat also ein Kaufmann im Nachhausreisen diesen Sack hier verlohren. Ach vielleicht ist er eben in dem Augenblicke, da wir uns ganz der Freude überlassen, der schrecklichsten Verzweiflung nahe — vielleicht hat er mit diesem Sack seine Ehre, sein ganzes Glück — das Glück seiner Familie verlohren. O der

Un-

Unglückliche! wie wird er jammern! könnten wir ruhige Eigenthümmer dieses Goldes seyn! — — Lisgen erschrack; sie zitterte; alle Freude war auf einmal aus ihrem Herzen gewichen. Ach! der Gedanke ist entsetzlich, sagte sie.

Steffen. Der Zufall führte uns darauf; ich fand es unschuldiger Weise; aber wir können es nie behalten, ohne uns eines Diebstahls schuldig zu machen.

Lisgen. Still! ich bitte dich. Du machst mich schaudern.

Steffen. Wir wollten es itzt deinem Vater bringen; er würde uns glücklich gemacht haben; aber könnten wir uns je glücklich nennen bey dem Bewußtseyn, daß unser Glück das Unglück unsers Nächsten ist? — Weißt du was wir am klügsten thun? — Ich gehe heute noch zum Pfarrer; er hat mir schon recht viele Güte erwiesen; hat mich zu dem ehrlichen Pächter in Dienste gebracht, wo ich itzt bin; ich darf also nichts thun, ohne ihn vorher um Rath zu fragen.

Steffen traf den Pfarrer noch wach an, obwohl es schon sehr spät war, und es freute ihn ungemein, noch vor Tag sich seiner Sorge entledi-

ledigen, und die Pflicht eines ehrlichen Mannes erfüllen zu können. Er übergab ihm sogleich den gefundenen Sack, und gestund ihm aufrichtig, daß er ihn Anfangs für ein Geschenke des Himmels angesehen habe; eben so treuherzig sprach er auch von seiner Liebe zu Lisgen, und dem Hindernisse, das seine Armuth ihrer Vereinigung in Weg legte. Der würdige Mann hörte ihm mit vieler Güte zu; betrachtete bald Steffen, bald Lisgen, und ihr Edelmuth hatte ihn bis zu Thränen gerührt. Er sah die Stärke ihrer Liebe, und bewunderte ihre Tugend, die über die Leidenschaft ihrer Herzen siegte. Brav, meine Kinder! brach er endlich aus, Hofnungsvoll keimt der Saame des Guten in euren Herzen, und verspricht euch einst die herrlichsten Früchte. Behalte immer diese Denkart, lieber Steffen! der Himmel wird dich dafür segnen. Du hast edlen Sinn, und Grösse der Seele erhebt dich zum König, wenn du gleich ein armer Hirtenjunge bist. Freue dich der schönen That. Wir werden den Herrn wieder finden, der diesen Sack verlohren hat; er wird deine Rechtschaffenheit belohnen, und was nicht hinreicht, will ich dir durch einen Beytrag von dem wenigen, was ich mir ersparre, ersetzen; denn sollst du Lisgen haben; ich nehm es auf mich, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten; ihr verdienet einander zu besitzen, und

glück=

glücklich zu seyn. Sollte aber dieser Fund, den du bey mir hinterlegst, nicht mehr abgefodert werden, so ist es ein Gut, das den Armen zufällt; unter diesen bist du der würdigste, und hast die gerechtesten Ansprüche darauf. Ich bin gewiß, daß ich dem Winke der gütigen Vorsicht folge, wenn ich es dir gebe, denn sie scheint es dir allein zugedacht zu haben.

Froh, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, und voll der süssen Hofnungen, die ihnen der gute Pfarrer machte, kehrten die beyden Liebenden nach Haus. Er ließ sogleich den andern Tag den verlohrnen Sack in seiner Pfarre verkünden; in der Stadt, wo Messe gehalten ward, öffentlich anschlagen, in die Zeitungen setzen, und in allen benachbarten Dörfern ausrufen. Viele geldgierige und eigennützige Leute meldeten sich, und gaben sich als Eigenthümer an; aber niemand war im Stande, weder die enthaltene Summe, noch die Münzsorten, selbst nicht den Sack zu beschreiben, worinn das Gold war.

Unterdessen erinnerte sich aber der edle Pfarrer getreu seines Wortes, das er Steffen gegeben hatte, sein Glück zu befördern. Er verschafte ihm eine kleine Meierei, versah sie mit Vieh und dem nöthigen Geräthe, und nach zwei Mo-

nathen

nathen hatte Steffen schon Hochzeit. Das junge Paar sah sich nun am Ziele aller Wünsche, und dankte unaufhörlich dem Himmel und dem braven Manne für das Glück, das es in seiner ganzen Fülle genoß. Steffen war sehr arbeitsam, und Lisgen eben so häuslich und geschickt in der Wirthschaft; sie hielten genau mit dem Pachtschillinge zu, und lebten mässig von dem wenigen Uiberreste, und befanden sich glücklich dabey.

Zwey Jahre verstrichen, und noch fand sich der Eigenthümer dieses verlohrnen Goldes nicht vor. Der Pfarrer, gedrungen von dem Wunsche, ganz das Glück dieser Tugendhaften zu machen, glaubte seiner Pflicht genug gethan zu haben, und nicht mehr länger warten zu dürfen; er händigte also dieses Geld dem glücklichen Paare ein, das er vereinigt hatte. Genießet, meine Kinder! sagte er zu ihnen, die Wohlthat der Vorsehung, und machet euch nicht durch Mißbrauch des Glückes unwürdig, das sie euch schenkte. Die Summe dieses Schatzes beträgt gerade zwölftausend Thaler; ihr könnt davon freyen Gebrauch machen. Wenn euch einst ein Zufall den Eigenthümmer entdecken sollte, seyd ihr in eurem Gewissen verbunden, ihm alles zurückzugeben; von dieser Pflicht kann euch keine Zeit lossprechen. Macht also davon einen solchen Gebrauch, der nur die

Na=

Natur dieses Geldes verändert, aber seinen Werth nicht vermindert. — Steffen war sogleich bedacht, diesem edlen Rathe zu folgen. Er nahm sich vor, die Meierei eigenthümlich an sich zu bringen, und sie stund gerade zu der Zeit feil. Sie wurde zwar etwas höher angeschlagen, als sich Steffens Vermögen belief; aber baar Geld ließ ihn hoffen, sie leicht um diesen Preis zu erkaufen. Er sah dieses Geld immer als ein hinterlegtes Gut an, das er so am sichersten anlegen zu können glaubte; und worüber sich einst der Eigenthümer, wenn er sich vorfinden sollte, nicht würde zu beklagen haben.

Der Pfarrer fand diesen Vorsatz alles Beyfalls werth; er wurde auch bald ins Werk gesetzt. Steffen, der itzt von dem Gütchen Eigenthümer ward, erhöhte durch Fleiß und Aufwand den Werth desselben. Seine Felder, die er besser unterhielt, emsiger pflegte, wurden viel fruchtbarer. Er lebte in dem erwünschlichsten Wohlstande, den seinem Lisgen zu verschaffen der einzig stolze Wunsch seines Herzens war. Zwey Kinder segneten in der Folge der Jahre diese glückliche Ehe, und beyde freuten sich, in den zärtlichen Pfändern ihrer Liebe sich wieder aufleben zu sehen. Wenn Steffen vom Felde zurückkam, gieng ihm seine Gattin mit ihren Kindern

ent=

entgegen; er umarmte denn eines nach dem andern; er drückte sie an sein Herz, und ließ sie nur wieder los, um die liebende Gattin in seine Arme zu schließen. Unterdessen drängten sich die beyden Kleinen wieder an ihn; einer versuchte es, an des Vaters Seite hinaufzuklettern, um den Schweiß von seiner Stirne zu trocknen; der andere wollte ihm die Bürde tragen helfen, die seinen Rücken lastete. — Sanft lächelte denn der Vater Beyfall ihren schwachen Versuchen, und zärtliche Küsse lohnten die Liebe ihrer Herzen. Eine Thräne freudigen Dankes trat in sein Auge; er blickte zum Himmel, und dankte Gott, daß er ihm eine zärtliche Gattin, und Kinder gab, die ihm an Herzensgüte gleichen.

Einige Jahre darauf starb der würdige Pfarrer; Steffen und Lisgen weinten auf seinem Grabe Thränen der Trauer ihres Herzens und schickten ihm dankbare Segenswünsche nach; ihre edle Seelen erinnerten sich mit all der nur ihnen eignen Zärtlichkeit dessen, was der Gute für sie gethan hatte, und dieser Vorfall führte sie auf die wichtigsten Betrachtungen über sich selbst. Gutes Weib! sagte Steffen, auch wir müssen sterben; wer weiß, wie bald wir vielleicht dem guten Greise folgen werden; unsre Meierei wird das Erbe unserer Kinder seyn, und gehört uns

doch

doch selbst noch nicht. Wenn er einst zurückkäme, der darauf Anspruch hat, würde er auf immer derselben beraubt seyn, und wir — wir würden durch diese gewissenlose Verschwiegenheit fremdes Gut mit in die Grube nehmen. Gott! ich schaudere vor diesem entsetzlichen Gedanken! – Nein! laß uns auch rechtschaffen sterben, wie wir gelebt haben.

Steffen gieng gleich den andern Tag mit seinem Weibe zu Gericht; die Redlichkeit seines Herzens ließ ihn nicht länger mehr ruhen. Er gab eine vollkommene Erklärung über die Art, wie er zu dem Besitz seines Vermögens gelangte, von sich, und cedirte für sich und seine Kinder dem Eigenthümer des verlohrnen Geldes sein Gütchen. Die angesehnsten Männer des Dorfes unterzeichneten diese Urkunde — vielleicht in hundert Jahren die einzige ihrer Art. — Mit fröhlichen Herzen verließ er itzt den Gerichtshof; er fühlte sich so leicht, so wohl, wie einer, dem man eine schwere Bürde abgenommen hat, die ihn zu Boden drücken wollte. Nun laß uns guten Muthes seyn, liebes Weib! sagte er, ich habe mich einer Sorge entledigt, die mir keine ruhige Stunde mehr gelassen hätte.

Zehn Jahre verflossen, seitdem sie im Besitzstande ihres Gütchens waren, und hatten ruhig und glücklich gelebt. Keine grossen Veränderungen störten die beneidenswerthe Stille ihres Lebens; es war unschuldig und einfach; aber bey aller Einförmigkeit gab ihm doch jeder Tag neue Reitze; Genüsse der reinen Naturfreuden erwecken nicht Eckel durch Wiederhollung, und man bedarf hier nicht des Stachels der Kunst, um die stumpfen Sinnwerkzeuge zu neuer Fühlung zu reitzen. — — Eines Tages kehrte Steffen nach der schweren Arbeit zu Hause, um mit seiner Familie das Mittagmal einzunehmen, das seiner wartete. Das Rasseln einer Kutsche zog seinen Blick auf die Heerstrasse; er sah zwo Personen in einem Reisewagen, der nicht weit von ihm stürzte. Er lief eiligst hinzu, um den Unglücklichen Hilfe zu leisten; er both ihnen freundlich seine Pflugpferde an, um den Wagen leichter fortzubringen, und bath sie, bey ihm auszuruhen, denn ausser dem gehabten Schrecken hatten sie weiter keinen Schaden gelitten. Ich habe kein Glück auf dieser Strasse, fieng einer von den beyden Reisenden an; ich bin noch nie hier vorbey gefahren, daß mir nicht ein Unglück begegnet wäre. Vor etwa zwölf Jahren erlitt ich einen ansehnlichen Verlurst an baarem Gelde; ich verlohr einen Sack mit zwölftausend Thalern in

Gold,

Gold, da ich eben von der Messe zu N. kam. Wie! rief Steffen der ihm mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatte, haben Sie sich denn nicht erkundigt, wer allenfalls dieses Geld mögte gefunden haben? Es wäre doch wohl der Nachfrage werth gewesen. — Das wahr nicht möglich, mein Freund! antwortete dieser, ich mußte meine Reise nach Ostende beschleunigen, um mich dort nach Indien einzuschiffen; die Zeit der Fahrt war nahe; das Schif lag seegelfertig, und man würde meiner nicht gewartet haben; ich konnte also keine Nachforschungen anfangen, die mir gewiß nichts genützt würden haben. Ich hätte dadurch meine Reise verzögert, und meine Besorglichkeit um diesen Verlurst hätte mir als Kaufmann gewiß einen grössern Schaden zugezogen, als das Verlohrne betragen hätte, denn man würde kein zu günstiges Urtheil von meinem Vermögensstande gefällt haben.

Vielleicht würde Steffen selbst nicht haben bestimmen können, welche Freude grösser war; jene, als er den Sack mit Gold fand, oder diese nun, da er aus der Rede dieses Kaufmanns schloß, daß er der Eigenthümer davon seyn müsse. Er drängte sich immer mehr an den Fremden; bath ihn von neuen, sein Anerbiethen anzunehmen, indem sein Haus das nächste in der Gegend und das

be-

bequemlichste wäre. Endlich gaben beyde seinem Zudringen nach; Steffen gieng voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Lisgen kam ihm ihrer Gewohnheit nach entgegen, und traulich hieß sie die Gäste willkommen, die ihr Steffen mitbrachte. Geschwind, liebes Weibchen, sagte er, richte ein gutes Mal zu für diese Herrn; das Weitere will ich dir schon sagen. Unterdessen sie die Malzeit erwarteten, bediente er sie mit Erfrischungen, und leitete das Gespräch wieder auf den Verlurst, über den sich einer der Reisenden beklagte. Steffen zweifelte nun gar nicht mehr, daß es nicht der seyn müsse, dem er die Erstattung seines Vermögens schuldig wäre. Er schlich sich aus dem Hause, und eilte zu dem Beamten, sagte ihm kurz den ganzen Vorfall, und bath ihn unter seinen Gästen der dritte zu seyn. Dieser wurde durch die Freude des ehrlichen Steffens in die größte Verwunderung gesetzt; er staunte den wackern Bauer mit unverwandtem Auge an, der sich so über eine Entdeckung freute, die ihn zum Bettler machen mußte.

Man gieng zu Tische; die Fremden konnten sich nicht genug über Steffens gute Bewirthung verwundern, und wünschten nichts so sehr, als dem guten Manne ihre Erkenntlichkeit auf eine Art bezeugen zu können, die ihn eben so vergnügen

möchte, als sie seine Gastfreiheit vergnügte. Sie bewunderten die Ordnung und den Wohlstand seiner kleinen Haushaltung; aber über alles sein gutes Herz, Lisgens Freundlichkeit, ihre freie, heitere Miene, ihre Offenheit, und ihr Bestreben ihren Gästen nichts abgehen zu lassen, was sie zu ihrem Vergnügen dienlich hielt.

Nachdem das Mittagmahl eingenommen war, zeigte Steffen den Fremden sein Haus, führte sie allenthalben herum, in seinen Garten, seine Schäferei, und selbst in die Ställe, wo sein Vieh stund. Denn gieng er mit ihnen auf einen kleinen Gang des Hauses, von wo aus man seine Aecker übersehen konnte; er wieß ihnen ihren ganzen Umfang, und sagte ihnen den jährlichen Ertrag davon. Man lobte seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß, und erschöpfte sich in treuen, herzlichen Wünschen. Sie haben nun alles gesehen, meine Herrn, sagte itzt Steffen, und freut mich, daß es ihnen wohlgefallen hat. Aber alles das, sagte er zu dem einen der Fremden, was Sie itzt sahen, gehört Ihnen, mein Herr! Staunen Sie nicht so; ich will Ihnen das Räthsel bald aufklären. Das Gold, das Sie vor etwelch Jahren verlohren haben, ist in meine Hände gerathen; ich sah, daß es niemand zurückforderte; ich verwandelte es daher in diese Meierei in der Absicht,

sie einst dem zuzustellen, der gegründete Ansprüche darauf machen würde. Sie gehört also Ihnen; wenn ich eher gestorben wäre, bevor ich Sie aufgefunden hätte, so war auch für diesen Fall gesorgt. Bey Gericht liegt eine Erklärung, die ich von mir gab, um ihr Eigenthum, und ihre Rechte auf selbes für immer zu sichern.

Der Beamte übergab sogleich dem Kaufmann die Urkunde. Alles war ihm noch so fremd, so unverständlich, wie wenn er in einer Feenwelt wäre; er las, und staunte. Er glaubte unter bessern Wesen als Menschen sind zu seyn; er starrte bald Steffen, bald Lisgen und ihre Kinder mit einem Auge an, das über die Neuheit dieses Anblickes von seinem Staunen nicht mehr zurückkommen konnte. Wo bin ich? rief er endlich aus; was hab ich gehört? — Welche That! welche Tugend! wie edel! eine solche Handlung von diesen Leuten? Aber — ihr habt doch noch ein anders Gütchen, als diese Meierei da?

**Steffen.** Nein, mein Herr! aber wenn ihr sie nicht zu verkaufen willens seyd, so müßt ihr einen Pächter haben, und da glaube ich, daß ihr mir vor einem andern den Vorzug geben werdet.

Der Fremde. Nein, edler Mann! mein Pächter sollst du nicht seyn. Deine Rechtschaffenheit ist bessern Lohnes werth. Es sind schon zwölf Jahre, daß ich dieses Geld verlohr, das du fandest. Gott hat seit dieser Zeit meinen Handel gesegnet, ich war immer glücklich; meine Geschäfte breiteten sich immer mehr aus; ich habe daher diesen Verlurst bald verschmerzt. Ich würde nun um diese Kleinigkeit nicht reicher seyn, wenn du mir auch alles zurückgiebst; und du bist dieses mässigen Glückes würdig. Die Vorsicht selbst hat dir ein Geschenke damit gemacht, und ich würde sie beleidigen, wenn ich dir wieder nehmen wollte, was sie dir gab. Behalte immer dieses Geschenke des Himmels, es gehört dir, und wenn es zur Giltigkeit deines Besitzzustandes gehört, hier erkläre ich dich vor Zeugen als unbeschränkten Eigenthümer; es soll auf immer euch und euren Kindern gehören; ich werde es nie mehr zurückfodern. Edler Mann! wer würde so gehandelt haben, wie du?

Und nun zerriß der Fremde die gerichtliche Akte, die er in Händen hatte, und fuhr fort: Eine so schöne Handlung muß nicht vergessen werden; es wird zwar keine neue Urkunde nöthig seyn, um meine Cession, und dein und deiner Kinder Eigenthums Recht auf dieses Gut für die

Zu=

Zukunft zu sichern; aber ich werde doch meine Erklärung schriftlich hinterlassen, um das Andenken deiner edlen Denkart, deiner Rechtschaffenheit zu verewigen.

Die guten Leute waren vor Freude ausser sich; sie fielen dem Fremden zu Füssen; er hob sie auf, und umarmte sie, und auf der Stelle wurde die Schankungsurkunde ausgefertigt. Der Beamte, ein würdiger Mann, der durch ein gefühlvolles Herz seinem Berufe Ehre machte, küßte Steffen und sein Weib, und umarmte den edeldenkenden Kaufmann. Das ist das erstemal in meinem Leben, rief er aus, daß ich mich von ganzer Seele freue, diese Stelle zu vertretten, denn nie hat meine Hand einen schöneren Dienst geleistet als diesmal; nie war mir mein Amt angenehmer, als es mir heut ist. — Steffen quollen die Thränen aus den Augen — Thränen des Gefühles und der Freude. O meine Kinder! rief er auf, hier! hier seht ihr euren Wohlthäter! — O mein Weib! wie glücklich macht uns dieser großmüthige Mann! Dieses Gut gehört nun unser; wir können es unser Lebenlang geniessen, ohne Unruhe, ohne Vorwurf unsers Herzens. Doppelt werth wird mir itzt mein Leben; ich fühle mich muthiger und stärker zur Arbeit. — Aber, lieber Herr! Sie waren so

großmüthig, mein Glück zu machen; erhöhen Sie den Werth ihrer edlen That auch noch durch die Freude, die Sie mir machen, wenn Sie diesen Tag bey mir bleiben. Er ist der festlichste Tag meines Lebens; ich möchte ihn auch gern würdig feiern.

**Der Fremde.** Recht gern, gute Leute! — Ich glaubte an diesem Orte so unglücklich zu seyn, und gerade das, was ich für Unglück hielt, macht mir itzt unaussprechliche Freude. Ja, braver Mann! wir alle, ich und mein Begleiter, und der Herr Beamte wollen heute bey dir seyn, und uns dieses glücklichen Tages freuen.

Lange genoß noch Steffen das Glück, das ihm seine Rechtschaffenheit erwarb, und der Seegen des Himmels thauete auf den Gerechten herab. Er füllte seine Scheunen mit dem Reichthum seines Fleißes, und freute sich im Alter der Früchte der thätigen Jugend. Steffen ward allgemein geliebt, allgemein geachtet. Sein Beyspiel wirkte auf manches gute Herz, und reitzte zu ähnlichen Handlungen. Ehrlichkeit war itzt besonders das Augenmerk der Einwohner von Steffens Dorfe, und es wurde zum gemeinen Sprichwort unter ihnen: **Sey ehrlich wie Steffen!**

Einige Jahre hindurch besuchte der Kaufmann den rechtschaffnen Bauer, so oft er auf die Messe nach N. kam, und jedesmal erneuerte sich die Freude in seinem Herzen über den glücklichen Verlurst, den er in dieser Gegend zum Besten eines guten Menschen erlitten hatte. Allein eine Reise, die er wieder nach Indien antratt, raubte dem ehrlichen Steffen auf immer die Freude, seinen Wohlthäter zu sehen; denn der Kaufmann kam diesmal nicht mehr zurück. Steffen war lange untröstlich über diesen Verlurst, und nie sprach er von ihm, daß ihm nicht Thränen in die Augen traten. Seine Kinder waren ihm vollkommen gleich, und erfreuten das Alter des grauen Vaters. Man konnte von ihm sagen, er starb nicht, denn er hinterließ sich ganz in seinen Kindern, und dies ist wahre Unsterblichkeit.

Wen sollte es nicht freuen, rechtschaffen zu seyn, da die Tugend so reichlich lohnt? — Sie lohnt nicht nur durch das Bewußtseyn, des Guten, sondern sie giebt auch wirklichen Lohn; man zieht Nutzen aus ihr. Sie giebt dem Herzen Ruhe; sie flößt Muth ein, und erhöhet die Freuden des Lebens. Sie erhebet den Geist über kindische Furcht und eitle Besorgnisse, stärket unsre Hände zur Arbeit, und befördert unsre

eit=

zeitliche Wohlfart. Nur ein Mann wie Steffen konnte mit diesem Funde glücklich seyn; ein anderer, der es heimtückisch und gewissenlos verborgen hätte, würde achtlos und leichtsinnig dieses Geld bald verschwendet haben, und unglücklicher geworden seyn, als er zuvor gewesen wäre. Um glücklich zu seyn, muß man sich durch Rechtschaffenheit und Güte des Herzens zu seinem Glücke vorbereiten, und dessen würdig machen; der Böse wird selbst im Schoose des Uiberflusses nicht glücklich seyn. — Dies wollt ich nur noch meinen Lesern sagen, um ihnen zu zeigen, daß die Tugend durch ihre Folgen wirklich glücklich macht. Besinnet euch daher nicht, gut zu handeln; das Opfer, das ihr manchmalen der Tugend bringen müßt, mag euch nur in dem ersten Augenblick groß und schmerzlich scheinen, aber die Folgen davon verbreiten Glück auf euer ganzes Leben. Ich will euch dessen zum Beweiß noch eine Annekdote hersetzen, die euch ganz überführen soll, daß gut und rechtschaffen handeln uns mit einer Folgen-Reihe von Wohlthaten lohnt, denn das Gute steht mit dem Guten in so genauer Verbindung, das Böse mit dem Bösen, daß eines ohne dem andern nie bestehen kann; ich will sagen: Ich kann nichts Gutes thun, ohne mir nicht selbst dabey zu nützen; mein Herz veredelt sich durch jede schöne Handlung;

lung; ich erlange immer mehr Fertigkeit im Guten, werde immer besser, und dadurch schon glücklicher; und denn glaube ich in der Biographie jedes Edlen die Wahrheit bewährt zu finden, daß der Lohn nie ausbleibt; Es können Jahre vergehen, wir den Tag und die Stunde vergeßen haben, da wir Gutes thaten, und die Vorsicht läßt uns erst itzt durch ein glückliches Ereigniß die Folgen davon genießen. Eben so kann der Mensch auch nichts Böses thun, ohne sich nicht zugleich einen fürchterlichen Abgrund der schrecklichsten Uibel zu öfnen. Die kurze Zeit, da er die Früchte einer niederträchtigen Handlung genießt, ist in seinem Leben nur ein Augenblick; hätte das Laster sein Auge nicht verkürzt, daß er hinüber sehen könnte über diesen flüchtigen Zeitpunkt, wie würde er zurückschaudern vor seiner That, und erschrecken über die traurige Zukunft quaalvoller Tage, die die unmittelbare Folgen seines Verbrechens sind.

# Peter Farmer

eine

Annekdote zum Beweise des Satzes:

Nichts bleibt unvergolten.

In B. einer kleinen Hofmarkt lebte Peter Farmer; er war schon ein Mann bey Jahren, hatte sieben Kinder, und seine häuslichen Umstände wurden von Tag zu Tag schlimmer. Doch war er ein ordentlicher häuslicher Mann, lebte genau, uud arbeitete jedem zum Muster. Die Güte seines Herzens und die Undankbarkeit einiger Menschen, denen er in der Noth treulich half, brachten ihn seinem Verfall nahe. Dienstfertigkeit war von Jugend auf ein Hauptzug seines Charakters; schon als Knabe freute es ihn, wenn er irgend einem seiner Gespielen einen angenehmen Dienst leisten konnte, seine Bereitwilligkeit erwartete keine Bitte, er kam gerne jedem zuvor, dem er behilflich seyn konnte. Allein das Herz des Guten wird nur zu oft mißbraucht; er wird nicht geschont, und alles eilt hinzu, sich

an

an ihm zu sättigen. So giengs auch Petern. Sein Fleiß und seine Sparsamkeit hatten ihn immer in Stand gesetzt, Dürftigen zu helfen, und Sinkende zu unterstützen. Einem lieh er Saamen, dem andern Geld, um Vieh zu kaufen, oder sich Geräthschaften beyzuschaffen; aber itzt war er selbst erschöpft, und keiner der Undankbaren dachte auf Erstattung. Peter war in der traurigsten Lage, denn die Vergantung war schon das nächste, was er vor sich sah. Der Besitzer der Hofmark war Offizier, und sein Beruf hielt ihn immer von seinen Unterthanen entfernt. Er war gut, und wünschte nichts mehr als das Wohl seiner Leute. Er glaubte es am besten zu machen, wenn er seine Unterthanen der Sorge seines Verwalters empfahl, von dessen Treue und Ehrlichkeit er freulich überzeugende Proben hatte; aber er wußte nicht, daß sein Herz ohne Gefühl war, und seine Handlungen alle mechanisch dahin nur zielten, das Beste des herrschaftlichen Aerariums zu befördern. Er war genau in seinem Dienste; man konnte ihm nichts vorwerfen; aber auch nicht sagen, daß er je was Gutes gethan hätte.

Peter konnte dies Jahr schon seine Abgaben nicht mehr entrichten; er glaubte von dem Verwalter Aufschub erbitten zu können; aber vergebens

bens flossen seine Thränen; vergebens rang er die Hände. Ein Paar Gläubiger, denen Peters Umstände zu bedenklich schienen, um ihm länger zuwarten zu wollen, verdarben vollends alles. Peter wurde auf die Gant geschrieben. Eine entsetzliche Lage! — Der ehrliche Mann, den nicht Verschwendung, nicht Nachläßigkeit in Verfall gebracht hat; — der, der arbeitete, sparsam lebte, und immer nur bedacht war, treu seine Abgaben zu entrichten, der verliert durch Unglüksfälle und Treulosigkeit der Menschen die Früchte seines Schweisses; mit thränendem Blicke sieht er seine Hütte an, die er nicht mehr sein nennen darf. Er ist ein Bettler, verachtet und verworfen, und seine Kinder sind allen Gefahren preis, denen die Armuth in Staub getrettene Menschen aussetzt.

In diese Gedanken versenkt irrte Peter einige Stunden herum; schon war er im Gebiete einer andern Herrschaft; in einer kleinen Ferne lag das Schloß des Grafen *** vor ihm, der ihm in Begleitung eines Offiziers begegnete! Peter war ganz entkräftet; er vermochte nicht mehr weiter zu gehen, und lehnte sich an den Rumpf einer Eiche, und weinte. Beyde sahen ihn, giengen auf ihn zu, nud der Graf redete ihn zu erst an; Wer seyd ihr? Was fehlt euch?

Peter. Ach! ein armer Mann.

Graf. Gehört ihr in meine Herrschaft?

Peter. Nein, Ihro Gnaden! Ich gehöre nach * * *; Schmerz und Gram trieben mich in der Irre herum, und so kam ich hieher, daß ich selbst nicht wußte, wie. Ich bin so matt, daß ich kaum mehr zu stehen vermag; vergönnen mir Ihro Gnaden nur einige Minuten auszuruhen.

Graf. Das sollt ihr von Herzen gern, lieber Alter! Aber sagt mir, was ist euch denn wiederfahren?

Peter. Lieber Gott! Sie wollen mich verganten. Denken Ihro Gnaden zwanzig Jahre hab ich itzt am Pfluge geschwitzt; mich Tag und Nacht gesorgt, meiner Herrschaft die Abgaben entrichten zu können, und nun — nach zwanzig mühseeligen Jahren bin ich mit Weib und sieben Kindern — ein Bettler. Die Kräfte meiner Jugend sind hin, und im Alter muß ich nun elend darben. —

Graf. Das ist hart. Aber ihr hättet doch vorsehen sollen.

Peter. Ich habe gesorgt; aber das Glück verfolgte mich. Einige Mißjahre, und Unglück mit dem Vieh setzten mich zurück; ich habe viele Schulden herein, aber niemand bezahlt mich; ich half jedem, so lang ich helfen konnte, und mir hilft itzt niemand.

Graf. Tröstet euch, guter Mann! vielleicht ist euch noch zu helfen. Wendet euch an euren Hofmarksherrn.

Peter. Der ist nicht hier; und der Verwalter hält unerbittlich strenge auf den geringsten Nutzen, der seinem Herrn entgehen könnte.

Der Offizier sah lange Petern an; er war gerührt von seinem Schicksale, und wurde immer nachdenkender, da er einige bekannte Züge in seinem Gesichte zu finden glaubte. Er fragte ihn endlich um seinen Namen; er sah ihn nun noch aufmerksamer an, und fragte ihn hastig wieder: Habt ihr nicht einst bey * * * gedient?

Peter. Ja; aber es ist schon sehr lange; es muß schon achtzehn bis zwanzig Jahre seyn.

Offizier. Bey welcher Kompagnie?

Peter.

Peter. Ja — — ob ich mich itzt gleich entsinne — ach! mein Kopf ist so voll. — — —

Offizier. Ich glaub dirs, guter Alter! — bey Berich —

Peter. Ja gnädiger Herr! — Berich war mein Hauptmann.

Offizier. Und ich Lieutnant — kennst du mich nicht mehr?

Peter. Um Gotteswillen! wärs möglich — — Sie Graf Edenfeld?

Ja, lieber, wackerer Farmer, der bin ich, rief itzt Edenfeld entzückt aus, und fiel ihm um den Hals. Ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß er mich dich wieder finden ließ — und gerade itzt zum besten Glücke. Unter allen deinen Schuldnern bin ich gewiß der einzige, dem du am längsten borgen mußtest; aber verzeih mir — oder verzeih es vielmehr der Saumseligkeit des Schicksals, das mich nicht eher im Stand setzte, meine Schuld abtragen zu können.

Der Graf, den Edenfeld begleitet hatte, war voll Erstaunen; er wußte sich von allen nichts

zu

zu erklären. Wie, sagte er, Sie kennen diesen Alten? Haben ihm Verbindlichkeit? Ich bitte Sie, lösen Sie mir das Räthsel.

Edenfeld. Sehr gerne; und ich weiß, ihr Herz wird freudigen Antheil daran nehmen: aber lassen Sie uns mit dem guten Manne auf das Schloß zurückkehren, und ihm erst einige Erquikung reichen; er ist matt, und bedarf der Ruhe.

Der Graf war es zufrieden; sie giengen auf das Schloß zu; man reichte Petern einsweilen Stärkungsmittel, und auf den Abend versprach der Graf, ihn mit seinen Pferden nach Haus führen zu lassen. Unterdessen fieng Edenfeld zu erzählen an, wie er mit Petern bekannt geworden, und wodurch er ihm verpflichtet wurde.

Sie wissen, Graf! wie unglücklich mich der Haß meines Onkels gegen meinen Vater machte. Zween Brüder waren sich geschworne Feinde; mein Vater starb, und trug den Haß mit in die Grube; er hinterließ uns nichts als leere Titel, und die unversöhnliche Feindschaft seines Bruders, der in mir mit aller Bitterkeit des Herzens den Vater haßte. Meine Mutter erhielt zwar eine Pension; aber sie war nicht hinreichend zu unsrer Erhaltung, noch viel weniger mich stan-

des-

des gemäß erziehen zu lassen. Sie entschloß sich zu einer ihrer Verwandten auf das Land zu ziehen, wohin ich ihr folgte. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, als auch diese starb. Man brachte mich zu einem Regimente, wo ich als Cadet anstund, und die Freundin meiner Mutter verschafte mir eine geringe Zulage. Aber — Gott! wie armselig war dies Leben! — Ich beneidete oft so manchen Bauernjunge um sein Loos; er dient einige Zeit, ist nicht besser zu leben gewohnt, als er itzt lebt, und wenn seine Dienstzeit verstrichen ist, kehrt er wieder zu Hause, und kann sich seiner künftigen Tage im Schoose einer glücklichen Familie freuen. Ich — ich habe nichts zu hoffen. Dieser Gedanke raubte mir oft die Lust zu leben; ich würde die Schwere meines Unglücks minder drückend gefühlt haben, wenn ich es nicht in seinem ganzen Umfange hätte übersehen können. Ich wünschte mir oft die rohe Unwissenheit so manches Burschen, der erst zum Regimente kam.

Rücksicht auf meinen Stand, meinen Diensteifer und mein untadelhaftes Betragen machte, daß ich bald zum Lieutnant avancirte. Ich hatte mir die Liebe und Achtung all meiner Obern erworben, und konnte versichert seyn, daß ich auf diesem Posten nicht lange stehen bleiben würde: allein

allein meine Umstände wurden dadurch um nichts besser; im Gegentheil setzte mich der neue Aufwand in noch größere Verlegenheit. Itzt mußte ich Schulden machen, wovon ich bisher immer frey blieb. — Peter kam itzt zu meinem Regimente, und unter meine Kompagnie. Seine gute, ehrliche Miene, etwas sanftes gefälliges, das ihn vor allen andern Burschen auszeichnete, nahm mich für ihn ein; ich bedurfte eines Furierschützen, und nahm Petern. Mein Auge hatte mich nicht betrogen. Ich fand zwischen ihm und seinen Kameraden einen solchen Abstand, daß ich kaum glauben konnte, daß er ein Bauerssohn wäre. Wie vielmal verwünschte ich nicht die Ungleichheit unsers Standes, die mir nicht erlaubte, ihn als meinen Freund zu umarmen. Ich mußte meine Lage vor ihm verbergen; ich that es auf alle Art, aber doch konnte ich's nicht so ganz, daß er nicht manchmal die geheime Quelle meines Unmuths errieth. Seine Theilnahme an meinem Schicksale rührte mich oft bis zu Thränen. Er war aufgeweckt und munter, wenn ich es war; und schüchtern und traurig stund er an einer Ecke des Zimmers, wenn er an meiner Stirne die Furchen des Grams erblickte. So lang ich ihn kannte, sah ich ihn niemal ungeduldig im Dienste; auch wenn ich zu Zeiten etwas mürrisch war, konnt' ich an seiner Miene nicht be-

mer-

merken, daß er verdrüßlich wurde; nur trauriger schien er denn zu seyn. Ich fragte ihn einst: Peter, was fehlt euch? Habt ihr eine Beschwerde? — Ach nein! antwortete er, ich wär ganz zufrieden, wenn ich Sie nicht so oft traurig sähe; ich weis nicht, was Ihnen fehlt, gnädiger Herr! aber — Gott sey mein Zeuge! ich gäb Blut und Leben, wenn ich Sie bessern Muths damit machen könnte. — —

Kaum behielt ich noch so viel Macht über mich, daß ich nicht laut weinte; aber stille Thränen der Rührung stürzten unaufhaltsam die Wange herab. Und so vergieng kein Tag, daß ich nicht neue Beweise seiner Anhänglichkeit erfuhr. Ich hatte an ihm den besten, aufmerksamsten Diener, bald einen Freund, und endlich — gar meinen Wohlthäter.

Ich dachte, das Schicksal hätte sich an mir erschöpft; aber wer ergründet die Tiefe menschlichen Elendes? — Ungleich härtere Streiche warteten meiner, als ich schon erlitt; ich gerieth in die erbärmlichste Lage. Ich wurde krank, und die tröstlichste Aussicht, die ich haben konnte, war der Tod: aber mein Unglück schien mir ihn nicht zu gönnen, und überhäufte mich mit Schmerzen. Ich war ohne Freunde, denn jene,

die ich dafür hielt, gaben mir itzt Beweis genug, wie sehr ich mich an ihnen geirrt hatte; meine ganze Baarschaft belief sich nicht über einen Gulden, und doch sollt' ich leben, sollte Arzneien bezahlen, und jene, die für meine Genesung sorgten. Den größten Theil meines Lebens verzehrten Kummer und Sorgen; aber itzt war ich zu schwach, mich noch zu kümmern; mein Herz unterlag der Schwere meines Unglücks; ich war der Verzweiflung nahe. Peter war untröstlich über meinen Zustand; er sah ihn ganz ein. Drey Tage vergiengen so, und schon war ich unschlüßig, ob ich noch den vierten erleben sollte. Es war Nachmittag, als Peter zu mir kam; er verriegelte die Thüre, trat vor das Bett, und ergrif schüchtern meine Hand. Gnädiger Herr! fieng er an, mit Thränen im Auge, überlassen Sie sich doch nicht ganz ihrem Schmerze; Gott wird alles wieder gut machen. — Ich habe einen Schritt gewagt, der Sie beleidigen könnte, wenn Sie minder von der Aufrichtigkeit und Treue meines Herzens überzeugt wären; aber so hoffe ich; daß Sie mir vergeben werden. — Nun zog er einen Sack mit Geld aus der Tasche, und stellte ihn auf den Tisch. Ich erschrack. — Kerl! was hast du gethan? — rief ich hastig auf. — Nichts, erwiederte Peter, als was ein ehrlicher Mann thun darf, und ein treuer Diener zu thun

schul=

schuldig ist. Ich schrieb meinem Vater, daß er mir in einer dringenden Verlegenheit eiligst von meinem mütterlichen Vermögen hundert Thaler schicken möchte. Da er weiß, daß ich nie einen schlechten Gebrauch vom Gelde machte, daß ich immer häuslich war, so fand mein Gesuch gar keinen Widerstand. Hier, gnädiger Herr! sind die hundert Thaler; schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, sie Ihnen bey gegenwärtiger Lage anbiethen zu dürfen; es sieht und hört uns niemand, und von meiner Verschwiegenheit, denk ich, brauch ich Ihnen nicht erst Proben zu geben. Die Zeiten ändern sich, und Sie können mirs vielleicht gerade in einem Zeitpunkte zurückzahlen, wo ich diese unbedeutende Summe für ein Geschenke des Himmels ansehe.

Alle meine Einwendungen halfen nicht; er bestund fest darauf; ich mußte seinem Bitten nachgeben. Mittlerweile genaß ich wieder, und kurze Zeit darauf erhielt ich eine Hauptmannsstelle. Nun schien es, als wenn es besser werden wollte mit mir. Anfänglich gieng es noch etwas hart; aber ich hatte Hofnung, in ein paar Jahren mich in eine vortheilhaftere Lage zu setzen. Indessen kam Peters Vater bey dem Regimente um den Abschied seines Sohnes ein. Er fieng einen Handel an, und dazu war ihm Peter unentbehrlich.

Peter bath mich selbst, ihm dazu behilflich zu seyn, weil es der Wunsch seines Vaters war. — Schwerer wurde mir noch nie die Trennung als diesmal. Ich hörte seit dieser Zeit nichts mehr von ihm. Mein Beruf foderte mich ins Feld; der Krieg endigte sich, und dieser Zeitpunkt war es auch, wo sich mein Onkel mit mir versöhnte. Er hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen, das mich nun in Stand setzt Unglücklichen zu helfen. — —

Peter wurde sogleich gerufen; beyde eilten ihm entgegen, und umarmten ihn. Herrlicher Mann! rief der Graf, und du sollst unglücklich seyn! — Du, so groß, so edel! — Nein, das sollst du dein Leben nicht mehr. Es steht bey dir, ob du mir die Freude machen willst, dich in meiner Herrschaft niederzulassen, oder zu bleiben, wo du itzt bist.

Ja, lieber Peter; rief Ebenfeld, bleibe hier bey meinem Freunde, und gön' auch du mir nun die Freude, dich glücklich zu machen. Ich konnte nie ohne Erröthen daran denken, daß ich dein Schuldner war; nun wischt ein glücklicher Augenblick die Schaamröthe von meinen Wangen; ich finde dich wieder, und gerade itzt, da ich meine Schuld am besten gegen dich abtragen kann.

Ich will so für dich sorgen, daß dir keine Sorge mehr übrig bleiben kann, als die — deine Kinder dir gleich an Rechtschaffenheit und Herzensgüte zu bilden.

So sah sich Peter auf einmal aus der Tiefe des Elendes gezogen, und über alle Furcht eines nochmaligen Rückfalls erhaben. Der Graf nahm ihn in seine Herrschaft unter den vortheilhaftesten Bedingnissen; Edenfeld kaufte ihm einen der besten Höfe, und gab ihm noch fünfhundert Gulden zur Einrichtung. Alle Jahre besuchte Edenfeld seinen treuen Peter, und freute sich seines Wohlstandes, und seiner Kinder, die hofnungsvoll heranwuchsen. Sie wurden ihm gleich an Grösse der Seele, an Güte des Herzens, und bestättigten den Enkeln des guten Peters die Wahrheit: **Das Gute bleibt nicht unbelohnt.**

# Die
# Folge des Hochmuths.

Mit vergeblicher Hofnung schmeichelte sich Amalie, die Gräfin v. B. Sie glaubte an ihrem Sohne die Stütze ihres Alters, die Freude ihres Lebens zu finden: aber der betrügerische Schleier, der ihre Augen umhüllte, zerriß, noch ehe sie starb. Sie sah das traurige Schicksal desjenigen, der bisher ein Gegenstand ihrer Verblendung war; sie ward traurig, als sie dachte, daß sie an ihrem Sohne einen Feind der menschlichen Gesellschaft hinterließ, denn nichts glich seinem Stolze, nichts seinem Hochmuth. Schrecklich ist der Tod, wenn so ein Gemälde unserm sterbenden Auge sich darstellt, denn, noch in dem letzten Augenblicke, wo alles Irrdische für den Menschen aufhört, hangt sein Herz noch an dem sanften Gefühle der Menschlichkeit, und die Bilder des edlen Vergnügens sind noch Bilder der Freude, wenn sich auch unser Auge für diese Welt auf ewig schließt.

In solchen Zufällen ist ein Vorwurf freies Gewissen der einzige Trost, der uns noch übrig bleibt, wenn wir uns sagen können: wir haben alles gethan, was in unsern Kräften war; es ist nicht unsre Schuld, daß aus der Pflanze, die wir pflegten, eine Giftpflanze ward.

Die Gräfin Amalie bemerkte früh, daß in dem Herzen ihres Sohnes die Anlage des äussersten Stolzes war; sie versäumte nichts, diese aufkeimende thörichte Leidenschaft zu ersticken, aber all ihre Bemühungen waren vergebens.

Wir kennen die Menschen, den Gang ihrer Leidenschaften wirklich noch zu wenig, um sagen zu können, daß es unmöglich wäre, daß der Mensch mit der besten Erziehung nicht manchmal zum Böfewicht werden könne. Wie viel Beyspiele haben wir nicht? — Zween Söhne von den nämlichen Eltern, mit den nämlichen Erziehern, unter den nämlichen Umständen haben verschiedene Bildungen erhalten; worinn liegt wohl dieses? — — Daß es in der Natur liege ist ausser Zweifel; aber zweifelhaft bleibt es noch immer, ob wir diese Räthsel schon entziffert haben.

Schwermüthig floß manche Stunde der Gräfin vorüber, wenn sie einen Blick auf ihren Zögling warf. Seine Glücksgüter, sein grosser Name beruhigten sie nicht über sein zukünftiges Schicksal; sie besorgte alles für ihn; denn in welche Abgründe stürzt Hochmuth und Stolz die Menschen nicht? Als einen Krieger däuchte ihr, daß er das Blut seiner Soldaten unnütz verspritzen würde; als Unterthan wird er die Gesetze zu Boden tretten; als Freund das Glück der Familien stürzen; als Liebhaber die heiligen Rechte des Geschlechts entweihen; mit einem Worte: Amalie fand keine Stelle, die seinem Charakter angemessen wäre. Könnte ich für dich nur vorsehen, sagte Amalie, daß du allein unglücklich würdest, so wär ich getröstet; es wäre die gerechte Folge deines Lasters, aber so seh ich tausend Menschen im Unglücke schmachten, und sehe deinen Fuß auf dem Nacken der Gebeugten.

Graf Franz schwieg still zu den Ermahnungen seiner Mutter; es schien, als wäre Empfänglichkeit in seiner Seele; aber der Eindruck, den ihre Lehre gemacht zu haben schien, war nur Schein, denn Franzens Charakter war fest, und aus Hochmuth antwortete Franz den sanften Worten seiner Mutter nicht. Das betrogene Ge-

fühl

fühl verschlimmerte das Uebel, das man zu heilen suchte; die empörten Sinne vereinigten sich mit der Verachtung aller Hilfsmittel. Sie sah heller; das falsche Licht des guten Zutrauens zerstreute sich; und an die Stelle dieser treulosen Beruhigung trat die Verzweiflung. Amalie erkrankte; sie wünschte sich den Tod. Doch dergleichen Wünsche sind nur Wünsche des Augenblicks, in welchen der Schmerz jedes höhere Gefühl erstickt; der Gedanke, daß uns noch höhere Pflichten an die Welt ketten, macht uns unser Daseyn verehrungswerth, wenn auch unsre Sinne durch Leiden schon stumpf sind, die Freuden dieses Daseyns nicht mehr zu fühlen.

Das Schicksal setzte in diesen Zeiten, als Amalie lebte, auf Frankreichs Thron Schönheit und Güte; ein glücklicher Hymen gab einer angebetheten Königin die heiligsten Rechte einer zärtlichgeliebten Gattin. Das Schicksal manches Tugendhaften war in ihren Händen, denn sie hatte Einfluß auf sein Glück durch ihre Verwendung. Sie konnte Gutes thun, und dem Uebel durch ihre Rathschläge vorbeugen, denn sie verband mit dem feinsten Gefühl den erhabensten Geist. So war die Königin. Diese Königin liebte die Gräfin Amalie, denn der Name Amalie war am Hofe geehrt, selbst von denen geehrt,

die ihre eigene Person nicht ehrten. Amalie wagte einen Schritt, der die Grösse ihres Charakters ganz auszeichnete, sie schrieb an die Königin.

Königin!

Das Zutrauen zu Eurer Majestät wird meine Kühnheit entschuldigen; vielmehr die Offenherzigkeit, mit der ich an Sie schreibe. Ich bin Mutter, und klage meinen eigenen Sohn vor ihrem Throne an; und klage ihn darum an, damit ihn in spätern Zeiten nicht einst die Gesetze und die Menschen anklagen mögen.

Mein Sohn ist hochmüthig und stolz, und bewirbt sich nun um die Ehrenstellen, die sein verstorbner Vater hinterließ. Sein Name, seine Kühnheit, sein Ehrgeitz und sein Verstand könnten vielleicht den König bewegen, ihm diese Stellen mitzutheilen; aber ich bitte, sie ihm abzuschlagen, und ihn zu ewiger Unthätigkeit zu verdammen. Meine Bitte ist sonderlich; allein sie ist wahr, und wird Eurer Majestät keinen Verdacht eines Eigennutzes geben. Verzweiflung begleitet mich in mein Grab, daß ich genöthigt bin, um dieses zu bitten; allein die Pflicht gegen die Menschheit fodert es. Könnte doch mein

Sohn seine eigne Fehler einsehen, da er auf der Stirne jedes Menschen die Verachtung lesen wird, die das Urtheil wider ihn ausspricht, so oft er in ihrem Zirkel erscheint. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Die Seltenheit dieses Briefs wirkte auf das Herz der Königin. Man muß doch sehen, sagte sie sich, welche die Beweggründe seyn müssen, die diese Frau zu so einem Schritte geleitet haben. Immer muß man ehevor die Beweggründe untersuchen, ehe man an grosse Tugenden glaubt. Wie grösser die Seele ist, wie behutsamer muß sie seyn, um ihre Achtung gegen Unwürdige nicht zu verschwenden. Vielleicht hasset Amalie ihren Sohn; vielleicht ist dieser ihr Haß grösser als ihr Haß gegen das Laster.

Durch diese Antwort, die die Königin an Amalien schrieb, gab sie die stärkste Beweise der Einsicht ihres Verstandes und der Güte ihres Herzens. Fehlen ist das Antheil der Menschen, sagte sie; Unpartheilichkeit ist das Bedürfniß der Fürsten, und Bescheidenheit die Pflicht der Vertrauten. Die Königin versicherte Amalien, daß sie über die bewußte Sache niemanden als den König sprechen würde, und daß sie versichert seyn sollte, daß der König seine Gunst ihrem Sohne nie-

niemals entziehen wird, wenn Franz seine Gemüthsart verbessern sollte.

Amalie starb; traurige Wünsche und tröstende Worte waren das letzte Geschenke, das sie hienieden empfieng, und jenseits hinüber brachte. Graf Franz war nun vollkommen frei; er hatte keine Fesseln mehr, die seine unbändige Gemüthsart einschränkten, und er mißbrauchte bald seine Freiheit. Sein Stolz begleitete ihn auf jede Stuffe, die er im gesellschaftlichen Leben betrat. Seine Wünsche, seine Handlungen, seine Begierden, alles zeichnete seinen Hochmuth aus. An die Keckheit sich mehr als alles in der Welt zu schätzen grenzte seine Verachtung seiner Mitbuhler auf dem Weg der Ehre. Nach seinen Begriffen besaß er Fähigkeiten zu jedem Dienste, nach seinem Eigendünkel Talente, die alle andere überwiegen. Er schätzte niemanden als sich selbst; die geringste seiner Handlungen war ihm von unendlichen Werth, und unbedeutend die größte That eines seiner Nebenmenschen. Er sah, er hörte, und fühlte nichts als sich selbst. Wenige Jahre giengen vorüber, und das ererbte Vermögen schmolz zusamen, und Graf Franz sah, daß er der Armuth bald nahe seyn würde: er dachte daher sein Schicksal zu verbessern, und entwarf sich Plane zu einer vortheilhaften Heu-

rath.

rath. Geld war seine Absicht, nicht Liebe; er wollte keine Gattin, kein liebenswürdiges Geschöpf, das Gefühl und Zärtlichkeit mit ihm theilte, er wollte nur ein unglückliches Opfer des Vorurtheils, das dem Ehrgeitz aufgeopfert mit ihrem Gelde sich Fesseln des Unglücks schmieden sollte. Er wollte ein Weib des Geldes wegen haben. Seine Beredsamkeit verblendete wirklich einen vorurtheilvollen Vater, und er war bereit seine Tochter in die Arme dieses Thoren zu werfen, allein die Nachricht kam zur Königin, und sie verhinderte es. Graf Franz wußte die Ursache; aber er besserte sein Herz nicht. Jedes grosse Genie, sagte er sich, ist solchen Unfällen ausgesetzt.

Ist es wohl möglich, daß die Liebe in einem grausamen barbarischen Herzen einen Platz sucht. Die liebenswürdige Eingezogenheit, die Begleiterin der zarten Gefühle; jene süsse Sorgen, die die Liebe fühlet, können sie sich wohl mit einem Herze verbinden, das keine Verdienste als die seinigen kennt; nein dieser Kontrast liegt nicht in der Natur; ein Mensch, der unwürdig der Liebe ist, der hat nichts als die Einbildung, daß er liebenswürdig sey. Dieser Irrthum war auch Franzens seiner; er wollte in der Liebe Zerstreuung finden. Dreiste Blicke verkündigten der

Tu-

Tugend Wünsche, die sich bald in Unbilden verwandeln würden. Verstellte Demuth nährte den Irrthum seines Unternehmens, und beleidigte Anträge wurden mit Verachtung belohnt. Wann er je bey einem Mädchen sich einer Gunstbezeugung schmeicheln konnte, so war diese Gunstbezeugung derjenigen gleich, die ein Sultan von seiner Sklavin erhält; seine Hofnung gründete sich auf Furcht; sein Triumph auf Entweihung.

Oft erwachte er aus solchen Träumen; aber alle diese Träume belehrten ihn nicht beym Erwachen. Täglich sah er, wie ihn diejenige floh, die er bereits in seinen Ketten zu haben glaubte: doch Graf Franz beschuldigte nie sein Herz, sondern immer die Gegenstände seiner Liebe, denn er zählte sie unter die grosse Classe der Närrinnen.

Endlich gelang es ihm doch einen redlichen Vater zu bethören; er erhielt die Tochter eines reichen Bürgers zum Weib, und machte nun neue Plane, seinen Hochmuth zu befriedigen. Niemand ist ein Prophet in seinem Vaterlande, sagte er, und gieng ins Ausland, wo er glaubte, daß er mehrere Gelegenheit finden würde, seine Entwürfe auszuführen. Er machte tausend Versuche; aber die meisten waren unglücklich für ihn,

denn was seine kaltblütige Ueberlegung entwarf, zernichtete seine rasche Ausführung. Der Zufall hatte ihn in Rücksicht seiner Heurath in solche Umstände gesetzt, in denen er mit mehrerer Philosophie und Genügsamkeit hätte zufrieden leben können; allein sein Stolz raubte ihm auch diese Aussicht. — Es fügte sich, daß er eines Tages in die Gesellschaft reicher Spieler kam; auch bey diesen wollte Graf Franz nicht nachgeben, und bildete sich ein, daß es Schande für ihn und Beleidigung seines Stolzes wäre, wenn das Glück ihm weichen sollte; er wollte dem ersten Spieler überlegen seyn, that ungeheure Wetten, verlohr sein Geld, und kam bald in Armuth. Nun war niemand unglücklicher als sein Weib, die, weil sie kein Geld mehr hatte, der Gegenstand seines Hasses war. Die Ketten, die sie an ihn verbanden, wurden ihm zur drückenden Last, und sein Gedanke war, sich von ihr gänzlich los zu machen. Er verließ sein Weib, und es gelang ihm, daß er in auswärtige Kriegsdienste kam. Er hatte Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und schwang sich durch seinen Muth, der von seinem Stolze unterstützt wurde, bald zu einer ansehnlichen Offiziersstelle.

Nun machte er Bekanntschaft mit einem adelichen Fräulein; sie war schön und reich, und hat-

te

te die schönsten Aussichten des Glückes vor sich. Franz entdeckte hier neue Nahrung für seinen Stolz; seine erhöhete Fantasie malte ihm mit dem reizendsten Farben eine glänzende Zukunft vor, und sein Stolz führte ihn so weit, daß er vergaß, daß er schon ein Weib hatte, die elend auf ihn harrte. Er wagte es, und warb um das Fräulein. Sie nannte sich Emilie von Schönau; ein Kind voll Sanftmuth und Liebe. Franz wußte ihr Herz durch Schmeicheleien zu gewinnen, und erhielt sie zum Weib. Die Verbindung war vorüber, und zwey volle Jahre lebte Franz im betäubenden Glücke. Zu stolz, als daß er je dachte, daß ein Zufall seine niedrige Handlung entdecken könnte, kam in seine Seele nie der Gedanke der unglücklichen Kaufmannstochter, die die heiligsten Bande an ihn ketteten. Er lebte in Tag hinein, und kannte keine andere Beschäftigung, als die sich immer höher und höher zu schwingen. Es gelang ihm auch wirklich, daß er es durch die Gunst der Grossen, die er durch die ansehnliche Heurath mit Emilien erwarb, die ansehnlichste Charge als Generalissim erhielt. Schon war das Dekret seiner Beförderung ausgefertigt, als Emiliens Bruder, ein ehrenvoller und würdiger Mann die Nachricht von seiner ersten Verheurathung erhielt. Man kann sich denken, in welcher Verfassung dieser Edle war, als er überdachte, wie man

seine

seine Familie hintergangen, seine Schwester entehrt hatte. Er kam auf Franzens Zimmer, und sagte ihm, daß er eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu sprechen hätte. Es wurde ein Spaziergang vorgeschlagen; die Unterredung war von beyden Seiten hitzig, und endete sich mit einem Zweykampfe, in welchem der unglückliche Schönau fiel.

Nun war Franz der Schänder einer Familie; der Räuber des Reichthums eines redlichen Bürgermädchens, und der Mörder des Redlichsten der Menschen: aber sein Stolz erkannte sich bey diesen allem noch nicht. Die Sache wurde ruchbar, und kam zum König. Emilie, die ihren Gatten liebte, wandte alles an, die Sache in Güte zu vermitteln; man wollte die Kaufmannstochter kommen lassen, sie versorgen, und in bessere Umstände setzen; aber der Stolz ließ nicht zu, daß Franz einen Schritt zu seinem Glücke wagte. Er läugnete alles, und glaubte selbst, der Wahrheit und Ueberzeugung trotzen zu können. Endlich als er gar kein Mittel zu seiner Rettung mehr übrig sah, wählte er das traurigste Ende seines Lebens, und wurde zum Selbstmörder.

So hörte Franz zu seyn auf, und Verachtung der Menschheit folgte ihm in die Grube.

Franzens Stolz erstickte das zärtlichste Gefühl der Kindesliebe gegen seine Mutter, die Wonne des Gatten, das Vergnügen der Freundschaft, und führte ihn stuffenweise vom ungehorsamen Kinde zum Verächter der Gesetze. Er entehrte die Menschheit, die Freundschaft, die Liebe; war ein Betrüger, ein Räuber, ein Mörder und ein Selbstmörder. — — Diese sind die Folgen des unbegrenzten Stolzes: wollte Gott, diese Geschichte wäre die letzte in unserm Jahrhunderte! —

# Alzahel,
## eine arabische Geschichte.

Mein Vater hatte ein Landhaus in der Gegend von Bagdad. Noch war ich kaum sechs Jahre alt, als eine Räuberrotte dieses Landhaus zerstörte. Meine Freunde und Verwandte wurden ermordet und meine Haabschaften geplündert. Nur die Thränen der Weiber und der Kinder bewogen die Barbaren, daß sie ihrer schonten. Sie wurden als Gefangene fortgeführt. Unter dieser Anzahl der Unglücklichen war auch ich. Das Schicksal lieferte mich in die Hände des Akahida, eines der ersten Anführer dieser Räuber. Ich wurde in eine kleine Stadt von Akahida geführt, und dort übergab er mich der Obsorge seines Vaters Abariel.

Ich erinnere mich nur noch im Dunkeln der ersten Auftritte meines Lebens; ich war noch in einem so zarten Alter, daß sich die Zufälle meines aufkeimenden Lebens nur halb und halb in mein Gedächtniß drückten, und in meinen ältern

Jahren hütete man sich sehr, mich der vergangenen zu erinnern. Mein Geist und mein Herz bildeten sich unter der weisen Aufsicht des klugen Abariel. Dieser ehrwürdige Greis ließ mir durch sein Betragen bald die Härte meines ganzen Schicksales vergessen; er vertrat Vaterstelle an mir, und seine Sorge räumte ihm in meinem Herzen bald alle jene Liebe ein, die man dem Urheber seines Lebens sonst schuldig ist. Mit einem Worte: ich liebte ihn, wie meinen Vater.

Abariel entgegen liebte mich nicht minder; er nahm Antheil an meinem traurigen Schicksale; er liebte mein unschuldiges, ungezwungenes Wesen, und mein zartes Gefühl; die rührende Ausdrücke meiner Erkenntlichkeit entlockten seinem Auge manche Thräne. Ich versüßte ihm sein Alter, und war der Trost seiner Jahre.

Dieser ehrwürdige Greis besaß eine edle Seele — eine Seele, die so selten unter den Menschen ist, besonders unter denjenigen, die altes Herkommen und barbarische Gewohnheiten zu Geiseln der Menschheit gemacht haben. Im Zirkel blutgieriger Menschen erhielt Abariel seine edle Denkart, und sein Herz war voll jener heiligen Einfalt, die die Zierde der ersten Menschen war. Er verabscheuhte in seinem Herzen das grausame

Ver=

Verfahren seiner Landsleute; nie konnte er sich an ihre herumschweifende Lebensart gewöhnen, und nie nahm er Antheil an dem Gewinste der Gewalt und der Räuberei. Sein Leben floß still und ruhig dahin; glücklich war er in seiner Seele; aber gehaßt von denen, die ihn umgaben. Seine reine ungeheuchelte Sitten waren Beleidigung für sein Vaterland, und sein untadelhaftes Leben ein ewiger Vorwurf der Bösen.

Abariel, der Liebenswürdigste der Menschen wurde von dem größten Theile seiner Mitbürger verfolgt.

Im Lande der Bösen ist die Tugend selbst Beleidigung, so wie es im Lande der Buckligten ein Verbrechen ist, gerade zu seyn. Wenn der Rechtschaffne in einer Gegend dem Tadel seiner Rechtschaffenheit halber ausgesetzt ist, so ist es ein Zeichen, daß der Unedlen noch sehr viele sind. Neid und Scheelsucht entstehen daher, und man bemüht sich den natürlichen Glanz der Tugend, dem das Laster selbst seinen Werth nicht absprechen kann, soviel als möglich ist, zu verdunkeln. Das allgemeine Gefühl des Edlen liegt im Herzen jedes Menschen; selbst der Boshafte kennt den Werth der Tugend, nur bringt er sie nicht in Ausübung; er fühlet denn seinen Abstand an der Seite des

Ed=

Edlen, und sein Selbststolz fängt an, den zu verkleinern, der edler als er ist.

Die Wahrheit dieser Sätze kann im gemeinschaftlichen Leben genau beobachtet werden. Die meisten Menschen, anstatt von dem Guten gerührt zu werden, und es nachzuahmen, suchen die Eindrücke des Guten zu verdunkeln, damit sie weniger beschämt, weniger unedl scheinen. Allein die Tugend behält immer ihre Grösse; vergebens heben sich Dünste empor um die majestätische Sonne zu verdunkeln; alles zerstreut sich mit der Zeit, und nur das behält seinen Werth, was wahr ist. Es giebt Zeitpunkte im Menschenleben, wo selbst der Bösewicht Zuflucht zu dem Tugendhaften nimmt.

So ergieng es auch dem weisen Abariel. Die Edlern seiner Kompatrioten schätzten ihn, und auch nur diese Hochschätzung hat in den Augen des Vernünftigen einen Werth.

In Angelegenheiten von Zwietracht und Zank, die so gewöhnlich bey Räubereien entstehen, wo Habsucht und niedriges Interesse die Menschen leitet — selbst in Unglücksfällen, wo der Druck der leidenden Menschheit den Drang zur Tugend und den Wunsch nach edleren Gesinnungen er-

regt,

regt, kam man zu Abariel. Bald mußte er entscheiden, bald rathen, bald urtheilen, bald mußte er helfen. Selbst die, die seine Feinde waren, fühlten die Billigkeit seiner Aussprüche, und unterwarfen sich gerne seinen Worten, wenn sie auch gleich seinen Handlungen nicht folgten.

Bey allen den rühmlichen Eigenschaften war doch Abariel nicht ohne Fehler, denn ist Fehlen nicht der allgemeine Tribut der Menschheit? und wo ist der, der von Fehlern frei ist? — Geringe, in sich selbst zwar unbedeutende Fehler verfinsterten doch in etwas seine so glänzende Gaben. Man sagte, er war schüchtern und leichtglaubig — freilich Fehler; aber es frägt sich doch immer, ob diese Fehler nicht das gute Herz zum Grunde haben? Ein stilles, ruhiges Leben war seine Freude; er floh jeden Schein, der seine Ruhe stören konnte. Sein Ansehen, seine Macht, sein Einfluß auf die Gemüther der Menschen räumten ihm viele Vorzüge ein, wenn er mehr Thätigkeit besessen hätte, den wilden Leidenschaften seiner Nation Einhalt zu thun: doch der schwache Abariel getraute sich nicht, dieses grosse Werk zu unternehmen. Selbst seinem wilden Sohne Akahida setzte er durch Ernst in seiner Grausamkeit keine Schranken; er sprach

ihm nur mit Güte zu; allein Güte vermochte nichts über seine barbarische Denkart.

Wie traurig ist es aber nicht für den Guten unter Menschen zu leben, die so weit unter dem Guten sind! — Eben der sanfte, gute, mitleidige Mensch glaubt, daß die übrigen Menschen auch durch Güte, Liebe und Sanftmuth zu leiten wären; er kann sich den Gedanken gar nicht denken, daß die herrlichsten Gefühle der Menschheit ganz ohne Wirkung über Menschenherzen abgleiten können, und doch gleiten sie ab, wie das Thau, das den kahlen Felsen fruchtlos befeuchtet, und die welkende Rose aufrecht erhält.

Meine erste Jugend brachte ich bey Abariel zu. Jeden Tag vermehrte sich seine Liebe gegen mich, und sein Entschluß war, mich täglich mehr an ihn zu heften. Es liegt wieder in der Natur des Guten, daß er Anhänglichkeit suchet — selbst in der Menschheit liegt es; nur Leidenschaften und Egoismus raubt uns die gegenseitigen Stützen, und zertrennt die Kette der Liebe, die die Gottheit vom Engel bis zum Wurme zog. Was ist die Freude ohne Theilnahme? — Was Genuß ohne Mitgenuß? — Dieses grosse Bedürfniß — der erste Keim der Liebe ist tief in unsre Seele gewebt, und man verläugnet ihn

ver-

vergebens. Sehet den einsamen Schwärmer, den menschenscheuen Einsiedler, den Unglück oder Vorurtheile unter Mauern versperren, oder in Wildnisse verbannen — jeder sucht Theilnahme, jeder einen Gegenstand, der an seinen Freuden oder an seinem Kummer theilnimmt. Ein Hund, ein Vogel, ein lebloses Bild muß oft den mangelnden Gegenstand ersetzen, und ist der Mensch so weit ins Elend gesunken, daß kein lebendes Geschöpf seine Empfindungen mit ihm theilt, so streckt er seine Arme nach leblosen Dingen aus, klagt seinen Kummer dem unempfindlichen Stein, und tränkt mit seinen Thränen die Blume, die in der Einöde blühet.

Ich war Akahidas Sklave; meine Jugend war bisher die Ursache, daß er mich noch nicht zu seinen Diensten brauchte; doch sein Entschluß war fest, mich bey reiferen Jahren unter seine Rotte zu stossen. Abariel sah es vor, und um mich vor diesem Unglück zu schützen, wollte er mich diesem grausamen Menschen entreißen, und kaufte mich bey seinem Sohne los, der von seinem Vater doppelt Geld für mich begehrte.

Es läßt sich hier eine schreckliche Bemerkung über die Menschheit machen, wenn man dem Geiste der Handlung nachdenkt. Da schweigen

gen alle Gefühle des Menschen; nur Gewinn ist die entscheidende Richtschnur. Es liegt ein fürchterlicher Mechanismus im Handel und Wandel; jeder Tag giebt uns Proben davon, und der Handel ist immer Handel, ob er Menschen oder Waarenhandel ist.

Kaum war ich in Abariels Macht, als er mir es mit dem zärtlichsten Ausdruck verkündigte; du bist nun mein Sohn, sagte er, und das Glück wollte es endlich, daß ich einen Sohn an dir fand.

Abariel überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, ich mußte mein Sklavenkleid ablegen, und er gab mir die Kleidung seiner Kinder. Du bist frei, fuhr er fort, Alzahel; die Ketten, die du in Zukunft tragen sollst, sollen dir leicht werden, sie sollen Ketten der Freundschaft und der Liebe seyn. — Dann entdeckte er mir sein Vorhaben, welches darinn bestund, mich mit Zulima zu verbinden. Zulima war ein herrliches Mädchen; ich hab ihrer bisher noch nicht erwähnt; ich wurde mit ihr in Abariels Hause erzogen, und schon in den ersten Jahren machte sie tiefe Eindrücke auf mein Herz. Freude und Dankbarkeit raubten mir die Sprache; ich fand keine Worte, meinem Gutthäter zu danken. Ich fiel zu seinen Füssen, und

umarmte seine Knie. Abariel war gerührt, er umarmte mich, und hob mich auf, er selbst konnte kein Wort sprechen, und gieng zurück auf sein Zimmer, berauscht von jener seeligen Freude, die nur der fühlt, der eine tugendhafte Seele hat.

Zulima war jung und schön, und wie ich sagte, ihre Reitze wirkten tief auf mein empfindsames Herz. Ich liebte sie lange schon; aber ich unterdrückte diese Leidenschaft, oder vielmehr ich suchte sie zu verbergen, weil ich besorgte, sie könnte traurige Folgen für mich haben.

Zulima war die Tochter des grausamen Akahida. Dieser Gedanke allein erschütterte meine Seele, und hemmte den Umlauf meiner Säfte vor Schrecken. Die stolze und grausame Gemüthsart der Araber war mir nicht unbekannt; und ich hätte alles gethan, diese Leidenschaft in meinem Busen zu ersticken. So glimmte die Glut der Liebe für Zulima nur in meinem Herzen, und wurde erst zur Flamme, als Abariel ihr neues Leben gab. Meine ersten Gefühle erwachten und behaupteten ihre Rechte durch ihre Stärke, oder vielmehr ich fühlte etwas, das ich bisher noch nie fühlte. Mein Herz war muthvoll, und eine Kühnheit, die ich bisher noch nicht kannte, bemäch-

mächtigte sich meiner Seele. Zulima ist werth, sagte mir eine Stimme, daß man alles für sie waget. Was will die unvermögende Wuth eines Akahida gegen die Liebe? — Sie ist die stärkste der Leidenschaften, die Gebieterin über alles, was ist. Zulimas Besitz ist werth, daß man alles für sie waget. So dachte ich, und bald unterrichtete ich den Gegenstand meiner Liebe von meiner Denkart.

Die zärtliche Zulima unterstützt durch die Rathschläge des guten Abariels überließ sich auch ganz dem Hange ihres Herzens. Bisher war sie noch immer zurückhaltend; unüberwindliche Hindernisse, die sie vorsah, hemmten das Gefühl ihrer Gegenliebe, und ihre Klugheit setzte meiner Zudringlichkeit eine gewisse Kälte entgegen, die mich fast zur Verzweiflung brachte. Ich glaubte, daß sie mich nicht liebte, und ich beschuldigte die Thräne, die der Liebe floß, einer Art von Verachtung. Gott! wie ungerecht war ich; oder vielmehr, wie wenig kannte ich die Liebe! — wie wenig wußte ich, was jene zärtliche und gefühlvolle Sorgfalt eines liebenden Herzens vermochte, das den Drang der Liebe selbst dem geliebten Gegenstande aufopfert.

Abariel

Abariel beobachtete alles genau, und da er mich und Zulima liebte, so wollte er die Tage unsrer Jugend nicht trüben; er kannte zwar die grausame Gemüthsart seines Sohnes, und wußte, daß er vielleicht alles wagen würde, unsre Liebe zu zerstören, und das Band zu trennen, das Abariel knüpfen wollte. Abariel wußte auch, wie wenig er über das Herz des Akahida vermochte, und faßte daher den Entschluß, unsrer Liebe im Stillen zu fröhnen, und uns im Geheim zu Verheurathen.

Die Gesetze des Landes unterstützten Abariels Vorhaben, denn die väterliche Gewalt wird weder durch den Stand, noch durch das Alter geändert. In Abariels Gegenwart schwur ich also dem Gegenstande meiner Liebe ewige Treue — in seiner Gegenwart pflückte ich von ihrem Rosenmunde die ersten Küsse der Liebe, die das Siegel unnennbarer Empfindungen sind — Empfindungen, die nur edlere Herzen fühlen, ohne die Unschuld zu beleidigen, und die Zärtlichkeit zu beschämen.

Akahida erhielt bald Nachricht von unsrer Verbindung, und die Heftigkeit seines aufbrausenden Karakters hätte mich bald das Leben gekostet. Er schwur mir den Tod. Ich sah die schwarzen Wolken der Zukunft, die sich über meinen Scheitel

auf-

aufzogen; aber sie hätten mich nicht erschreckt, wenn ich nicht um Zulimas Leben besorgt gewesen wäre. Man hört ganz für sich zu leben auf, wenn man für andere lebt, und wenn ein Herz einmal so liebt, wie ich Zulima liebte, so ist sein Wohl, sein Daseyn, und seine Existenz nur in dem Gegenstande seiner Liebe. Ich floh in die Arme des guten Abariels; doch — er war ohne Thätigkeit und unentschlossen. Furcht und Hofnung entnervten seine Seele, und er überließ uns dem grausamsten Schicksale, das doch nur er allein hätte lindern, oder gar heben können. Verzweiflungsvoll sucht ich Hilfe, und fand sie nicht; ich streckte meine Arme nach Freunden aus; aber keiner war da, der mir seine Brust reichte, an der ich mein trauriges Schicksal hätte ausweinen können.

Eine gute Seele glaubt wieder gute Seelen zu finden, und der empfindsame Unglückliche bildet sich ein wieder empfindsame Menschen zu finden, die Antheil an seinem Schicksale nehmen. So ergieng es mir. Ich fand Mirza, einen abscheulichen, niederträchtigen Verräther. Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen war auf seiner Stirne, und sein sanftes, lächelndes Auge blickte jedem Menschen Zutrauen ins Herz. Er war Akahidas geheimer Freund, und versprach ihm,

mich

mich seiner Wuth zu überliefern. Er suchte mich mit einer heitern Stirne auf, Theilnahme war in seinem Auge, da er mich umarmte; Honig floß von seiner Zunge; er wußte mein Unglück, er kannte meine Sorgen; er sagte mir, daß er mich seit lange schon liebte; daß mein sanfter Karakter, die Stille meiner Sitten, und die Einfalt meines Wesens seine Seele lang an die meinige kettete; daß ein sympathetisches Gefühl ihn ganz zu meinem Freunde machte. Er nahm Theil an meinem Schicksale — am Schicksale der guten Zulima. Sein Haus, seinen Reichthum, sein Leben selbst both er mir an, um mich und Zulima zu retten, und wenn er auch selbst das Opfer der Wuth des grausamen Akabida werden sollte. So war das Bild des falschen Mirza; und wen hätte dieses Bild nicht betrogen? Wer würde seiner Offenherzigkeit, seiner ungeheuchelten Miene nicht getraut haben? wen würden seine betrügerische Lügen — wen seine verstellungsvolle Tücke nicht hintergangen haben? — Ich kannte die Menschen noch zu wenig; ich beurtheilte sie alle nach meinem Herzen, und wußte nicht, daß es unter ihnen Treulose, Betrüger und Heuchler gebe. Ich umarmte den Bösewicht, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und erwählte sein Haus zum Zufluchtsort meiner Zulima, und sagte ihm die

Stun-

Stunde, in der ich mit Zulima bey ihm seyn würde.

Kaum verließ ich Mirza, als ich zu Abariel hinfloh! — wie konnt' ich den Augenblick meines höchsten Unglückes noch überleben! — Abariel lag hingestreckt ohne Bewußtseyn; sein Haus, seine Thüren waren aufgesprengt; alles verkündigte das Bild der Gewalt und der Verheerung. Dieses war der traurige Auftritt, der sich meinen Augen darstellte. In diesem Augenblicke übersah ich die ganze Folgenreihe meines Unglückes. Zulima! rief ich auf, geliebte Zulima! wo bist du; was ist dir geschehen? Abariel öfnete seine Augen bey meiner Stimme; o mein Sohn! sprach er mit halb gebrochenen Tönen; fliehe vor dem Zorn des grausamen Akahida; er wars, der dir Zulima raubte.

Ich erwartete nicht mehr aus seinem Munde zu hören; meine Blicke erneuerten dem schwachen Abariel alle Vorwürfe, und da ich ihn verließ, so fühlte er nur zu stark die Verachtung, die ich in meiner Seele gegen seine Schwachheit fühlte. Da mein Schmerz am äussersten war, so war ich selbst in diesen Augenblicken gegen Abariel undankbar und grausam: er antwortete mir nur mit diesen Worten. Und du auch, mein

Sohn! —

Sohn! — und da hob er sein thränenvolles Aug zum Himmel, und Seufzer erstickten seine Stimme. Mein Zustand war zu heftig, um überlegen zu können, in welcher Lage ich den guten Abariel verließ. Ich dachte auf keinen andern Gegenstand mehr, als auf Zulima. Der treulose Mirza war noch der einzige, der mir in meinem elenden Zustande übrig blieb. Ich hielt ihn für meinen Freund, und suchte Hilfe in seinen Armen. Er war schon von meinem Unglücke unterrichtet; schon sah er Zulima; schon war er Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Thränen. Seine Freundschaft, drückte er sich aus, war für unser Wohl nicht müssig; er hätte schon die Anstalten getroffen, Zulima in meine Arme zu liefern. Die kommende Nacht sollt' ich sie sehen. So war die List, die er ausdachte.

Zulima war in einem Thurme in der Veste des Akahida versperrt. Dieser Thurm war von einer Seite von den Wellen des Meers beschützt; von der andern waren tiefe Gräben, die den Zugang unmöglich machten. Von der Meersseite sollte ich durch einen Kahn mich dem Gefängnisse nähern und mittels einer Strickleiter, die Mirza schon bereit hielt, zur Zulima kommen. Freude verursachte mir dieser Anschlag, denn zu gleicher Zeit gab er mir die Hofnung, meine Zulima zu

retten. Meine Einbildungskraft stellte mir Zulimas Rettung ganz leicht vor: schon glaubte ich sie in meinen Armen zu haben; schon glaubte ich, daß die stürmenden Wogen des Meers, mitleidiger als Menschen, Antheil an unserm Schicksale nehmen, und uns an glücklichere Ufer führen würden. Vom neuen erschöpft ich mich durch Liebkosungen und Dankesgefühle gegen Mirza. Ich überhäufte ihn mit Küssen; nennte ihn meinen Freund, meinen Erretter, und der Böscwicht nahm diese heilige Nämen als bekannt an, und spielte seine Rolle bis zur Unverschämtheit. Er hörte mit einer Art von Eingezogenheit meine Loboserhebungen an, und drückte mich an seine Brust, die voll von Falschheit war. Meine Seele war bey dieser Täuschung doch heiter; ähnlich war ich dem unschuldigen Lamm, das zum Opferheerd geführt wird, und noch freudig die Wiesen durchhüpft, wo der Altar steht, auf dem es bluten soll.

Hofnung und Freude kehrten in meine trostlose Seele wieder: doch wollt' ich nicht mehr zu Abariel zurück; ich konnt' es mir nicht sagen, was mich davon abhielt.

In einsamen Gegenden wandelte ich einsweilen, die mich vor den Augen des grausamen

Akahida

Akahida sicherten; vertieft in Gedanken machte ich tausend Entwürfe, und schwärmte im Gebüsche in süssen Träumereien, als ich gähling von einem Unbekannten aus meinem Traume geweckt wurde. Dieser überreichte mir ein Billet, und ohne ein Wort zu sagen, zog er sich zurück, und und ließ mir keine Zeit, ihn zu fragen. Ich öfnete dieses Blatt, und noch zittere ich, wenn ich an den Innhalt denke, den es mir verkündigte. Es hieß so:

Traue dem Verräther Mirza nicht; er ist mit Akahida verstanden; ein Mitverschworner zu deinem Untergange. Statt daß du deine zärtliche Zulima findest, wird man dich in die Hände deiner Todesfeinde liefern. Der Entwurf ist gemacht. Man wird die Strickleiter entzwei brechen, wenn du an der Höhe des Thurmes bist, und dich in die Wellen des Meeres stürzen. Sieh dich vor wider die Fallstricke, die man dir legt. Es wird dir leicht seyn, sie zu hintergehen; aber du mußt doch kommen; wenn du nicht kommst ist Zulima für dich ewig verlohren, denn man weiß, daß nur sie dir diese Nachricht hat geben können.

Deine

Zulima.

Es wäre überflüßig, hier ein Gemälde meiner Zerstreunung zu entwerfen. Tausend verworrne Gedanken flogen durch meine Seele, und doch dachte ich keinen Gedanken deutlicher, als den, meine Zulima zu retten.

Ich sah daher, daß ich einen Schifferkahn erwischen konnte, und brachte in selben meine beste Haabschaften. Ich erwartete denn die Nacht; als Finsterniß die Gegend umhüllte, setzte ich mich in den Kahn, und ruderte dem Thurme zu. Die Nacht war stille, das Meer ruhig; ich beobachtete Licht an einer Oeffnung des Thurmes, die aber zimlich hoch war. Als man in der Stille der Nacht die Bewegungen meines Kahns hörte, und meine Annäherung, so öfnete sich dort ein Fenster. Ich beobachtete, daß man langsam und mit Vorsicht einen Strick mit einem Queerbalken herabließ, worauf ich mich hätte setzen sollen. Ich merkte die List, wovon ich bereits unterrichtet war, und band unbedeutende Kleiderstücke, die ich mit Steinen beschwerte, an den Strick, so, daß sie die Schwere eines Mannes ausmachen möchten. Als alles richtig war, gab ich das Signal, und versteckte mich seitwärts am Thurme in ein Gebüsche. Man zog auf, und als man meinte, daß ich die Mitte des Thurms erreichte, so ließ man den Strick nach, und die Last stürzte

un=

unter einem schrecklichen Getümmel tief ins Meer hinab, worauf ein ganzer Platzregen von Steinen kam, die man von der Höhe des Thurms nachschickte. Ich hielt mich ganz leise in meinem Hinterhalt; und hörte das Freudengeschrei meiner Feinde. Sie glaubten mich schon in den Wellen begraben, sie frohlockten über ihre Rache, und spotteten meines Unglücks. Ich ruderte soviel als mir möglich war, und war bereits schon weit im hohen Meere, als die Sonne aufgieng. Ich versah mich mit weniger Rüstung zu meinem nöthigen Unterhalt, und ich würde dem leichtesten Sturme nicht entgangen seyn, wenn mich nicht ein Zufall gerettet hätte. Am Morgen entdeckte ich Land, und tausend neue Gedanken marterten meine Seele. Ich entfernte mich von Zulima; jeder Schritt, den ich machte, entfernte mich mehr von Zulima, und schon glaubte ich, daß uns unermeßliche Räume trennten. Mein Herz glich dem Herzen eines Todten; kein Band kettete mich mehr an das Leben; alle meine Bewegungen waren unwillkührlich, und mein einziger Wunsch war, mich selbst vergessen zu können. Doch gieng ich immer, und ließ meine Barke am Strande, und kam (ich wußte selbst nicht auf welche Art) nach Bagdad.

Harn, der weiseste der Califen, war am Staatsruder. Das Volk war unter dem Szepter dieses tugendhaften Fürsten glücklich. Reichthum ohne Pracht ließ sich in Bagdads Gegenden bewundern, und alle benachbarte Länder waren voll von dem Gerücht, das der Califen Ruhm verbreitete.

Die schöne Gegend, die Monumente von Haruns Ruhm, die man in der Zufriedenheit seiner Unterthanen, in dem Auge jedes Bürgers las, zerstreuten mich, und ließen mich mein Unglück auf einige Augenblicke vergeßen. Doch zauderte ich nicht Hilfe in einer Stadt zu suchen, wo ich hoffen konnte, daß man der Menschheit auch eine Wohnung vergönet. Ich war unbekümmert Nahrung zu finden, obwohl ich bey den Arabern kein einziges Handwerk erlernt hatte, denn ausser Raub und Mord kennt dieses kriegerische Volk keine Bestimmung. Ich gieng daher zu einer Caravanne, und both meine Dienste den Reisenden an. Ich änderte meinen Namen, und nannte mich Nurzadab, und dieses — — ich weiß selbst nicht warum. Ich glaubte, jedermann könnte mein Unglück an meiner Stirne lesen, und ich scheute mich vor meinem Namen selbst, weil er die Erinnerung meines Unglückes war.

Der

Der dritte Mond war am Himmel seit meiner Entfernung von Zulima; ich war traurig und nachdenkend; die Augenblicke meiner Ruhe weihte ich dem theuren Andencken meiner Geliebten, und fand Trost in meinem Schmerze, und meine Thränen waren selbst Erquickung für mein drangvolles Herz. Ich saß einst einsam unter einem Gebüsche, als ich beobachtete, daß ich die Aufmerksamkeit zweier Reisenden auf mich zog. Sie entfernten sich aber schnell; ich wollte ihnen nach; doch blieb ich wieder; ich bin unglücklich dachte ich, und wo findet man Menschen, die Freunde der Unglücklichen sind? — Den andern Morgen frühe kam ein Sklave zu mir. Nurzadab, fieng er an, und nahm mich bey der Hand, du bist glücklich; folge mir. — Ich folgte ihm. Was hat der Unglückliche noch zu verlieren, für den schon alles verlohren ist. Er führte mich nach Bagdad zurück bis in einen abgelegenen Winkel der Stadt, denn nichts schien mir an ihm verdächtig, nichts gefährlich? Er führte mich in ein unbekanntes Haus, öfnete mir eine Thüre, und schloß sie schnell hinter mir zu. Da fand ich zween Fremdlinge, die ihre Gesichter in ihre Kleidung verhüllten. Was hast du mit meiner Tochter gethan? schrie einer mit fürchterlicher Stimme; es war Akahida; das Blut stockte in meinen

Adern

Adern bey seinem Anblick; er warf mich zu Boden, und Wuth blitzte aus seinen Augen.

Wenn dieser Unglückliche nicht gestehen will, wo er deine Tochter hinflüchtete, sagte der zweite Fremdling, und dieser war Mirza, so laß ihn auf die Folter legen, und erzwinge durch Martern die Wahrheit. Mirza sagte dieses in einem Tone — in einem Tone, der ihm ganz eigen war, denn bey der äussersten Unempfindlichkeit seines Herzens deckte kaltblütige Ruhe seine eiserne Stirne. Nein, sagte Akahida, der zwar eine grausame Seele hatte, aber doch nicht so böse wie Mirza war. Er konnte wohl morden, aber nur in der Hitze seines Zornes morden; der andere aber mordete kaltblütig und tödete ruhig. Nein, sagte Akahida, du mußt sterben; er zückte sein Schwert; schon blinkte der Stahl über meinem Haupte; der Trieb der Selbsterhaltung, der so mächtig in unserm Wesen liegt, gab mir Kräfte und Waffen; mein Blick voll Demuth entwaffnete den Barbaren. Ich will meine Hände, schrie er auf, mit dem Blut dieses Unseeligen nicht beflecken. Er übergab mich dem grausamen Mirza. Mirza stellte den Dolch auf meine Brust. Dein Leben steht für Zulima, fieng er an; vergebens schützte ich meine Unschuld vor; meine Bitte erweichte den Tirannen nicht, und meine Thrä-

nen

nen flossen ohne Frucht vor dem Barbaren; er zerriß mit seinem Dolche meine Haut, und versetzte mir etliche Wunden; endlich ergrif ich seinen Dolch, drehte ihn aus seiner Hand, und stieß ihn zurück, daß er zu Boden sank. Er schrie um Hilfe, die Thüre öfnete sich, und der Calife drang mit Gewaffneten ein. Schrecken überdeckte das Angesicht meiner Feinde; der Calife war schon von allem unterrichtet, denn der Sklave, der mich nach Bagdad führte, war einer der Aufseher der Polizei, den der Calife zu meiner Rettung bestimmt hatte. Unter den Soldaten des Califen wurde ich Zulima gewahr. Wer kann nun meine Freude, wer mein Entzücken schildern! — Vergebens verkleidet sich der Gegenstand der Liebe vor den Augen des Liebenden. Ich floh zu ihr, stürzte mich zu ihren Füssen, und sie warf sich in meine Arme. Der Calife war erstaunt, und er hörte die ganze Geschichte unsrer Liebe. Er bedauerte den guten Abariel, der zu schwach war, alle diese Zufälle des Lebens auszuharren, die er erduldete, und der bereits aus Gram und Betrübniß sein Auge schloß. Er bewunderte Zulima, die noch die nemliche Nacht, als ich sie retten wollte, unter der Kleidung der Wache mit einem mitleidigen Sklaven entfloh, und mich in Bagdad aufsuchte.

Der Calife sorgte für unser Glück; allein Akahida war immer unversöhnlich, immer noch wüthend; er verließ Bagdad, und voll Verzweiflung, daß er die Absicht seiner Rache vereitelt sah, ermordete er sich selbst; Mirza wurde das Opfer der Gerechtigkeit; der Calife ließ das Urtheil über ihn sprechen; er endete sein Leben, und Schande folgte ihm noch nach in die Grube.

Ich lebte glückliche Tage an Zulimas Seite; der Calife, den ich liebte, und von dem ich geliebt wurde, überhäufte mich mit Gnaden, und ich sehnte mich mit der Menschheit wieder aus, wider die mich so viele Unglücksfälle empört hatten; ich fühlte, daß es Bösewichter hienieden gebe — abscheuliche Bösewichter, die die Natur beschimpfen, den Namen der Menschheit entehren: doch beobachtete ich, daß doch auch die Tugend noch ihre Anbeter hat, und daß dem Gefühle der Menschheit auch noch Altäre gebaut sind. Ich bedaure nur die, die ihre Leidenschaften in Abgrund des Elendes stürzen, und beweine das Schicksal dieser Unglücklichen. Es liegt in den ewigen Verhältnissen der Natur, daß das Gute die Folge des Guten; und das Böse die Folge des Bösen ist. Wenn auch die Tugend unterdrückt wird, so ist doch kein Sterblicher im Stande sie zu zertretten; sie behauptet immer

ihre

ihre Rechte, und lohnt den, der es verdient; und wenn gleich das Laster glücklich scheint, in Reichthum und in Wohlleben schwebt, so kommen doch die Tage seines Falles — bey einem früher, bey dem andern später.

Azemir.

# Azemir.

Ich verließ Gallipolis, wo ich gebohren ward, und gieng nach Creta, um Aristäen zu besuchen, der der Freund meines Vaters war. Schon einige Jahre hielt er sich in dieser Insel auf, wo der weise Minos Gesetze gab. Die Tugend dieses Fürsten lockte eine Menge Fremdlinge nach Creta; denn man zog es jedem anderm Lande vor, weil Tugend und Weisheit da herrschten.

Eines Tages, da ich an dem Ufer eines reinen Baches wandelte; die Fluthen besah, die dem Krystall an Klarheit glichen, und über einen Silbersand in einsame Thäler hinrollten, wurde ich jähling in meinen Träumereien durch den Anblick eines unermäßlichen Waldes geweckt, wo ich unvermerkt hinkam, und dessen majestätisches Dunkel einen heiligen Schauder verursachte. Ich gieng in den Wald, und kreutzte eine Zeit durch die himmelhohen Bäume, ohne daß ich wußte, wo ich hinkam: endlich erschöpft durch Müdigkeit warf ich mich unter eine Eiche, deren majestätisches Haupt fast an die Wolken drang, und de-

rer

rer Wurzeln eine Quelle befeuchtete, die eine angenehme Kühle weit umher verbreitete. Das sanfte Geräusche dieses Wassers hemmte eine Zeit lang die Thätigkeit meiner Seele, und ein tiefer Schlaf überfiel mich. Ich hatte einen wunderlichen Traum, und nur die Gottheit, der dieser Ort heilig war, konnte mich ihn träumen lassen. Ein ehrwürdiger Greis, dessen Haare weiß wie Schnee waren, der aber bey alledem unter der Last seiner Jahre selbst alle Kräfte der Jugend noch besaß, näherte sich mir. Jüngling! fieng er an, und lächelnd reichte er mir seine Hand; die Gottheit, der dieser Wald heilig ist, die kennt deinen Hang zur Tugend; komm mit mir in ihren Tempel, und huldige ihr mit dem Opfer, das ihr gebührt; sie selbst will dich unterrichten, und will dir die Mittel an die Hand geben glücklich zu seyn. Ich folgte meinem ehrwürdigen Begleiter, und nachdem wir, wie mich däuchte, noch eine ziemliche Strecke Weges in der Tiefe des Waldes machten, so sah ich einen aufgethürmten Wasen, der ringsumher mit Cedern umschattet war. Einige wenige Menschen sassen unter diesen Bäumen und warteten, daß man ihnen die Thüre des Tempels öfnete. Als sie uns sahen, hoben sie sich auf, näherten sich uns und bathen, daß man sie in den Tempel einlassen möchte: der Greis aber gab ihnen durch ein

Zeichen zu verstehen, daß sie in ihrem Platze bleiben sollten, und die Thüren des Tempels öfneten sich von selbst, und setzten mich in ein Erstaunen, daß ich meiner kaum mehr mächtig war. Mein Führer, der meine Zerstreuung bemerkte, und wußte, was in meiner Seele vorgieng, nahm mich leise bey der Hand, und ein Blick voll Liebe und Sanftmuth malte sein Gefühl an seiner Stirne. Guter Jüngling! fieng er an, alles verkündigt dein Glück; fasse Muth, du hast nicht Ursache zu zittern; verbanne eine eitle Furcht, die die Gottheit beschimpft, aus deinem Herzen, und genieße die Gunstbezeugungen, die die Gottheit dir anbiethet.

Diese Worte stärkten meine Seele; ich gieng in die Vorhalle des Tempels; aber sie war so klein, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinem Führer meine Verwunderung hierüber zu bezeugen. Diese Halle, fuhr mein Führer fort, ist noch zu groß für die wenigen Menschen, die hieher kommen; denn wisse, daß die Göttin, die hier thront, die Wahrheit ist, und obwohl du noch zimlich jung bist, so hast du dennoch schon genug gelebt, um zu wissen, daß nur wenige Menschen dieser Gottheit opfern. Man bauet ihrer Feindin, der Lüge, glänzende Altäre, und verjagt die edle Wahrheit aus Pallästen und

Städ=

Städten; manchmal kommen einige, aber mehr von Vorwitz als von der Güte des Herzens geleitet, sie in einsamen Gegenden aufzusuchen; doch durch die ungekünstelte Einfalt, die hier herrscht, werden sie bald wieder zurück getrieben, und bedauern ihre Mühe, und klagen über die Beschwerlichkeit der Reise, die sie machten.

Binnen der Zeit, als der Alte mit mir so sprach, heftete ich meine Blicke auf eine kleine Thüre, die eher der Thüre eines Kerkers als der eines Tempels ähnlich war. Diese Thüre öfnete sich, und ich folgte mit Zutrauen meinem Führer; ich glaubte, ich wär in eine himmlische Gegend versetzt; eine edle Einfalt herrschte in diesem Gebäude, alles verkündigte Ehrfurcht und Anbethung. Das Gewölbe ruhte auf einem Säulengange von Jaspis; eine Gottheit schien die Baumeisterin dieses Wunders der Architektur gewesen zu seyn. Die Wände waren aus weissem Marmor, und die Bildungen, derjenigen, die sich dem Dienste dieser Göttin weihten, waren daraus im Profil ausgehauen. Die Göttin saß auf einem Throne von Gold; er war glänzend, aber nicht blendend. Bey ihren Füssen lag das Bild der Lüge, in der Stellung eines Gefangenen, der sich umsonst bemüht, sich seiner Fessel zu entledigen. Ich stürzte zu den Füssen der Gottheit;

hebe

hebe dich auf, sagte sie mir; deine Liebe zu mir, der Weihrauch, den du auf meinen Altåren branntest, selbst im Schoose des Verderbnisses, haben dich meiner Güte würdig gemacht. Dein Vater, der unter dem Schatten des Throns erzogen war, der kennt die Wahrheit des Menschenglückes nicht; sein Herz wird durch stürmische Leidenschaften beherrscht; er ist eifersüchtig gegen alle Grösse, und haßt jeden, von dem er glaubt, daß er ihm gleich werden könnte. Um seine Grösse zu befestigen liegt in seinem Plane dich mit Melinden zu verheurathen. Die Schönheit dieser Prinzessin macht zwar die Zierde des Hofes; doch ihr Ehrgeitz ist so groß als der seine; er glaubt durch sie zu gewinnen; seine Macht zu vergrössern, und den Fürsten anderer Reiche sich fürchterlich zu machen. Du selbst, von diesem Fantom getäuscht, bildest dir ein, daß du glücklich seyn könntest; aber die Wahrheit wird bald deine Einbildung überwiegen, und diese Bande würden dein Glück nicht machen.

Als die Göttin so sprach, berührte sie mich mit ihrer goldenen Zauberruthe, und der Tempel verschwand vor meinen Augen; ich sah nichts mehr als einen grossen unermäßlichen Pallast; eine Menge Volkes drängte sich in selben, und ich sah unter der Menge verschiedene, die ich kante.

Ich

Ich näherte mich einem, dessen gute Miene mich einnahm. Er gieng hastig aus dem Pallaste, und er schien in tiefen Gedanken zu seyn. Ich näherte mich ihm mit Ehrfurcht, und fragte, wer denn der Herr dieses herrlichen Aufenthalts wäre. Jüngling! erwiederte er mir; fliehe diesen Ort, diesen Boden, worauf der Fluch der Menschheit ruht; eile und suche gesündere Luft, und hauche die vergiftete Dünste nicht ein, die die Liebe zum Laster hier ausbreitet. Folge mir, sagte er; ich folgte ihm, und als wir auf eine weite Ebne kamen, in derer Mitte einige Pappelbäume stunden, lagerten wir uns da, und er fuhr weiter fort. Ich bin an dem Ufer des Euphrats gebohren; meine Eltern waren reich und von Ansehen; das Haus meines Vaters war jedem Gelehrten offen, und er liebte die Wissenschaften bis zur Schwärmerei. Ich hatte noch kaum sieben Jahre, so mußte ich schon nach Egypten, und er vertraute dort meine Auferziehung einem berühmten Grammatiker. Meine Mutter, die mich mit äusserster Zärtlichkeit liebte, wollte mich nicht von ihr lassen, aber es war vergebens; ich mußte fort, und meine Entfernung war die Ursache ihres Todes. Nach einigen Jahren kam ich wieder in meine Vaterstadt zurück, nachdem ich ehvor alles erlernt hatte, was man in einem Lande lernen konnte, wo Künste und Wissenschaf-

ten so hoch als in Egypten getrieben wurden. Ich schätzte mich glücklich, und kannte kein grössers Unglück als die Unwissenheit. Mein Vater, dessen einzige Freude ich war, vernachlässigte nicht, meine Talente zu benützen, und verschafte mir alle Gelegenheit, sie immer mehr und mehr zu entwickeln: doch lang dauerte das Vergnügen nicht, das er genoß; er starb, und ich war des zärtlichsten, des liebvollsten der Väter beraubt. Ich war reich, und fand daher Tröster genug. Ich war umrungen von einem Haufen grosser und schöner Geister. Sie bestürmten mein Haus und zankten sich in die Wette um meine Gunst. Ich gestehe es zu meiner eigenen Schande, daß mich der Weihrauch betäubte, den sie mir streuten, und daß ich den Schmeicheleien Gehör gab, die sie mir vorsagten. Ich war gerührt durch ihre Aufmerksamkeit, durch ihren Eifer; ich bildete mir ein, daß sie nur für mich lebten, und lebte daher nur ganz für sie; ich dachte nur auf ihren Nutzen, nie auf den meinigen, und öfnete daher die Augen zu spät, als mein Vermögen hin, und ich der Preis unbarmherziger Gläubiger war. Ich ward arm, und nun verließ mich alles; kein Künstler, kein Poet, kein Redner wartete mehr in meinem Vorzimmer; wo ich hingieng, fand ich niemanden als mich selbst, und in diesem Selbst lag weder Trost, noch Freude. Die schönen Reden,

den, die ich über die Standhaftigkeit, über den Muth, über die Grösse der Seele hielt; alle die schönen Wissenschaften, die ich besaß; die Zierlichkeit meines Stils, die Richtigkeit meines Ausdrucks; selbst die Macht meiner Wohlredenheit, die ich über andere hatte, hatte keine Gewalt über mich; ich lernte erst, daß ich nur schön über die Tugend philosophiren konnte, aber daß ich noch weit entfernt war, sie praktisch auszuüben; da sah ich erst ein, daß ich mich bisher beflissen hatte schön zu reden, aber daß ich vernachlässigt hatte gut zu handeln. Alles was ich ansah, machte mir Mißvergnügen; alles erniedrigte mich vor mir selbst. Ich brachte einige Jahre in einem traurigen, kummervollen Leben zu; endlich glaubte ich das wahre Glück, nach dem mein gefühlvolles Herz so sehr seufzte, in der Schule der Gymnosophisten zu finden: aber auch da war ich wieder betrogen. Ich wollte in meine Vaterstadt zurück; da fand ich einen jungen Menschen, den ich von Egypten aus kannte; er machte eine Reise um die Welt, und nahm mich mit sich. Wir kamen nach Gallipolis; man sagte uns, daß da der Mittelpunkt der schönen Wissenschaften, der Künste und des Geschmacks sey: auch das Ansehen der Bürger schien diese Begriffe zu rechtfertigen; Freude stralte aus ihren Augen; Freiheit schien in ihren Handlungen zu herrschen; aber

Pracht und Wohllust entnervte sie. Ich folgte diesem Volke bis in den Tempel; aber wie erschrack ich, als ich entdeckte, daß die Lüge ihre Göttin war, die sie anbetheten. Ich floh sogleich aus dem Tempel, und will wieder in mein Vaterland zurück, um dort einen Winkel aufzusuchen, wo ich unbekannt der Wahrheit dienen kann. O Jüngling! daß meine Erfahrung und mein Unglück dich warnen könnten, daß meine weite und unnütze Reisen dich lehrten, ruhig in dem Winkel zu leben, wo du gebohren bist. Suche den grossen Haufen der Narren nicht auf, unter denen keiner die Wahrheit kennt; verlasse ihren heiligen Tempel nie, um einer Betrügerin zu fröhnen, die dich mit Schwärmerei und Schalkheit lohnt.

So sprach der Unbekannte, und verschwand vor meinen Augen. Ich war in der größten Verwirrung; ich wußte nicht, was ich thun sollte; ich besorgte die Göttin zu beleidigen, wenn ich wieder in Tempel zurückkehrte; doch dachte ich auch, daß vielleicht alles dieses nur eine Prüfung von ihr seyn könnte. Ich gieng zurück: als ich hineinkam, so lächelte sie mir wieder sanft entgegen. Jüngling! sagte sie, Menschenglück ist nur dort, wo Wahrheit, und Wahrheit nur dort, wo Tugend ist; vergebens bemühst du dich

am

am Pracht der Höfe; vergebens in den Lehrschulen der Gelehrten; vergebens in den Armen der Buhlerinnen Glück zu finden — alles ist Täuschung; nur im Tempel der Wahrheit findest du es; denn Wahrheit wird dich zur Tugend führen. Der Tempel, der mir gebaut ist, sey dein Herz; die Beobachtung sey deine Führerin, und sie wird dich lehren, daß es nur wenige giebt, die Wahrheit suchen — wenige, die sie finden. Glück für Menschen ist nur das, was immer Glück bleibt; das was dir kein anderer Mensch rauben, kein Zufall entreißen kann. Das, was wahrhaft dein wird, das dich im Unglück und selbst im Tod noch begleitet; denke, daß das Leben des Edlen der Rose ähnlich ist, die die Zierde der Gegend macht, wo sie blüht; aber trenne die Blume nicht vom Stocke vor der Zeit ihrer Bestimmung, denn die Folge ist, daß sie welket.

München,
gedruckt bey Joseph Zangl bürgerl. Stadtbuchdrucker.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Die Folgen der Tugend und des Lasters, oder moralische Grundsätze, anwendbar gemacht aufs Herz durch Erzählungen

München 1789

P.o.germ. 291 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107592-8
VD18 14444534-001